This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

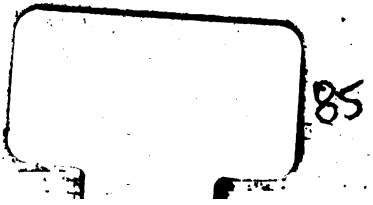
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

5834



NAS

3 3433 08230018 1

Bey

Bildung f

Zweyt

08230018 1

Beyträge

zur

Bildung für Jünglinge.

Zweytes Bändchen.

Beyträge

zur

Bildung für Jünglinge.

KRAUS 24DEC84

COPYRIGHT
1818

Ueber Unaufgelegtheit.

Der widrige Seelenzuſtand, den wir ſo nennen, gehört unter diejenigen Dinge, worüber die Menſchen im Allgemeinen ſich häufig beklagen, und von denen ſie ſich doch niemahls völlig losmachen. Iſt's damit etwa auch ſo, wie beym Xenophon Araſpes gegen Kyros über denſelben Zuſtand in der Liebe ſich äußert? — „Nur dem gemeinen Menſchen iſt das eigen, ſagt er, die wünſchen ſich wohl auch, wenn's mühſelig geht, den Tod, und dennoch, wiewohl es tauſend Mittel und Wege gibt, des Lebens los zu werden, machen ſie ſich nimmermehr davon los." —

Kann man der Unaufgelegtheit ſich erwehren? — Ich wage es nicht, nein darauf zu ſagen, wiewohl das Ja mich beſchämt, denn es gibt Zeiten, wo ich mich ihrer nicht genug erwehre; aber das kann ich getroſt ſagen, daß es ſolche Zeiten noch mehr gab, und ſo kann ich um ſo mehr mit Fug und Recht Mittel an die Hand geben, den Dämon zu beſchwören, der auch mich ſchon geplagt hat.

Non ignarus mali miseris succurrere disco. —

Allgemein wird wohl die Schuld der Unaufgelegtheit auf Umstände und auf den unvermeidlichen Einfluß unvermeidlicher Dinge geschoben, was aber gar nichts beweiset, weil der Mensch meisten Theils, wo er Entschuldigungen anbringt, eine vorhandene Schuld schon halb gesteht, und dann immer eher seine Natur und die Menschen und die Welt anklagt, als sich. Hingegen macht gerade die Allgemeinheit dieses Übels und die Leichtigkeit, mit der man es vor sich zu entschuldigen pflegt, es um so gefährlicher. Wenn es, wie bey andern bösen Gewohnheiten, anerkannt wäre, daß bey der Unaufgelegtheit immer mehr oder minder Schuld mit unterläuft, und daß die Lauigkeit und Trägheit, welche sie zur Folge hat, wahrhaft eine Sünde wider den bessern Geist im Menschen ist, so würde man sich mehr dafür hüten.

Unläugbar ist wohl eine gewisse Verfassung des ganzen Menschen, mens sana in corpore sano, eine Bedingung der Aufgelegtheit. Was einmahl die zweyte Hälfte hievon angeht, so hängt diese großen Theils vom Menschen ab, der nicht bloß, wenn er gut geschaffen ist, seine Sinne heiter erhalten, sondern selbst eine schwächere Leibesbeschaffenheit stärken und zu vielerley tüchtig machen kann. Wer merkt es Cäsarn an, der seine Zeit beschrieb, Reden hielt, das Reich durchflog von einem Ende zum andern, als

Krieger und Feldherr sich auszeichnete, daß er schwächlich geboren war? So war's mit dem berühmten Agesilaus und mit mehreren andern älterer und neuerer Zeit. Der Mensch kann viel, wenn es ihm rechter Ernst ist.

Wenn ich überhaupt die kräftigen Alten betrachte, deren Lernen und Erfahren und Selbstdenken fast durchgehends gleich in Handeln zum Besten ihres Gemeinwesens, in recht thätiges Leben überging, so schäme und ärgere ich mich über unsere sitzende und ersessene Weisheit. Ich möchte viel darüber sagen, wenn's hierher gehörte. So viel aber kann ich sagen, weil's hierher gehört, daß ich mir einen Xenophon z. B., wenn ich lese, was er that und schrieb, durchaus nicht unaufgelegt denken kann.

Zweyerley macht es, dünkt mich, daß mehr Lebensfrische in ihnen war: einmahl, daß sie mehr in freyer Luft und Sonne, Bewegung und Öffentlichkeit lebten gegen unser Stubenleben; und dann, daß sie mäßiger und einfacher lebten. Beydes können wir auch; bey einer solchen Lebensweise wird die widrige Abspannung nicht eintreten, die nicht selten den Überverfeinerten befällt.

Es ist empörend, wenn man in unserer Zeit von Menschen hört, die im Leben untheilnehmend und kraftlos, allenfalls ein einförmiges Brotgeschäft trei-

bend, Begeisterung zur Dichtkunst oder Wissenschaft durch zu sich genommene Reitzmittel zu erwecken, Kaffeh- oder Champagner-Geist zu ihren Genius zu machen gedenken. Dafür kommt auch von jenen, denen man solches nachsagt, oft Abenteuerliches genug zu Tage. Wie anders die Alten! Geist und Leben war ihre Begeisterung, aus Geist und Leben ging sie hervor. Wer war tiefer in Gedanken, dichterisch-schöner im Ausdruck, als der nüchterne Plato?

Lebe so viel möglich naturgemäß: und deine Natur wird zu Allem aufgelegt und tüchtig seyn. Fühlst du dich ermattet vom Stubenleben: geh hinaus ins Freye; dort empfängst du mit jedem Schritt und mit jedem Athemzug frische Kraft, mit jedem Blick gleichsam frische Gedanken. Denkkraft und Dichterkraft übt und stärkt sich an der Natur. Wie könnt' es unter heiterm Himmel über uns, in uns trübe bleiben? „Für Seelenaugen ist das Himmelblau, wie für körperliche das Erdengrün, eine innige Erquickung und Stärkung." Genug davon. Wer je das durch und durch Erheiternde eines Spatzierganges gefühlt hat, dem thut selber die Erinnerung daran wohl, und er bedarf meines Aufforderns nicht.

Ich komme auf eine üble Angewöhnung, aus welcher körperliche und geistige Unaufgelegtheit zugleich hervorgeht. Ich meine das Verschlafen der Morgen-

ſtunden. Ein wahrhaft böſes Zeichen waltet gleich am Anbeginn des Tages über einen, wenn man ſich verſchlafen hat, und häufig kommt man den ganzen ſelben Tag nicht mehr daraus. Es iſt unglaublich — ich rede leider aus eigener Erfahrung — wie man oft verſtimmt wird, wenn die erſte Empfindung des Morgens ein Erſchrecken über die Stunde iſt. Ohnehin hat man nicht immer das Glück recht heiteren Sinnes zu erwachen, und den Tag guten Muthes anzufangen. Kindiſch-empfindlich iſt man oft in den erſten Augenblicken, verdrießlich über den unbedeutendſten Zufall, der einem in die Quere kommt. Ein trüber Morgenhimmel, ein unbefriedigter Wunſch oder eine unangenehme Verlegenheit von geſtern, woran man ſich erinnert, ein unwillkommnes Geſchäft, das heute muß verrichtet werden, ein Stiefel, in den man nicht ſchnell genug kommen kann, — und um des ganzen Tages Stimmung kann's geſchehen ſeyn. Es iſt ſo viel Kleinliches, was im Leben uns zu ſchaffen macht; wenn wir uns nicht recht zuſammennehmen, müſſen wir ſelber oft unvermeidlich kleinlich werden. So iſt's hier. Wer's auf den Zufall ankommen läßt, ob er aufgelegt oder unaufgelegt wird ſeyn können, der wird übel fahren; denn, ich wiederhohl' es, wer nachgibt, wird ſich immer mehr träge und kindiſch-reitzbar finden. Langſchläferey macht allzeit weichlich und ärger-

lich, das letztere, weil es schon einmahl die ganze Tagesordnung zerrüttet.

Gegen Verschlafen gibt's kein Mittel, als eine rechte Ordnung im Leben und ein festes Vornehmen. Es ist wirklich ein erstaunlicher, durch vielfache Erfahrung bewährter Beweis von der Kraft des menschlichen Geistes, daß der bestimmte, klargedachte Entschluß mit seiner Kraft die ganze Zeit der Bewußtlosigkeit überdauert, und in der festgesetzten Viertelstunde — so weit kann man's bringen — thätig wird. Und Gewohnheit kann hier zum täglich wiederkehrenden Naturlaufe machen, was bey dem Ungewohnten außerordentliche Anstrengung und Überwindung kostet. Man muß in der That sich schämen, wenn man liest oder hört, wie weit es Menschen, denen es um die Gewinnung der möglichst langen Lebenszeit, aus innerem Triebe nach Wirksamkeit zu thun gewesen, in dieser Hinsicht gebracht haben. Ich entsinne mich hier gleich des großen und guten Süllys, der seine angestrengte Thätigkeit für König und Vaterland täglich mit frühem Morgen anhub und bis in die späte Nacht fortsetzte, so wie Friedrich II., von dem es bekannt ist, daß er damit umging, den Schlaf sich eigentlich ganz zu ersparen.

Wenn dieß auch nicht jedem, besonders bey dem mehreren Kraftaufwande des Jünglingsalters möglich,

wenn auch eine naturwidrige Verſagung des Schlafs dem Leben wirklich nachtheilig, folglich nicht zu billigen iſt: ſo zeigen doch ſolche Beyſpiele, daß der Menſch über ſeine Natur mehr Gewalt hat, als mancher wohl zu glauben geneigt ſeyn möchte. Nur zu häufig entſchuldigen wir die Nachgiebigkeit unſers Willens mit der Schwäche unſerer Natur. Ich frage auf's Gewiſſen jeden, und mich ſelbſt: Haſt du ſchon einmahl eine Sache, die dir recht Ernſt war, oder worauf du dich recht freuteſt, verſchlafen? Für mich antwort' ich Nein; und wenn weiter gefragt wird: Iſt dir denn dein Beruf darin nicht rechter Ernſt und rechte Freude? — ſo verſtumm' ich: denn ich habe ſo oft über die Kürze der Zeit geklagt, und ſo oft geſagt und gefühlt, Thätigkeit ſey die größte Luſt, daß ich mich ſchämen muß, wenn ich an das Wort denke, das ich jetzt nicht einmahl herſchreiben mag.

Darüber, ſo wie über die Unbehaglichkeit in der Stunde des Erwachens, ſey es mir erlaubt ſtatt alles deſſen, was ich noch darüber ſagen könnte, eine Stelle aus Mark Aurels Selbſtbetrachtungen herzuſetzen, mit der man ſich, wie der Perſerkönig aus dem Munde eines Sclaven zu den Regierungsgeſchäften, täglich in der Frühſtunde durch ſeinen Genius ſollte zur Selbſtregierung erwecken laſſen. Sie lautet alſo:

„Wenn du in der Frühſtunde etwa mit trägem

Sinne erwacheſt, ſogleich denke: ich erwache, um als Menſch zu wirken; ſollte ich denn mürriſch ſeyn, wenn ich hingehe zu thun, was der Zweck meines Daſeyns und meiner Einführung in die Welt erfordert? Oder ward ich etwa nur deßwegen gebildet, um ruhend auf meinem Lager mich zu wärmen?"

„Aber das iſt doch ſo behaglich!"

„Biſt du denn für den Genuß des Behaglichen, und gar nicht zur Thätigkeit da? Sieheſt du nicht die Pflanzen, die Vögel, die Ameiſen in ihrem Weltgebäude ſich anbauen? Und du willſt keine menſchliche Thätigkeit üben? nicht laufen zu dem Ziele, das deine Natur dir vorſteckt?",

„Aber man muß doch ausruhen?"

„Das muß man. Indeß hat die Natur doch auch hierin ein gewiſſes Maß beſtimmt, ſo wie ſie es im Eſſen und Trinken beſtimmt hat. Und du ſchweifeſt dennoch über dieſes Maß, dennoch über dieſe Bedürfniſſe hinaus? Leiſteſt hingegen in deinen Thätigkeitsäußerungen nicht was du kannſt, ſondern bleibſt dießſeits der Gränze des Möglichen? Wahrlich du liebſt dich ſelbſt nicht, denn ſonſt würdeſt du auch deine Natur und das Vernunftgeboth derſelben lieben."

Wie hier Mark Aurels Geiſt, ſo ſpricht der Genius in uns, durch den wir uns ſollten wecken laſſen, uns

bey zu spätem Erwachen an, und schilt uns: aber anstatt eifrig werden wir dann gewöhnlich bloß übellaunig, und dann gehts auch schon in diesem bösen Zeichen fort, wie der Tag anfing. Wie könnte auch der Tageslauf, also verwirrt und verdrießlich begonnen, zu was Vernünftigem führen? Sey uns eine Stunde verloren, so kommt man zu allem um eine Stunde später; manches muß ganz unterbleiben, und das verdirbt alle Eintheilung von Geschäft und Leben: statt des Morgengrußes schaut oder fährt man alles unfreundlich an, und das verdirbt den geselligen Umgang. Beydes ist dann nicht selten auf den ganzen Tag verdorben.

Was ich von der Eintheilung des Geschäfts und Lebens sagte, das führt mich auf ein großes Hinderniß der Aufgelegtheit: das ist die Unordnung. Ein Leben ohne Ordnung im Innern und Äußeren macht verwirrt, zerstreut, erschwert alles rechte Thun auf die widrigste Weise. Schon in der äußeren Umgebung wirkt die Unordnung nachtheilig; mir wenigstens ist in einem wüsten Zimmer immer unheimlich zu Muthe, und ich finde mich da weit weniger aufgelegt zu arbeiten, als wo alles schicklich an Ort und Stelle ist. Wenn der Mensch einmahl in einer schönen Gegend anders gestimmt wird, als in einer verwilderten Haide, wenn uns ein krummer, unreiner Gang in ei-

nem Garten, ein übelgewachsener oder ausgestandener Baum in einer Allee beleidigt, so kann es auch unmöglich gleichgültig seyn, ob in unserer Wohnung Kleider, Bücher, Geräthschaften chaotisch durch einander liegen, oder jedes an seinem Platze. Rechne man dazu das oftmahlige mühsame Suchen, das oftmahlige Verlieren, und den Ärger, der unvermeidlich ist, wenn man etwas nicht findet, wo man's eben nothwendig braucht, so wird man gelten lassen müssen, daß echte Lebensphilosophie sich auch mit Aufräumen des Zimmers beschäftige. Überhaupt ist die Liebe zur Ordnung nur Eine; sie regelt das ganze Leben im Kleinen, wie im Großen. Es ist eine ganz gewöhnliche Äußerung, daß das, was Genie genannt wird, gewöhnlich sich über Ordnung hinaussetzt: aber einmahl ist auch hier anwendbar, daß mancher das Außerordentliche thut, und das Wichtige vernachläßigt, wobey gewiß nichts gewonnen ist; und dann ist's auch zweyerley, sich über eine gewisse Ordnung im Leben hinaussetzen, oder zu ihrer Befolgung zu schwach seyn. Im wissenschaftlichen, so wie im thätigen Leben muß der Verstand wirken, der Ordnung schafft, und große Männer haben es nicht klein gefunden, eine Tagesordnung sich zu entwerfen und zu halten. Wer das im Kleinen überflüssig hält, der wird in einem größern Wirkungskreise gewiß verwirrt wer-

den, und wo Verwirrung herrscht, da ist heiterer Muth und Thätigkeit im Arbeiten nicht möglich. In jeder Art der Geschäfte ist immer der Anfang etwas Mißliches, fordert, ich möchte sagen, einen gewissen Ansatz der Seele, aber noch zehnmahl mißlicher ist er, wo keine Ordnung zu Hause ist. —

So ist's mit der Ordnung in der Zeitanwendung. Nicht, daß jeder Mensch Stunde für Stunde unabweichlich, wie in einem Militär-Erziehungshause, sein Thun vorgeschrieben haben müsse — dabey verkümmert auch die freudige Selbstthätigkeit, die zum wahrhaft Guten erfordert wird — aber wenn man hierin jeder augenblicklichen Lust zu Gefallen von der Ordnung seiner Geschäfte abweicht, so macht das auch zerstreut und unaufgelegt zu allem, was Anhalten erfordert. Überhaupt ist gar keine rechte Lust möglich ohne rechte Arbeit, beydes abwechselnd erhält das Leben frisch. — Ich kann ein schönes Bild eines durch naturmäßige Anordnung und Thätigkeit erheiterten, nützlichen Lebens entwerfen, wenn ich es aus sehr alter Zeit herausheben und hersetzen darf. Es ist ein Auszug aus der Tagesordnung der Pythagoräer. Gleich das erste Mahl, als ich ihn las, gab er mir ein sehr angenehmes Gefühl, das ich mir gern erneuern mag. „Sobald die Pythagoräer des Morgens erwacht, und von ihrem Lager aufgestanden waren,

erzählt Meiners, wandelten sie an ruhige, einsame Örter, in Haine oder Tempel, nicht nur um ihre Sinne und Körper zu erwecken und zu erfrischen, sondern auch um ihr Gemüth zu sammeln, ferner, um die Thaten des vergangenen, oder mehrerer vergangener Tage zu wiederhohlen, und endlich sich zu den Geschäften des angefangenen Tages vorzubereiten. Sie nahmen die Töne der Leyer zu Hülfe, um alle Nebel des Schlafes zu zerstreuen, ihre Lebensgeister zu ermuntern, und die Seele zu einer gesetzten, gleichförmigen Thätigkeit zu stimmen. Ihnen schien es gefährliche Leichtfertigkeit mit andern zu reden und umzugehen, bevor man sich mit sich selbst unterhalten habe, weil nothwendig Unruhe und Verwirrung des Geistes und Übereilung in Handlungen und Geschäften daraus erfolgen müsse, wenn man sich ohne alle Vorbereitung ins Gewühl der Menschen hineinstürze. Wenn die Pythagoräer ihre frühen Spaziergänge geendet hatten, so suchten sie sich auf, und wandten in Tempeln oder ähnlichen Örtern die heitersten Stunden des Tages und ihre ersten Kräfte zum Lehren oder Lernen, zur Aufklärung des Geistes und Erweiterung nützlicher Kenntnisse, oder auch zur Besserung des Herzens an. Auf diese lehrreichen und bildenden Unterredungen folgten Übungen, die dem Körper Stärke und Behendigkeit geben, oder sie auch

vermehren mußten. Die meiſten wetteiferten mit einander im Laufen, andere rangen in Gärten oder Hainen, und noch andere warfen große Gewichte nach gewiſſen Zielen, oder tanzten auch gewiſſe Tänze, die mit heftiger Bewegung aller Theile des Körpers, beſonders der Hände, verbunden waren. Von dieſen Leibesübungen gingen ſie zum Mittagsmahl, das unter Griechen und Römern meiſtens nur Frühſtück, aber unter den Pythagoräern noch viel einfacher als unter den übrigen Griechen war. Sie genoſſen dabey weder Fleiſch noch Wein — von letzterem enthielten ſie ſich den ganzen Tag über — ſondern nahmen nur ſo viel Brot und Honig zu ſich, als zur Stillung des Hungers nöthig war. Nach geendigter Mahlzeit arbeiteten ſie den größten Theil des Nachmittags in öffentlichen Angelegenheiten, und erſt Abends gingen ſie, nicht einzeln, ſondern zu zwey und dreyen ſpatzieren, und wiederhohlten die Materien, die ſie des Morgens gehört, oder worüber ſie ſich unterredet hatten. Dieſe Abendſpatziergänge beſchloſſen ſie mit einem kalten Bade, und verſammelten ſich dann in gemeinſchaftlichen Speiſeſälen zum Nachteſſen, das aber immer vor Untergang der Sonne geendigt wurde. Dieſe Abendmahlzeiten, in welchen nie mehr als zehn Brüder der größern Vertraulichkeit wegen beyſammen wa-

ren, wurden jedes Mahl mit Libationen und Opfern angefangen und beschlossen, und bestanden aus mannigfaltigen und nahrhafteren Speisen, als welche sie zu Mittage zu genießen pflegten. Sie aßen nicht nur gekochte und ungekochte Kräuter und Gemüse, sondern auch Fleisch, aber selten und wenig, und tranken auch Wein. Wenn sie abgespeist hatten, unterhielten sie sich noch eine Zeit lang mit angenehmer oder unterrichtender Lectüre. Der oberste der Gesellschaft schlug vor, was gelesen werden sollte, und der jüngste mußte vorlesen. Zuletzt wurden noch beym Auseinandergehen jedem die wichtigsten Pflichten des Lebens und die Hauptgrundsätze des Ordens kurz vorgehalten und in Erinnerung gebracht. Bevor sie sich niederlegten, überdachten sie noch, was sie den Tag über gesehen, gehört und gethan hatten, und bemühten sich sodann ihre Seele zu entspannen und durch die sanftesten Harmonien der Leyer in eine süße Ruhe einzuwiegen und zu einem ungestörten und traumlosen Schlafe vorzubereiten."

Mir ist, wenn ich das lese, als käme etwas von jener heiteren Ruhe mir in die Seele, die ein solcher Tageslauf geben mußte. Da ist vom Anfang bis zu Ende Harmonie und Maß, Thätigkeit und Ausruhen, alles, was nur erfordert wird, mentem sanam in

corpore sano zu schaffen und damit Heiterkeit und Thätigkeit zu allem Guten.

Wir leben nicht in der Griechenzeit und im schönen, milden Großgriechenland, wir können keine pythagoräische Brüdergemeinde bilden, aber wir können auf unsere Zeit und Landessitte ihre Lebensweisheit anwenden, deren Hauptgegenstand war, eine geordnete, alle guten menschlichen Kräfte im rechten Maß übende Thätigkeit.

Nur Thätigkeit macht den Menschen frisch und fröhlich, nur Thätigkeit ist Leben, Nichtsthun ist der wahre Seelentod. Sieh die Menschen an, selbst die alltäglichsten, fröhlich sind sie nur in Thätigkeit. Tanzen, Reiten, Jagen, was immer fröhlich macht, ist Übung einer Kraft, Gefühl des Lebens, und je edler die Übung, desto reiner die Freude, je mehr Kräfte des Geistes und Körpers in wechselnder harmonischer Bewegung, desto dauernder, freudiger das Gefühl des Daseyns.

Früh sollte man den Menschen an Thätigkeit gewöhnen, seinen Anlagen Spielraum geben, daß er einst seine Lebenszeit recht auszufüllen vermöge, daß er so viel möglich, jede Stunde seiner Wirksamkeit sich erfreue, und mit der Zeit, die ihm gegeben ist, wuchere. Herzlich dank' ich's meinem guten Vater, der es gern sah, wie ich schon als kleiner Knabe an

Zeichnen, Mahlen, Bossiren in Wachs u. dgl. meine Lust hatte, der die Dinger alle, woran Arm und Fuß oft so wenig kenntlich war, wie an altägyptischen Kunstdenkmahlen, jederzeit gern ansah, und geduldig recensirte. Er durft' es aber nicht zu ernsthaft machen, sonst war ich, stolz auf mein Kunstgenie, leicht mit einer Antikritik da, die mit einer von Weinen unsichern Stimme vorgetragen den väterlichen Recensenten zu stark rührte, so daß er böse scheinen mußte!

Dank auch euch, meine beyden ersten Jugendfreunde, die so treulich mit mir arbeiteten, was die rege Knabenphantasie eingab. Himmel! was ging uns alles von der Hand. Mehr als eine Landarmee, so auch Flotte und Seemacht, mehr als ein Theater mit der vollen Schauspielergesellschaft, ein Paar naturhistorische Sammlungen —— und noch vieles, an das ich noch immer gern denke. Wer sich seiner Knabenspiele hier erinnert, wird mir's verzeihen, daß ich von meinen etwas zu ausführlich redete.

Die Frucht davon ist, daß ich, Gottlob, weit eher eine etwas mühselige als eine ganz beschäftigungslose Stunde aushalten kann, und das acht' ich großen Gewinn. Beständige Thätigkeit, solche vorzüglich, woran der ganze Mensch Antheil hat, gibt Beweglichkeit, Freudigkeit, Zuversicht; der Thätige hat sich immer mehr mit allen Fähigkeiten in seiner Ge-

walt, weil er jede öfters braucht und übt, wogegen dem Unthätigen oder einförmig Arbeitenden alle stillstehenden Getriebe seines Innern einrosten und verquellen.

Hat aber jeder, der nur will, sich ganz in seiner Gewalt? kann sich jeder aufgelegt machen zu Allem, und ist jeder auch nur aufgelegt zu Allem in jeder Stunde?

„Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
„Aber das Schöne kommt frey von den Göttern herab."

Der Orakelspruch des Dichters beantwortet zum Theil diese Frage, zum Theil das Delphische: „Kenne dich selbst." Wie erkennen wir aber, da wir uns so oft selbst täuschen, ob wir uns nicht auch über unser Vermögen täuschen durch Unaufgelegtheit. Das Bedürfniß, etwas zu schaffen, hat jeder nicht ganz dumpfsinnige Mensch; wenn uns recht innig wohl ist, wenn wir nur handeln möchten, um unser Glück zu verdienen; da wird es uns in die Seele gegeben, was wir vermögen; da ist die Kraft zum Beginnen, und die Kraft stärkt sich in der Übung. In der rechten Stunde wird nicht leicht etwas seyn, was nur gut und schön genannt werden kann, wozu wir nicht Aufgelegtheit in uns finden. Ob wir auch die Kraft dazu haben, das

erforschen wir im Versuch, und wie viel ein jeder thun darf oder muß, um weder sich zu verlieren, noch einseitig zu werden; diese Frage wird nur durch tiefe Selbstkenntniß entschieden. Der Unaufgelegtheit mißtraue man immer.

Daß man nicht jederzeit zu aller Art von Thätigkeit gestimmt seyn kann, das ist wohl natürlich: wir nehmen ja unsere Gemüthsstimmung nicht bloß aus uns selbst, sondern sie ist unvermeidlich auch das Werk äußerer Umstände. In einer und derselben Übung beharren, können wir eben so wenig; der Wechsel ist Bedürfniß unserer Natur. Die Kunst, die Seele heiter zu erhalten, liegt in der gehörigen Abwechslung unserer Zustände, so weit wir sie uns selbst zu bereiten vermögen.

So oft verderben wir uns die Stimmung selbst, vorzüglich durch jede Art von Übermaß. Der sich unablässig mit trockenen Gegenständen beschäftigt, vertrocknet, der in der Lust nicht Maß zu halten weiß, ermattet. So viel möglich die ganze Seele in lebendige Bewegung setzen, das allein erhält sie heiter; glücklich, der, wenn sein Beruf einförmig ist, in seinen Mußestunden doch mit Geist und Herzen thätig seyn kann. Dreymahl glücklich, dem ein Beruf zu Theil geworden, worin er denken, lehren, trösten, handeln, — kurz, mit seiner ganzen, ganzen Mensch-

heit wirken darf. Er kann sein bestes Wesen nach allen Richtungen hin entfalten, findet stäten Genuß seines Daseyns, und darum stäte Freudigkeit des Geistes.

Eins ist noch wesentlich zu rechter Aufgelegtheit der Seele: Einsamkeit und Umgang so zu genießen, daß uns das Leben des Umgangs nicht den Menschen entfremde. Wie oft macht uns die Einsamkeit trübsinnig, schwer, empfindlich! Wie oft macht uns das Leben des Umganges leer, zerstreut, unruhig, kleinlich! Und doch gewinnen wir nie Charakter, ohne öfters bey uns selbst einzukehren; können nie eines wirksamen Lebens froh werden, ohne geselliges Leben, beydes vereint in weisem Maße gibt ein heiteres, ruhiges Wirken. „Einsamkeit — sag' ich nach den Worten eines großen Menschenkenners — Einsamkeit lehre die Gesellschaft ertragen und lieben, fern von Menschen reifen Grundsätze, unter ihnen Handlungen, aber unter den Menschen wird man nicht gut, wenn man nicht gut unter sie kommt."

Aber gut, heiter und stark wird der Mensch durch Freundschaft. Hat dich das gesellige Leben zerstreut oder dein Herz verwundet, hat die Einsamkeit dich verdüstert und erweicht: suche den Freund auf, den du liebst, und geh mit ihm hinaus in die Natur, und du wirst deine innere Klarheit, wirst Liebe zu den Menschen wieder finden.

Guter Jüngling, der du diese Worte mit Sehnsucht lieſeſt, weil du noch nicht den Freund nach deinem Herzen gefunden, mögeſt du ihn bald finden, und mit ihm für das ganze Leben das Schöne zum Guten. Wie wird alles Lernen, alles Streben, Entbehren, Handeln, das ganze Leben ſo leicht und ſo ſchön, wenn das Herz beſitzt, weſſen es bedarf! Welche Kraft zum Guten hat der ermunternde, lohnende Freundes-Blick, Freundes-Wort und Beyſpiel!

Aber rein und unentweiht muß dein Herz ſeyn, ſonſt kann Liebe und Heiterkeit nie darin wohnen. Nur dem Guten wird das Schöne gegeben, daß er ſich daran erfreue und immer beſſer werde. Aber du biſt ja gut und unſchuldig, Jüngling! wie käme ſonſt Sehnſucht nach der göttlichen Freundſchaft dir in die Seele? Darum bleibe, wie du biſt, und du haſt die unverſiegbare Quelle von Heiterkeit, Lebensmuth und Lebensglück in dir.

Kennſt du den Liebenswürdigen, der ſtets ruhig, heiter war, im Kreis der Lernenden, in der Schlacht, am gaſtlichen Tiſch — mit Freunden und Feinden, und wann er bethete, im Kerker und im Tode? Kennſt du den guten und weiſen Sokrates? O, wenn du ihn noch nicht kennſt, lerne ihn kennen, und du wirſt fühlen im Innerſten, was die ganze Seele unveränderlich, ruhig und heiter, und alles Gute ſo leicht

macht — das ist in dir, wie es in ihm war, und kann nie von dir genommen werden.

Ottenwalt.

Aus
Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates.
IV. B. 2. C.

— Wie sich Sokrates gegen solche benommen, die eine recht gute Erziehung erhalten zu haben glaubten, und stolz auf ihre Bildung a) waren, will ich nun erzählen. Er hatte erfahren, daß der schöne Euthydemos eine zahlreiche Sammlung von den Schriften der berühmtesten Dichter und Sophisten b) besitze, und schon deßwegen alle seines Gleichen an Bildung zu übertreffen glaube, und noch dazu große Hoffnung habe, auch in der Staats- und Redekunst bald alle zu übertreffen. Da nun Sokrates vor der Hand bemerkte, daß Euthydemos, der wegen seiner Jugend noch bey keiner Volksversammlung erscheinen durfte c), sich, so oft er etwas durchsetzen wollte, allzeit in der Werkstätte eines Riemers, die nahe am Marktplatze lag,

ren, wurden jedes Mahl mit Libationen und Opfern angefangen und beschlossen, und bestanden aus mannigfaltigen und nahrhafteren Speisen, als welche sie zu Mittage zu genießen pflegten. Sie aßen nicht nur gekochte und ungekochte Kräuter und Gemüse, sondern auch Fleisch, aber selten und wenig, und tranken auch Wein. Wenn sie abgespeist hatten, unterhielten sie sich noch eine Zeit lang mit angenehmer oder unterrichtender Lectüre. Der oberste der Gesellschaft schlug vor, was gelesen werden sollte, und der jüngste mußte vorlesen. Zuletzt wurden noch beym Auseinandergehen jedem die wichtigsten Pflichten des Lebens und die Hauptgrundsätze des Ordens kurz vorgehalten und in Erinnerung gebracht. Bevor sie sich niederlegten, überdachten sie noch, was sie den Tag über gesehen, gehört und gethan hatten, und bemühten sich sodann ihre Seele zu entspannen und durch die sanftesten Harmonien der Leyer in eine süße Ruhe einzuwiegen und zu einem ungestörten und traumlosen Schlafe vorzubereiten."

Mir ist, wenn ich das lese, als käme etwas von jener heiteren Ruhe mir in die Seele, die ein solcher Tageslauf geben mußte. Da ist vom Anfang bis zu Ende Harmonie und Maß, Thätigkeit und Ausruhen, alles, was nur erfordert wird, mentem sanam in

corpore sano zu schaffen und damit Heiterkeit und Thätigkeit zu allem Guten.

Wir leben nicht in der Griechenzeit und im schönen, milden Großgriechenland, wir können keine pythagoräische Brüdergemeinde bilden, aber wir können auf unsere Zeit und Landessitte ihre Lebensweisheit anwenden, deren Hauptgegenstand war, eine geordnete, alle guten menschlichen Kräfte im rechten Maß übende Thätigkeit.

Nur Thätigkeit macht den Menschen frisch und fröhlich, nur Thätigkeit ist Leben, Nichtsthun ist der wahre Seelentod. Sieh die Menschen an, selbst die alltäglichsten, fröhlich sind sie nur in Thätigkeit. Tanzen, Reiten, Jagen, was immer fröhlich macht, ist Übung einer Kraft, Gefühl des Lebens, und je edler die Übung, desto reiner die Freude, je mehr Kräfte des Geistes und Körpers in wechselnder harmonischer Bewegung, desto dauernder, freudiger das Gefuhl des Daseyns.

Früh sollte man den Menschen an Thätigkeit gewöhnen, seinen Anlagen Spielraum geben, daß er einst seine Lebenszeit recht auszufüllen vermöge, daß er so viel möglich, jede Stunde seiner Wirksamkeit sich erfreue, und mit der Zeit, die ihm gegeben ist, wuchere. Herzlich dank' ich's meinem guten Vater, der es gern sah, wie ich schon als kleiner Knabe an

Zeichnen, Mahlen, Bossiren in Wachs u. dgl. meine Lust hatte, der die Dinger alle, woran Arm und Fuß oft so wenig kenntlich war, wie an altägyptischen Kunstdenkmahlen, jederzeit gern ansah, und geduldig recensirte. Er durft' es aber nicht zu ernsthaft machen, sonst war ich, stolz auf mein Kunstgenie, leicht mit einer Antikritik da, die mit einer von Weinen unsichern Stimme vorgetragen den väterlichen Recensenten zu stark rührte, so daß er böse scheinen mußte!

Dank auch euch, meine beyden ersten Jugendfreunde, die so treulich mit mir arbeiteten, was die rege Knabenphantasie eingab. Himmel! was ging uns alles von der Hand. Mehr als eine Landarmee, so auch Flotte und Seemacht, mehr als ein Theater mit der vollen Schauspielergesellschaft, ein Paar naturhistorische Sammlungen —— und noch vieles, an das ich noch immer gern denke. Wer sich seiner Knabenspiele hier erinnert, wird mir's verzeihen, daß ich von meinen etwas zu ausführlich redete.

Die Frucht davon ist, daß ich, Gottlob, weit eher eine etwas mühselige als eine ganz beschäftigungslose Stunde aushalten kann, und das acht' ich großen Gewinn. Beständige Thätigkeit, solche vorzüglich, woran der ganze Mensch Antheil hat, gibt Beweglichkeit, Freudigkeit, Zuversicht; der Thätige hat sich immer mehr mit allen Fähigkeiten in seiner Ge-

walt, weil er jede öfters braucht und übt, wogegen dem Unthätigen oder einförmig Arbeitenden alle stillstehenden Getriebe seines Innern einrosten und verquellen.

Hat aber jeder, der nur will, sich ganz in seiner Gewalt? kann sich jeder aufgelegt machen zu Allem, und ist jeder auch nur aufgelegt zu Allem in jeder Stunde?

„Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
„Aber das Schöne kommt frey von den Göttern herab."

Der Orakelspruch des Dichters beantwortet zum Theil diese Frage, zum Theil das Delphische: „Kenne dich selbst." Wie erkennen wir aber, da wir uns so oft selbst täuschen, ob wir uns nicht auch über unser Vermögen täuschen durch Unaufgelegtheit. Das Bedürfniß, etwas zu schaffen, hat jeder nicht ganz dumpfsinnige Mensch; wenn uns recht innig wohl ist, wenn wir nur handeln möchten, um unser Glück zu verdienen; da wird es uns in die Seele gegeben, was wir vermögen; da ist die Kraft zum Beginnen, und die Kraft stärkt sich in der Übung. In der rechten Stunde wird nicht leicht etwas seyn, was nur gut und schön genannt werden kann, wozu wir nicht Aufgelegtheit in uns finden. Ob wir auch die Kraft dazu haben, das

erforschen wir im Versuch, und wie viel ein jeder thun darf oder muß, um weder sich zu verlieren, noch einseitig zu werden; diese Frage wird nur durch tiefe Selbstkenntniß entschieden. Der Unaufgelegtheit mißtraue man immer.

Daß man nicht jederzeit zu aller Art von Thätigkeit gestimmt seyn kann, das ist wohl natürlich: wir nehmen ja unsere Gemüthsstimmung nicht bloß aus uns selbst, sondern sie ist unvermeidlich auch das Werk äußerer Umstände. In einer und derselben Übung beharren, können wir eben so wenig; der Wechsel ist Bedürfniß unserer Natur. Die Kunst, die Seele heiter zu erhalten, liegt in der gehörigen Abwechslung unserer Zustände, so weit wir sie uns selbst zu bereiten vermögen.

So oft verderben wir uns die Stimmung selbst, vorzüglich durch jede Art von Übermaß. Der sich unablässig mit trockenen Gegenständen beschäftigt, vertrocknet, der in der Lust nicht Maß zu halten weiß, ermattet. So viel möglich die ganze Seele in lebendige Bewegung setzen, das allein erhält sie heiter; glücklich, der, wenn sein Beruf einförmig ist, in seinen Mußestunden doch mit Geist und Herzen thätig seyn kann. Dreymahl glücklich, dem ein Beruf zu Theil geworden, worin er denken, lehren, trösten, handeln, — kurz, mit seiner ganzen, ganzen Mensch-

heit wirken darf. Er kann sein bestes Wesen nach allen Richtungen hin entfalten, findet stäten Genuß seines Daseyns, und darum stäte Freudigkeit des Geistes.

Eins ist noch wesentlich zu rechter Aufgelegtheit der Seele: Einsamkeit und Umgang so zu genießen, daß uns das Leben des Umgangs nicht den Menschen entfremde. Wie oft macht uns die Einsamkeit trübsinnig, schwer, empfindlich! Wie oft macht uns das Leben des Umganges leer, zerstreut, unruhig, kleinlich! Und doch gewinnen wir nie Charakter, ohne öfters bey uns selbst einzukehren; können nie eines wirksamen Lebens froh werden, ohne geselliges Leben, beydes vereint in weisem Maße gibt ein heiteres, ruhiges Wirken. „Einsamkeit — sag' ich nach den Worten eines großen Menschenkenners — Einsamkeit lehre die Gesellschaft ertragen und lieben, fern von Menschen reifen Grundsätze, unter ihnen Handlungen, aber unter den Menschen wird man nicht gut, wenn man nicht gut unter sie kommt."

Aber gut, heiter und stark wird der Mensch durch Freundschaft. Hat dich das gesellige Leben zerstreut oder dein Herz verwundet, hat die Einsamkeit dich verdüstert und erweicht: suche den Freund auf, den du liebst, und geh mit ihm hinaus in die Natur, und du wirst deine innere Klarheit, wirst Liebe zu den Menschen wieder finden.

Guter Jüngling, der du diese Worte mit Sehnsucht lieſeſt, weil du noch nicht den Freund nach deinem Herzen gefunden, mögeſt du ihn bald finden, und mit ihm für das ganze Leben das Schöne zum Guten. Wie wird alles Lernen, alles Streben, Entbehren, Handeln, das ganze Leben ſo leicht und ſo ſchön, wenn das Herz beſitzt, weſſen es bedarf! Welche Kraft zum Guten hat der ermunternde, lohnende Freundes-Blick, Freundes-Wort und Beyſpiel!

Aber rein und unentweiht muß dein Herz ſeyn, ſonſt kann Liebe und Heiterkeit nie darin wohnen. Nur dem Guten wird das Schöne gegeben, daß er ſich daran erfreue und immer beſſer werde. Aber du biſt ja gut und unſchuldig, Jüngling! wie käme ſonſt Sehnſucht nach der göttlichen Freundſchaft dir in die Seele? Darum bleibe, wie du biſt, und du haſt die unverſiegbare Quelle von Heiterkeit, Lebensmuth und Lebensglück in dir.

Kennſt du den Liebenswürdigen, der ſtets ruhig, heiter war, im Kreis der Lernenden, in der Schlacht, am gaſtlichen Tiſch — mit Freunden und Feinden, und wann er bethete, im Kerker und im Tode? Kennſt du den guten und weiſen Sokrates? O, wenn du ihn noch nicht kennſt, lerne ihn kennen, und du wirſt fühlen im Innerſten, was die ganze Seele unveränderlich, ruhig und heiter, und alles Gute ſo leicht

macht — das iſt in dir, wie es in ihm war, und kann nie von dir genommen werden.

Ottenwalt.

Aus
Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates.
IV. B. 2. C.

— Wie ſich Sokrates gegen ſolche benommen, die eine recht gute Erziehung erhalten zu haben glaubten, und ſtolz auf ihre Bildung a) waren, will ich nun erzählen. Er hatte erfahren, daß der ſchöne Euthydemos eine zahlreiche Sammlung von den Schriften der berühmteſten Dichter und Sophiſten b) beſitze, und ſchon deßwegen alle ſeines Gleichen an Bildung zu übertreffen glaube, und noch dazu große Hoffnung habe, auch in der Staats- und Redekunſt bald alle zu übertreffen. Da nun Sokrates vor der Hand bemerkte, daß Euthydemos, der wegen ſeiner Jugend noch bey keiner Volksverſammlung erſcheinen durfte c), ſich, ſo oft er etwas durchſetzen wollte, allzeit in der Werkſtätte eines Riemers, die nahe am Marktplatze lag,

einfand, begab er sich mit einigen von seinen Schülern auch dahin.

Gleich anfangs warf einer die Frage auf: ob Themistokles durch den Umgang mit irgend einem Weisen, oder durch seine natürlichen Anlagen sich so vor seinen Mitbürgern ausgezeichnet habe, daß nur auf ihn der Staat seine Hoffnung setzte, so oft er eines tüchtigen Mannes bedurfte.

Sokrates, der den Euthydemos etwas reitzen wollte, sagte darauf: es sey einfältig, wenn man glaube, eifrige, thätige Leute könnten ohne einen fähigen Meister unbedeutende, geringfügige Kenntnisse nicht erlernen; einen Staat aber zu leiten — vor allem das wichtigste Geschäft — könne man von sich selbst lernen.

Ein anderes Mahl war Euthydemos wieder zugegen. Als nun Sokrates merkte, daß er sich vor der Gesellschaft zurückzog, und sich genau in Acht nahm, um ja nicht den Schein zu haben, als bewundere er den Sokrates wegen seiner Weisheit, sagte dieser: daß Euthydemos, meine Freunde! wenn er einmahl das rechte Alter erlangt hat, und der Staat irgend eine Angelegenheit zur Berathschlagung vorlegt, nicht unterlassen wird, seine Meinung mitzubringen, das seh' ich deutlich schon aus seinem jetzigen Benehmen. Und ich glaube, daß er jetzt schon einen schönen Ein-

gang für seine Reden an das Volk in Bereitschaft habe, weil er den Schein zu vermeiden sucht, von irgend jemand etwas gelernt zu haben. Offenbar wird er zu seinen Reden sich folgenden Eingangs bedienen:

„Von keinem, ihr Männer von Athen, hab' ich je etwas gelernt; und hört' ich, daß es einige gäbe, die eben so geschickte Redner als Geschäftsmänner wären, so suchte ich nie mit diesen zusammenzukommen; ich kümmerte mich ferner auch nie, einen geschickten Lehrer zu bekommen; sondern im Gegentheile suchte ich von jeher nicht nur jede Gelegenheit zu vermeiden, von jemand etwas zu lernen, sondern auch sogar den Schein davon. Jedoch das, was mir von selbst eingefallen ist, will ich euch nun rathen."

Ein ähnlicher Eingang dürfte auch für jene passend seyn, die das Amt eines Arztes vom Staate zu erhalten wünschten. Schicklich dürfte es für einen von diesen seyn, so seine Rede anzufangen:

„Von keinem, ihr Männer von Athen, hab' ich je die Arzneykunde gelernt, noch sucht' ich jemahls einen Arzt zum Lehrer zu bekommen; denn von jeher vermied ich nicht nur jede Gelegenheit, von einem Arzt etwas zu lernen, sondern auch den Schein, diese Kunst erlernt zu haben. Doch übertragt mir nur getrost das Amt eines Arztes; ich werde sie schon durch die Versuche, die ich an euch mache, zu erlernen suchen."

Alle, die zugegen waren, lachten über dieſen Eingang. Wie es ſich nun zeigte, daß Euthydemos aufmerkſam auf das geworden ſey, was Sokrates vorbrachte, aber ſich doch noch wohl in Acht nahm, einen Laut von ſich zu geben, weil er glaubte, durch Schweigen ſich den Schein von Klugheit und Einſicht zu verſchaffen; ſo ſagte Sokrates, der ihn von dieſem Wahne abbringen wollte: „Sonderbar kommts mir vor, daß diejenigen, welche es auf der Leyer, auf der Flöte, im Reiten, oder ſonſt in irgend einem Stücke weiter bringen wollen, das, worin ſie es einmahl weiter bringen wollen, nicht ſogleich für ſich mit allem Eifer betreiben; ſondern ſich vorerſt die beſten Meiſter ſuchen, und dann bey dieſen alles Mögliche thun, und ſich allem Möglichen unterziehen, um ja nichts ohne ihre Vorſchrift zu thun; gerade als gäbe es keinen andern Weg für ſie, es zu einiger Vollkommenheit darin zu bringen: während auf der andern Seite von denjenigen, welche gute Redner und Staatsmänner werden wollen, einige glauben, es ohne alle Vorbereitung und ohne allem anhaltenden Eifer d) ſo von ſelbſt werden zu können: indeß doch dieſes um ſo ſchwerer iſt, als jenes, da ſich ſo viele damit beſchäftigen, und ſo wenige darin zum Ziele gelangen konnten. Daraus ergibt ſich nun, daß diejenigen, die nach dieſem ſtre-

den, weit größeren, weit angeſtrengteren Fleiß brauchen, als die andern, die nach jenem trachten."

Dergleichen Reden brachte Sokrates allzeit auf die Bahn, ſo oft Euthydemos zuhörte. Wie nun Sokrates merkte, daß dieſer ſeine Reden bereitwilliger aufnahm und ihn lieber anhörte, ging er einmahl allein in die Werkſtätte jenes Riemers. Nachdem ſich Euthydemos an ſeine Seite geſetzt hatte, hub er folgender Maßen an: „Sag' mir doch, lieber Euthydemos, iſt's wirklich ſo, wie ich vernommen, daß du eine zahlreiche Sammlung von den Schriften ſolcher Männer zuſammengebracht haſt, die man Weiſe nennt?"

Euthyd. Ja beym Zeus, mein Sokrates, dem iſt wirklich ſo: und ich ſammle noch immer, bis ich ſo viel bekomme, als es nur möglich iſt.

Sokrat. Bey der Hera, deß lob' ich dich, daß dir Schätze von Gold und Silber nicht lieber ſind, als die Schätze der Weisheit; denn dadurch gabſt du deutlich deine Überzeugung zu erkennen, daß Gold und Silber den Menſchen um nichts beſſer machen, wohl aber, daß die Schriften weiſer Männer ihre Beſitzer mit vortrefflichen Eigenſchaften bereichern.

Euthydemos freute ſich über dieſe Rede, weil er glaubte, in Sokrates Augen auf geradem Wege zur Weisheit zu ſeyn. Sokrates merkte es indeſſen bald, daß ihm das ausgeſprochene Lob Freude mache. Aber,

hub Sokrates von neuem an) worin gedenkst du denn eigentlich etwas Vorzügliches zu werden, mein Euthydemos, daß du diese Schriften sammelst?

Da Euthydemos schwieg und darüber nachdachte, was er ihm antworten sollte, nahm Sokrates wieder das Wort: „Vielleicht also ein Arzt, da es auch von Ärzten viele Schriften gibt?"

„Nein, das nicht," beym Zeus, entgegnete Euthydemos.

Sokrat. Vielleicht willst du also in der Baukunst einst etwas Vorzügliches leisten; denn auch da brauchts einen einsichtsvollen Mann.

Euthyd. Nein, das nicht.

Sokrat. So willst du also ein guter Feldmesser werden, wie Theodoros?

Euthyd. Nein, auch das nicht.

Sokrat. Nun also ein Sterndeuter? — Und wie er auch dieß verneinte: nun denn ein Rhapsodist e) also? setzte Sokrates hinzu; denn, wie man sagt, besitzest du alle homerischen Gedichte.

Euthyd. O nein, beym Zeus, das ja nicht; denn ich weiß einige Rhapsodisten, welche genau die Gedichte kennen, und nichts destoweniger die ungeschicktesten Leute sind!

Sokrat. Nun so geht wohl dein Streben nach jener herrlichen Bildung, die den Menschen zum gu-

ten Staatsmann, zum guten Hausvater und zum guten Herrscher macht, und wodurch er sowohl andern als sich selbst nützlich wird?

Euthyd. Ja, ja, mein Sokrates, dahin geht es ganz besonders, denn dieser Bildung bedarf ich.

Sokrat. Nun beym Zeus, so strebest du nach der schönsten, rühmlichsten Bildung, und nach der größten, wichtigsten Kunst, die es nur geben kann; denn sie ist die Kunst der Könige, und heißt daher die königliche.

Doch gerade recht! fuhr Sokrates fort, hast du schon darüber nachgedacht, ob es, ohne gerecht zu seyn, möglich sey, hierin etwas Vorzügliches zu leisten?

Euthyd. Ja, das hab' ich reiflich; denn ohne Gerechtigkeit ist es schon einmahl unmöglich, daß einer ein guter Bürger werde.

Sokrat. Hast du also nach ihr getrachtet?

Euthyd. O ich glaube nicht weniger gerecht zu seyn, als irgend einer, mein Sokrates.

Was meinst du aber, fragte Sokrates weiter, gibt es ebenfalls Werke der Gerechten, so wie der Baumeister?

Ja, es gibt deren, war seine Antwort.

Nun, fuhr Sokrates fort, so werden wohl, so wie die Baumeister ihre Werke aufweisen können, auch die Gerechten die ihrigen anführen können.

Euthyd. Und warum soll ich die Werke der Gerechtigkeit nicht anführen können? Kann ich doch beym Zeus, auch die der Ungerechtigkeit herzählen, da ich davon jeden Tag nicht wenige höre und sehe.

Gut, sagte Sokrates. Willst du nun, so wollen wir hier ein G herschreiben, und da ein U, und was wir dann für ein Werk der Gerechtigkeit halten, setzen wir unter G; was wir aber für ein Werk der Ungerechtigkeit halten, setzen wir unter U.

Thu's immerhin, sagte Euthydemos, wenn du's für nöthig hältst.

Sokrates schrieb nun die Buchstaben hin, so wie er's vorher gesagt hatte.

Sag' mir, hub er dann an, ist einmahl das Lügen unter den Menschen?

Euthyd. Ja wohl ist's unter ihnen.

Sokrat. Wohin setzen wir nun das?

Euthyd. Natürlich unter Ungerechtigkeit.

Sokrat. Ist auch das Betrügen unter ihnen?

Euthyd. O ja sehr.

Sokrat. Wohin setzen wir nun das?

Euthyd. Natürlich auch unter Ungerechtigkeit.

Sokrat. Und ist auch das Beschädigen unter ihnen?

Euthyd. O ja.

Sokrat. Und andere zu Sclaven machen?

Euthyd. Auch das ist unter den Menschen.

Sokrat. Kommt also von diesem allen nichts unter Gerechtigkeit zu stehen?

Euthyd. Nein, das wäre sehr ungereimt.

Sokrat. Wie nun, wenn einer, der zum Heerführer ernannt ward, eine ungerechte, feindliche Stadt in die Sclaverey brächte, werden wir sagen, daß er ungerecht handelt?

Euthyd. Nein, das nicht.

Sokrat. Werden wir nicht sagen, daß er gerecht handelt?

Euthyd. Ganz gewiß.

Sokrat. Wie aber wenn er die hintergeht, gegen welche er Krieg führt?

Euthyd. Auch da handelt er gerecht.

Sokrat. Wenn er ihnen aber das Ihrige wegnimmt und raubt, handelt er dann nicht gerecht?

Euthyd. Ja freylich — Aber ich glaubte, du fragtest mich das bloß in Beziehung auf Freunde?

Was wir also, fiel Sokrates ein, anfangs unter Ungerechtigkeit setzten, das müssen wir jetzt alles unter Gerechtigkeit setzen?

So scheint es, erwiederte der andere.

Gefällt's dir also, fuhr Sokrates fort, so wollen wir, nachdem wir jedem so seinen Platz angewiesen, die Gränze dahin bestimmen: so zu handeln gegen

Freunde sey gerecht, gegen Freunde aber ungerecht: denn — gegen diese müsse man recht aufrichtig zu Werke gehen.

Euthyd. Ja ja, mein Sokrates, damit bin ich ganz einverstanden.

Wenn nun, fuhr Sokrates fort, ein Heerführer sein Kriegsheer muthlos sieht, und ihm vorlügt, daß Hülfsvölker im Anzuge seyen, und durch diese Lüge dem Heere die Muthlosigkeit benimmt; wohin werden wir diesen Betrug setzen?

Euthyd. Ich glaube, unter Gerechtigkeit.

Sokrat. Wenn aber ein Vater seinen Sohn, der Arzney nehmen soll und keine nehmen will, dadurch hintergeht, daß er ihm die Arzney als Speise beybringt, und ihn durch diese List gesund macht: wohin, meinst du, werden wir diesen Betrug setzen müssen?

Euthyd. Ich glaube, eben dorthin.

Sokrat. Wenn aber einer seinem Freunde, den er in Verzweiflung sieht, aus Furcht, er möchte sich entleiben, sein Schwert oder sonst was dergleichen wegnimmt oder heimlich entwendet: wohin werden wir diese Handlung setzen?

Euthyd. Auch unter Gerechtigkeit, beym Zeus.

Sokrat. Dadurch behauptest du also, daß man auch gegen Freunde nicht in allen Dingen gerade und aufrichtig zu Werke gehen müsse.

Euthyd. Ja das soll man freylich nicht, beym Zeus — daher nehm' ich auch, wenn's erlaubt ist, das vorhin Gesagte zurück.

Sokrat. Das muß nothwendig eher erlaubt seyn, als etwas Unrechtes festsetzen. Aber wenn nun zwey Menschen ihre Freunde zu ihrem Schaden betrügen würden, welcher von beyden — um doch auch diesen Punct nicht ununtersucht zu lassen — welcher von beyden handelt da ungerechter, derjenige, der es vorsätzlich thut, oder der, welcher es nicht vorsätzlich thut?

Euthyd. Um es aufrichtig zu sagen, mein Sokrates, ich habe selbst kein Vertrauen mehr auf meine Antworten: denn alles, wovon wir vorhin sprachen, scheint sich jetzt ganz anders zu verhalten, als ich damahls glaubte. Demungeachtet behaupte ich ein für allemahl, daß derjenige, welcher vorsätzlich betrügt, ungerechter handelt, als der, der's nicht vorsätzlich thut.

Meinst du nun, fragte ihn Sokrates weiter, daß es für das, was gerecht ist, ebenfalls einen eigenen Unterricht und eine eigene Wissenschaft gebe, wie z. B. für die Sprache?

Euthyd. Ich glaube, ja.

Sokrat. Welchen hältst du nun für sprachverständiger: den, der vorsätzlich nicht recht schreibt und liest, oder den, der's nicht vorsätzlich thut?

Euthyd. Den, der's vorsetzlich thut: denn wenn er wollte, so könnt' er's auch recht.

Sokrat. Der also, welcher vorsätzlich nicht recht schreibt, wäre auf diese Weise ein Sprachverständiger; derjenige aber, der unvorsätzlich nicht recht schreibt, wäre keiner?

Euthyd. Nun ja, warum denn nicht?

Sokrat. Wer von beyden kennt nun das, was gerecht ist: der, welcher vorsätzlich lügt und betrügt; oder welcher es nicht vorsätzlich thut?

Euthyd. Offenbar, der's vorsätzlich thut.

Sokrat. Das heißt also: der ist ein größerer Kenner der Sprache, welcher die Buchstaben kennt, als der, welcher sie nicht kennt?

Euthyd. Ja wohl.

Sokrat. Und der ist gerechter, welcher weiß, was gerecht ist, als der, der's nicht weiß?

Euthyd. Ja, es scheint mir so — oder vielmehr, mir scheint, ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen soll.

Wie aber, fuhr Sokrates fort, wenn einer die Wahrheit sagen wollte, nie aber über den nähmlichen Gegenstand das nähmliche sagte, sondern von einem und demselben Wege bald sagte, daß er gen Aufgang, bald daß er gen Niedergang führe; oder wenn er eine Rechnung herausbringen wollte, aber bald mehr bald

weniger herausbrächte: für was würdest du einen solchen Menschen halten?

Euthyd. Für einen elenden Menschen, beym Zeus, weil er das nicht wüßte, was er zu wissen meinte.

Weißt du auch von Leuten, fuhr Sokrates weiter fort, die man Sclavenseelen heißt?

Euthyd. Ja wohl.

Sokrat. Warum heißt man sie denn aber so: wegen ihrer Weisheit oder wegen ihrer Unwissenheit?

Euthyd. Offenbar wegen ihrer Unwissenheit.

Sokrat. So haben sie wohl diesen Nahmen wegen ihrer Unwissenheit in der Schmiedekunst?

Euthyd. O nein, das nicht.

Sokrat. Wohl also wegen ihrer Unwissenheit in der Baukunst?

Euthyd. Nein, auch nicht deßwegen.

Sokrat. Also wegen ihrer Unkunde, in Leder zu arbeiten?

Euthyd. Nein, nein, wegen keinem von all dem, sondern gerade im Gegentheile, die am meisten sich auf diese Dinge verstehen, sind eben rechte Sclavenseelen.

Sokrat. So mögen wohl jene diesen Nahmen haben, die nicht wissen, was schön, was gut, und was gerecht sey?

Euthyd. Ja ja, dieß ist gerade auch meine Meinung.

Sokrat. Auf alle mögliche Art müssen wir uns daher hüthen, um nicht Sclavenseelen zu seyn.

Bey den Göttern! rief Euthydemos aus, ich glaubte so sicher, mich mit einer Philosophie zu beschäftigen, die mich am ersten darin unterweisen könnte, was sich für einen Mann schicke, der nach dem Schönen und Guten trachtet. Und wie könntest du dir jetzt vorstellen, wie mich das niederschlägt, daß ich ungeachtet meines vorhergehenden angestrengten Fleißes nicht einmahl das beantworten kann, um was du mich fragtest, und was doch so Noth thut zu wissen — und daß ich ferner keinen Weg mehr habe, auf dem ich besser werden könnte!

Sag' mir nur, lieber Euthydemos, hub Sokrates vom neuen an, warst du schon einmahl in Delphi?

Euthyd. Ja, zweymahl schon.

Sokrat. Hast du irgendwo am Tempel die Aufschrift bemerkt: „Kenne dich selbst?"

Euthyd. Ja, das hab' ich.

Sokrat. Hast du sie nun gar nicht beherzigt, oder wurdest du aufmerksam, und suchtest du dich selbst kennen zu lernen?

Euthyd. Beym Zeus, nein, das that ich nicht. Ich glaubte mich ohnehin so ziemlich zu kennen: denn

ich könnte ja kaum etwas anders kennen, wenn ich mich selbst nicht kennen würde.

Sokrat. Von wem sagst du aber, daß er sich selbst kenne? Von dem, der nur seinen Nahmen weiß, oder von dem, welcher sich genau erforscht hat, was er der menschlichen Gesellschaft seyn könne, und somit seine Gesammtfähigkeit kennt: so wie diejenigen, die Pferde kaufen, nicht eher das Pferd, das sie kennen lernen wollen, wirklich zu kennen glauben, bevor sie nicht untersucht haben, ob es willig oder störrig, ob es stark oder schwach, ob es schnell oder langsam sey, und wie es mit den übrigen, für ein brauchbares Pferd vortheilhaften oder nachtheiligen Eigenschaften stehe.

Euthyd. Ja, mir scheint's auch so, daß derjenige sich selbst nicht kenne, der seine Fähigkeiten und Kräfte nicht kennt.

Sokrat. Und ist's auf der andern Seite nicht augenscheinlich, daß die Kenntniß seiner selbst recht wohlthätig, der Irrthum aber an sich selbst recht nachtheilig auf den Menschen wirke? Denn der, welcher sich selbst kennt, weiß auch, was ihm frommt; kann beurtheilen, was er leisten könne, und was er nicht leisten könne; nur das unternehmend, wozu er fähig ist, weiß er dadurch sich zu erwerben, was er braucht, und lebt ruhig und zufrieden; das aber unterlassend, wozu er nicht fähig ist, versteht er nichts, und ent-

geht der Gefahr eines unruhigen, unzufriedenen Lebens. Aus eben derselben Ursache weiß er auch andere Menschen zu beurtheilen, und durch ihre Brauchbarkeit sich Vortheile zu verschaffen, und vor nachtheiligen Dingen zu hüthen. Wer sich aber selbst nicht kennt, sondern sich in seinen eigenen Fähigkeiten irrt, dem geht's auch bey andern Menschen und in allen menschlichen Angelegenheiten nicht besser: er weiß weder was er bedarf, noch was er thun, noch welcher Mittel er sich bedienen soll; sondern in allen Stücken sich irrend, kommt er um ein gehofftes Gut nach dem andern und geräth von einer üblen Lage in die andere. Jener aber weiß, was er thut, erreicht auch, was er erreichen will, und erwirbt sich aller Seits Ehre und Achtung; alle, die ihm gleichen, suchen gern seinen Umgang; mißlingen ihnen ihre Geschäfte, so drängen sie sich um einen Rath von ihm, oder um seine Leitung bey ihren Angelegenheiten, kurz, alle Hoffnung ihrer Wohlfahrt und ihres Heils beruht nur auf ihm; daher sie ihm denn auch vor allen mit Liebe zugethan sind. Der andere aber weiß selbst nicht, was er thut; trifft daher in allen Stücken eine schlechte Wahl; sieht alle seine Unternehmungen scheitern; und zieht sich auf diese Weise nicht nur Schaden und Strafe zu, sondern verliert dabey auch noch seinen guten Ruf, wird verspot-

tet, und verlebt seine Tage in voller Schande und Verachtung.

Das nähmliche findest du bey Staaten, welche, weil sie unbekannt mit ihrer eigenen Stärke und Macht waren, sich mit mächtigeren in Kriege einließen, und dadurch entweder zerstört wurden, oder die Freyheit einbüßten und in Knechtschaft geriethen.

Daß ich, unterbrach ihn Euthydemos, die Selbstkenntniß gewiß für etwas recht Schätzbares halte, mein Sokrates, das sey fest überzeugt. Wo man aber den Anfang machen müsse, um sich selbst kennen zu lernen, das erwarte ich von dir, daß du es mir auseinandersetzen wollest.

Sokrat. Nun gut. Welche Dinge wahre Güter, und welche Dinge wahre Übel seyen, das weißt du ohnehin.

Euthyd. Ja beym Zeus, das weiß ich. Ich müßte ja schlechter als jeder Sclave seyn, wenn ich nicht einmahl das wüßte.

Sokrat. Wohlan denn: könntest du sie mir nicht auch herzählen?

Euthyd. Nun, das halt' ich eben nicht für schwer. Für's erste denn halte ich gesund seyn für ein Gut, krank seyn aber für ein Übel; ferner halte ich die Ursachen von beyden, als Speise, Trank, und überhaupt, was man im Leben braucht, für Güter, in

so fern diese Dinge nähmlich zur Gesundheit beytragen, für Übel aber, in so fern sie zur Krankheit beytragen.

Sokrat. Daraus folgt, daß Gesundheit sowohl als Krankheit Güter sind, sobald sie nähmlich irgend ein anderes Gut verursachen, Übel aber, sobald sie irgend ein Übel verursachen.

Euthyd. Aber wann könnte denn Gesundheit die Ursache eines Übels werden, und wann Krankheit die Ursache eines Gutes?

Sokrat. Dann, beym Zeus, wenn einer vermög seiner Rüstigkeit an einem schimpflichen Feldzuge, oder an einer unglücklichen Seefahrt, oder sonst etwas dergleichen Theil nimmt, und dabey zu Grunde geht, während dem andern, der aus Schwächlichkeit zurückblieb, kein Haar gekrümmt wird.

Euthyd. Du hast wohl Recht — aber du siehst doch auf der andern Seite auch, daß der eine gerade wegen seiner Rüstigkeit an manchen nützlichen Dingen Theil nehmen kann, während der andere gerade wegen seiner Schwächlichkeit davon ausgeschlossen ist.

Sokrat. Da also diese Dinge alle bald nützen bald schaden, so kann man sie füglich mit eben so vielem Grunde Übel als Güter nennen.

Euthyd. Ja auf diese Art freylich. Aber die Verstandes-Bildung, lieber Sokrates, ist denn doch außer

allem Zweifel ein Gut: denn welches Geschäft, welche Angelegenheit könnte man auffinden, wobey sich der Verständige nicht besser benehmen sollte, als der Unverständige und Ungebildete?

Sokrat. Wie, hast du nie von Dädalus gehört, daß er gerade wegen seiner Geschicklichkeit von Minos gefangen und zu seinem Sclaven gemacht wurde, und so mit einem Mahle Vaterland und Freyheit verlor? und wie er dann mit seinem Sohne zu entkommen suchte, und den Jüngling dabey verlor, und wie er selbst nicht in Sicherheit gekommen, sondern unter Barbaren gerathen ist, wo er wieder Sclave wurde? — f)

Euthyd. Ja wohl, das erzählt man von ihm.

Und hast du nie, fuhr Sokrates fort, von Palamedens g) Unglück gehört? Von ihm nähmlich singen alle Dichter, daß er von Odysseus wegen seiner Klugheit beneidet wurde, und dadurch seinen Untergang fand?

Euthyd. Ganz recht, auch davon erzählt man.

Sokrat. Und wie viele andere mögen gerade auch wegen ihrer Kenntnisse und Einsichten zum Könige h) geschleppt worden seyn, und dort in Knechtschaft leben?

Euthyd. Aber Glückseligkeit, mein Sokrates, ist denn doch gewiß und unstreitig ein Gut.

Sokrat. Ja ja, mein lieber Euthydemos, sobald man sie nicht aus streitigen und zweifelhaften Gütern bestehen läßt.

Euthyd. Aber was könnte denn von jenen Dingen, welche die Glückseligkeit ausmachen, zweifelhaft seyn?

Sokrat. Gar nichts, sobald wir Schönheit, Stärke, Reichthum, Ansehen, und was sonst dergleichen ist, nicht dazu rechnen.

Euthyd. Aber beym Zeus, die müssen wir ja dazu rechnen; wie könnte sich denn einer ohne diese Dinge glückselig fühlen?

Sokrat. Nun wahrhaftig, wenn's so ist, so müssen wir Dinge dazu rechnen, wodurch oft vieles und großes Unheil über die Menschen kommt: denn oft geschieht es, daß einer wegen seiner Schönheit von solchen, die bey jeder schönen Gestalt außer sich kommen, verführt wird. Oft geschieht es, daß einer wegen seiner Stärke sich an zu große Dinge wagt, und dabey in nicht geringe Unfälle geräth. Oft geschieht es, daß einer durch Reichthum verweichlicht, und häufigen Nachstellungen ausgesetzt, dabey seinen Untergang findet; oder daß ein anderer gerade durch seinen Ruhm und durch seine Macht im Staate sich das größte Ungemach zuzieht.

Euthyd. Nun fürwahr! wenn ich nicht einmahl die Glückseligkeit mit Recht als ein Gut loben kann, so muß ich aufrichtig gestehen, daß ich nicht mehr weiß, um was ich zu den Göttern bethen soll.

Sokrat. Du hast vielleicht deßwegen nie über diese Dinge nachgedacht, weil du sie sicher zu wissen glaubtest. Aber da du dich einmahl darauf vorbereitest, einst die Leitung eines demokratischen Staates auf dich zu nehmen, so wirst du natürlich auch wissen, was Volksherrschaft sey?

Euthyd. O ja, allerdings.

Sokrat. Kann aber einer wissen, was Volksherrschaft sey, wenn er nicht weiß, was man unter Volk zu verstehen habe?

Euthyd. Gewiß nicht, beym Zeus.

Sokrat. Und was meinest du nun, das man unter Volk verstehe?

Euthyd. Nun, die Armen aus den Bürgern, denke ich.

Sokrat. Welche also arm seyen, das weißt du.

Euthyd. Warum soll ich das nicht wissen?

Sokrat. Du weißt also wohl auch, welche reich seyen?

Euthyd. Eben so gut als ich weiß, welche wirklich arm sind.

Sokrat. Welche nennst du also reich, und welche nennst du arm?

Euthyd. Diejenigen nenne ich arm, die nicht einmahl das haben, was sie nothwendig brauchen; die aber mehr haben, als sie brauchen, die nenne ich reich.

Sokrat. Hast du aber schon einmahl die Bemerkung gemacht, daß bey manchen das recht Wenige, was sie haben, nicht nur hinreichend ist, sondern daß sie davon auch noch etwas erübrigen; daß aber im Gegentheile bey manchen, wenn sie auch noch so viel haben, es doch nicht hinreicht?

Euthyd. Ja wohl, beym Zeus. Auch erinnerst du mich gerade recht: denn ich weiß auch von einigen Tyrannen, die aus Noth, wie die ärmsten Leute, sich zu Schlechtigkeiten gedrungen sahen.

Sokrat. Wenn's so ist, so werden wir die Tyrannen zum Volke rechnen müssen, diejenigen aber, welche wenig besitzen, aber dabey recht wirthschaftlich sind, zu den Reichen?

Euthyd. Meine — Dummheit zwingt mich offenbar, auch das wieder einzugestehen — und ich — denke, daß für mich nichts besser seyn wird, als zu schweigen; denn ich laufe Gefahr, schlechterdings gar nichts mehr zu wissen.

Ganz kleinmüthig und voll Verachtung seiner selbst, entfernte er sich, und glaubte wirklich nicht besser, als ein Sclave zu seyn.

Viele, die sich von Sokrates so behandelt sahen, kamen nie wieder zu ihm, und solche hielt er für noch schlechter und thörichter. Euthydemos aber glaubte auf keine andere Weise ein ordentlicher Mann werden zu können, als wenn er häufig mit Sokrates umginge. Er war daher auch nie von seiner Seite zu bringen, wenn ihn nicht ein wichtiges Geschäft abhielt.

In einigen Dingen folgte er auch seinen Grundsätzen. Sobald nun Sokrates sein jetziges Benehmen gewahr wurde, suchte er ihn nie mehr in Verlegenheiten zu bringen, sondern theilte ihm auf eine recht offenherzige und verständliche Weise die Kenntnisse mit, die er für ihn nothwendig fand, und welche in Anwendung zu bringen, er für das Beste hielt.

Anmerkungen und Erläuterungen.

a) Das σοφια der Griechen hat eine zuviel umfassende, zu vielsinnige Bedeutung, als daß es immer und an jedem Orte mit einem und demselben deutschen Ausdrucke könnte gegeben werden; daher wird es oft als Bildung, Geschicklichkeit, Klugheit, Einsicht und Kenntniß vorkommen; am besten soll es sich jederzeit durch den Contexte rechtfertigen.

b) Ein Sophist, dieß war vor den Zeiten des Sokrates kein verächtlicher, sondern ein ehrenvoller Nahme, und bedeutete einen Lehrer der Weisheit, oder bestimmter der Philosophie und Beredsamkeit. Nach und nach aber machten sich die Sophisten durch ihre Fehler nicht wenig verhaßt. Dahin gehört ihre Vielwisserey, womit sie ein marktschreyerisches Gepränge trieben. Sie hielten öffentliche Schaureden (επιδειξεις), die sie sich, so wie ihren Unterricht, oft sehr theuer bezahlen ließen. Sie schmeichelten denjenigen, die durch ihr Amt, oder ihren Reichthum mächtig und verehrt waren, durch Nachgeben, Beförderung schädlicher Maßregeln, und Erhaltung solcher Vorurtheile, die ihnen nützlich waren; und um sich bey Unverständigen in dem Ansehen der Untrüglichkeit und Überlegenheit zu erhalten, legten sie sich auf die Kunst, andere durch Trugschlüsse und eine gewisse Disputiermethode irre zu führen, das Wahre mit dem Falschen zu vermengen, und jeden wahren Satz als falsch, jeden falschen als wahr darzustellen. Häufig suchte sie Sokrates ihrer Unwissenheit zu überweisen und zu beschämen.

c) Er hatte noch nicht das dreyßigste Jahr erreicht.

d) Vielleicht würde επιμελεια am besten mit Studium gegeben werden, wenn es anders das deutsche Bürgerrecht erlangt hat.

e) Ein Rhapsodist, d. i. ein Declamator, oder Recitator heroischer, und insbesondere der Homerischen Gedichte an den großen Götterfesten und allgemeinen Versammlungen, auch bey den olympischen Spielen. Sie thaten dieses in einer besondern Tracht, und mit einem Lorberzweige oder Stäbchen in der Hand, und von diesem Zweige (ραβδος) erhielten sie ihre Benennung.

f) Ovid Metamorphos, lib. VIII. v. 183 — 259.

g) Palamedes, König von Euböa, entdeckte den verstellten Wahnsinn des Odysseus, und zog sich dadurch

dessen Haß zu, so daß er, von ihm der Verrätherey beschuldigt, endlich gesteiniget wurde. Virgil. aenei-dos. l. II.

h) Bekanntlich hat man den König der Perser darunter zu verstehen, da die Griechen ihn vorzugsweise den König nannten. So kommt er auch in Cornel. Nepos und einigen andern vor.

G.

Wenn etwa Einige von Sokrates glauben sollten — wie es auch wirklich manche mündlich und schriftlich behaupten — daß er wohl recht gut gewußt habe, Menschen zur Tugend anzutreiben, daß er aber keinesweges geeignet war, sie zur Tugend selbst hinzuführen, möchten doch solche nicht bloß dabey stehen bleiben, wie er mit gewissen Fragen jene, die Alles zu wissen glaubten, beschämte und demüthigte, sondern auch das noch beachten, was er denen, die mit ihm umgingen, ohne Unterlaß einschärfte, und dann erst urtheilen, ob er geeignet war, seine Umgebung besser zu machen.

Vor allem werde ich hier erzählen, wie ich ihn einmahl mit Aristodem, dem Kleinen genannt, von der Gottheit reden hörte. Als er nähmlich erfahren hatte, daß dieser den Göttern nicht opfere, und auf Weissagungen nichts halte, sondern sogar jene verlache, die solches thäten, ging er ihn an: Sag mir,

Aristodem, gibt es Menschen, die du vorzüglicher Geschicklichkeit wegen bewunderst?

Aristodem. O ja.

Sokrates. Nun wie heißen diese?

Arist. In der epischen Dichtkunst bewundere ich am meisten den Homer, im Dithyrambos den Melanippides, im Trauerspiele den Sophokles, in der Bildhauerkunst den Polykleitos, in der Mahlerey den Zeuris.

Sokrat. Welche verdienen nun nach deiner Meinung mehr Bewunderung — solche, die vernunft- und leblose Bilder? oder jene die vernünftige und lebende Geschöpfe hervorbringen?

Arist. Beym Zeus, jene weit mehr, die lebende Geschöpfe hervorbringen, wenn diese nicht durch Zufall, sondern durch eine Vernunft entstanden sind.

Sokrat. Unter den Dingen, die keinen Zweck ihres Daseyns verrathen, und denen, die offenbar zum Nutzen da sind, welche hältst du für Werke des Zufalls? welche für Werke einer Vernunft?

Arist. Wahrscheinlich sind jene Dinge, die zum Nutzen da sind, Werke einer Vernunft.

Sokrat. Meinst du nun nicht, daß derjenige, der die Menschen schuf, ihnen die einzelnen Sinne wirklich zu ihrem Nutzen gab? Augen, das Sichtbare zu sehen? Ohren, das Hörbare zu hören? ja

was nützten uns alle Gerüche, hätten wir keine Nasen? wie könnten wir das Süße und das Bittere, wie alles Wohlschmeckende empfinden, wäre nicht die Zunge die Kennerinn von allen diesen? Überdieß kömmt dir nicht auch das als ein Werk der Vorsehung vor, daß, wenn das Gesicht geschwächt ist, die Augenlieder es verschließen, die sich, wenn der Gebrauch des Gesichtes nothwendig ist, wieder öffnen, und im Schlafe von selbst zufallen? daß wir ferner, um die Winde für die Augen unschädlich zu machen, Augenwimpern zum Durchsehen haben, und selbst die Theile ober den Augen mit Augenbraunen wie mit einem Wetterdache versehen sind, damit ihnen der Schweiß von dem Haupte keinen Schaden mache? daß überdieß das Gehör alle Töne aufnehme, und doch niemahls voll werde? daß die Vorderzähne bey allen Geschöpfen zum Zerbeißen gemacht sind, die Backenzähne hingegen, um das Zerbissene zu zermalmen, und daß der Mund, durch den alles hineingeht, was sie zur Nahrung bedürfen, nahe bey den Augen und den Nasen gesetzt ist, und daß endlich selbst die Ausgänge des Ekelhaften abgewendet, und so weit als möglich von unsern Sinnen entfernt sind? — Bist du wohl noch im Zweifel, ob dieses alles, das mit so vieler Vorsicht gemacht ist, Werk des Zufalls oder einer Vernunft ist?

Arist. Fürwahr, von dieser Seite betrachtet erscheint alles als ein Kunstwerk eines weisen Meisters und Freundes der verschiedenen Geschöpfe.

Sokrat. Daß ferner allen Ältern eine natürliche Neigung zu ihren Kindern angeboren ist, und insbesondere den Müttern Lust und Liebe zu ihrer Erziehung, den Säuglingen aber eine große Liebe zum Leben und eine eben so große Furcht vor dem Tode, wahrhaftig auch das zeigt von Einrichtungen eines Wesens, das für das Wohl der Geschöpfe gesorgt hat. — Aber sage mir, glaubst du nicht etwas Vernünftiges zu besitzen?

Arist. Frage nur weiter: ich antworte dir schon.

Sokrat. Meinst du, daß sonst nirgends etwas Vernünftiges ist? und glaubst du — ungeachtet der Überzeugung, daß du in deinem Körper von der vielen Erde nur einen kleinen Theil, und eben von der vielen Flüssigkeit nur etwas Weniges hast, und daß auch die übrigen Bestandtheile, aus denen dein Körper zusammengesetzt ist, ihm nur in einem geringen Maße zugetheilt sind — glaubst du dennoch, daß du die Vernunft durch einen glücklichen Zufall ganz und gar zusammengerafft hast, so daß sie sonst nirgends wäre, und somit alles dieses, so überaus groß und unendlich an Zahl, durch etwas Vernunftloses so wohlgeordnet sey?

Arist. Aber ich sehe ja nicht die Herren der Welt, wie ich die Künstler und Urheber von den Dingen auf dieser Erde hier bemerke.

Sokrat. Das ist kein rechter Schluß: denn da du auch deine Seele nicht siehst, die doch die Herrinn deines Körpers ist, so müßtest du auf gleiche Weise sagen können, daß du nichts, durch die Vernunft geleitet, alles nur aus Zufall thust.

Arist. Keineswegs läugne ich ein göttliches Wesen, aber ich halte es für viel zu erhaben, als daß es meine Verehrung nöthig hätte.

Sokrat. Ja, aber ist es nicht deine Pflicht, das Wesen, das so sehr für dich sorget, nur desto mehr noch zu ehren, je größer und erhabener du dir es vorstellst?

Arist. Sey versichert, wenn ich glauben könnte, daß sich die Götter um die Menschen kümmern, ich würde sie nicht außer Acht lassen.

Sokrat. Also glaubst du nicht, daß sie sich um die Menschen kümmern? Sie, die unter allen Geschöpfen nur den Menschen aufrecht gebaut haben, wodurch wir weiter vorwärts sehen, selbst das, was ober uns ist, bemerken, und so manchem Ungemach vorbeugen können? die uns auch Gesicht, Gehör und Mund ertheilt haben, und überdieß, während sie den vierfüßigen Thieren nur Füße gaben, die bloß zum

Gehen dienen, uns noch Hände schenkten, die das Meiste von dem verfertigen, wodurch wir jene an Glückseligkeit übertreffen? Sie, die, obgleich alle Geschöpfe eine Zunge haben, doch nur der menschlichen das Vermögen gaben, dadurch, daß sie den Mund bald dort bald da berührt, die Töne zu articuliren, so daß wir einander was wir wollen, bezeichnen können? — Aber Gott war nicht damit zufrieden, bloß für den Körper gesorgt zu haben, sondern — was das größte ist — er gab dem Menschen auch noch die vorzüglichste Seele: denn welches Geschöpf sonst erkannte durch seine Seele das Daseyn der Götter, welche die größten und trefflichsten Dinge hervorgebracht haben? welches Geschlecht, außer den Menschen, verehret die Götter, welche Seele übertrifft die menschliche an Geschicklichkeit, dem Hunger oder Durst, der Kälte oder Hitze vorzubeugen, Krankheiten abzuhelfen, die Kraft zu üben, sich Kenntnisse zu verschaffen? oder welche kann besser das, was sie einmahl gesehen, gehört oder gelernet hat, im Gedächtnisse behalten? Ist's dir denn nicht sonnenklar, daß unter den übrigen Geschöpfen die Menschen als Götter leben, durch ihre körperliche und geistige Natur sie weit übertreffend? denn hätte eines den Körper eines Ochsen, wenn auch die Vernunft des Menschen, so könnte es doch das, was es wollte, nicht ausfüh-

ren, so wie jene, denen zwar Hände, aber kein Verstand gegeben ist, vor den andern Thieren nichts voraus haben, du aber, dem das eine wie das andere dieser unschätzbaren Güter zu Theil wurde, du glaubst nicht, daß die Götter für dich sorgen? Was müßten sie denn thun, wenn du an ihre Fürsorge glauben solltest?

Arist. Sie müßten mir auch Rath ertheilen, was ich thun und nicht thun soll, wie sie es, deinen Reden nach, dir thun.

Sokrat. Wenn sie aber den Athenern auf verschiedene Fragen besondere Offenbarungen ertheilen; wenn sie ferner den Hellenen, ja sogar allen Menschen durch außerordentliche Erscheinungen Manches vorhinein kund thun, glaubst du bey allen dem, daß sie dir nichts andeuten, und daß sie dich allein ausnehmen, und ganz außer Acht lassen? Meinst du denn, daß die Götter den Menschen den Wahn eingeflößt hätten, sie vermöchten ihnen Gutes und Böses zuzufügen, wenn sie nicht auch wirklich dieß zu thun im Stande wären? und meinst du, daß die Menschen die ganze Zeit hindurch niemahls diesen Betrug eingesehen hätten? Bemerkst du nicht vielmehr unter den Menschen, daß gerade die ältesten und aufgeklärtesten Völker und Staaten am gottesfürchtigsten sind, und daß man in den gesetztesten

Jahren sich auch am meisten um die Götter kümmert? — Das begreifst du ja mein Bester! daß deine Vernunft, in deinem Körper, denselben ganz nach ihrer Willkühr beherrschet; nun so mußt du auch annehmen, daß die Vernunft im All auch Alles, wie es ihr gefällig ist, leitet und lenket, und mußt nicht etwa glauben, daß wohl dein Gesicht viele Stadien weit reichen könne, daß aber Gottes Auge nicht alles zugleich zu übersehen vermöge; auch nicht, daß wohl deine Seele sich um Dinge, die hier und in Ägypten und in Sicilien vorgehen, bekümmern könne, daß es aber Gottes Geiste unmöglich sey, für Alles zugleich zu sorgen. Ja solltest du einmahl — da du an den Menschen die Erfahrung machest, daß, wenn du ihnen Dienste erweisest, auch sie zu Gegendiensten bereit sind, und wenn du gegen sie gefällig bist, auch sie entgegen gefällig sind, und wenn du sie um Rath frägst, sie auch wirklich verständig findest — solltest du nun dieses auf die Götter anwenden, und ihnen die gebührende Verehrung bringen, um sie auf die Probe zu stellen, ob sie dir wohl in Dingen, die den Menschen verborgen sind, etwas rathen werden, dann wirst du erkennen, daß die Gottheit so groß und so erhaben ist, daß sie Alles zugleich sieht, und Alles hört, und überall gegenwärtig ist, und für Alles zugleich sorget.

Durch solche Reden bewirkte er, meiner Meinung nach, bey seiner Umgebung ein Enthalten vom Gottlosen, Ungerechten und Schändlichen, nicht bloß, wenn sie von Menschen gesehen wurden, sondern selbst wenn sie in einer Einöde wären, indem sie überzeugt waren, daß nichts von dem, was sie thäten, jemahls den Göttern entginge.

M.

Zweyter Krieg.

Als der König Darius, des Hystaspis Sohn, von dem Treffen bey Marathon Nachricht erhielt, entbrannte sein Zorn gegen die Athenienser, gegen die er ohnehin schon wegen ihres Überfalles von Sardes ergrimmt war, noch weit heftiger, und gab seiner Begierde, einen Heereszug wider Hellas zu unternehmen, neue Nahrung. Auf der Stelle sandte er Bothen in die verschiedenen Städte seines Reiches mit dem Befehle, daß sie ein noch weit größeres Heer stellen, Transportschiffe, Pferde, Mundvorrath und platte Fahrzeuge in noch weit größerer Zahl und Menge bereit halten sollten, als zuvor.

Drey ganze Jahre lang ward Asien durch diese

Verordnungen in immerwährender Bewegung erhalten. Nachdem sich die auserlesenste Mannschaft endlich versammelt hatte, um gegen Hellas aufzubrechen, und alle Rüstungen beendigt waren, empörten sich im vierten Jahre die durch Kambyses unterjochten Ägypter, und fielen von den Persern ab. Darius beschloß, beyde Völker zu bekriegen; indeß entspann sich aber noch unter seinen Söhnen ein heftiger Streit wegen der Thronfolge, da er den persischen Gesetzen zu Folge seinen Zug nicht antreten durfte, ohne einen Nachfolger in der Regierung ernannt zu haben. Er ernannte endlich den Xerxes, der ihm nach seiner Thronbesteigung von seiner zweyten Gemahlinn Atossa, des großen Cyrus Tochter, der erste war geboren worden, und dieß Recht, der Erstgeborne als Königssohn zu seyn, auf des Demaratus Eingebung bey dem Vater geltend gemacht hatte, zu seinem Nachfolger, und gedachte nun in's Feld zu rücken, als er im zweyten Jahr der Empörung Ägyptens mitten unter seinen Zurüstungen starb.

Nach seinem Tode ging also der Zepter in die Hände seines Sohnes Xerxes über. Dieser war anfangs keineswegs zu einem Heereszuge wider Hellas geneigt, und rüstete sich allein gegen die Ägypter. Allein Mardonius, der unter Darius den verunglückten Zug gethan, mahnte ihn, an den Athenienfern Rache zu neh-

men, und reizte ihn durch eine anlockende Schilderung des Landes, dessen Besitz unter allen Sterblichen allein des Perser-Königs würdig sey. Zugleich luden ihn die Könige der Thessalier nach Hellas ein; während von der andern Seite sich auch die Pisistratiden mit ähnlichen Anträgen nach Susa begaben, und diesen durch einen Wahrsager, der dem König alte Weissagungen über den Zug eines Persers nach Hellas vorlegte und deutete, Eingang zu verschaffen wußten. Dadurch ward Xerxes gewonnen, und schickte sich an, nachdem er das aufrührerische Ägypten wieder unter seine Bothmäßigkeit gebracht hatte, seine Macht gegen Athen zu wenden. Zuvor aber berief er noch die vornehmsten Perser zu einer Versammlung, und that ihnen sein Vorhaben in einer stolzen Rede kund, worin Griechenland nur als die erste Eroberung betrachtet wurde. Nach desselben Besiegung, sagte der König, werden wir dann des Vortheiles genießen, die Gränzen des persischen Reichs nach jeder Seite bis an den äußersten Horizont ausdehnen zu können. Die Sonne wird keine Gränzen fremder Völker mehr schauen; ich werde euch nach allen Gegenden Europa's führen, und alle Länder der ganzen Erde zu einem Reiche vereinigen. Denn ich habe vernommen, setzte er hinzu, daß nach der Unterwerfung der Hellenen kein Staat und kein Volk unter den Menschen

mehr übrig bleibt, welches im Stande wäre sich in einen Kampf mit uns einzulassen, so daß demnach Schuldige und Unschuldige unserer Knechtschaft Joch tragen werden. Hiernächst forderte er das Gutachten der Versammlung. Da sprach zuerst Mardonius ganz nach des Königs Willen: Gebiether, hub er an, du bist der erhabenste aller Perser, aller, welche jemahls gelebt haben, so wie aller, welche in Zukunft noch leben werden: denn gleichwie jedes deiner Worte trefflich und wahr ist, so thust du auch wohl daran, wenn du nicht zugeben willst, daß die Jonier in Europa uns ungestraft verhöhnen, wie es ihnen nicht zukömmt. In diesem Sinne, eitel und prahlerisch, die Griechen als schwach und ohne Kenntniß des Krieges darstellend, war sein ganzer Vortrag. Darauf wagten es die übrigen Perser nicht mehr, eine entgegengesetzte Meinung zu offenbaren. Nur Artaban, des Königs Oheim, warnte vor der Gefahr, wenn die Griechen die persische Flotte schlügen, und die Brücke über den Hellespont zerstörten, und widerrieth den Zug. Sollen wir indessen, schloß er, durchaus gegen diese Männer zu Felde ziehen, so bleibe der König wenigstens im persischen Lande zurück: wir aber, wandte er sich an Mardonius, dem er schon vorher seine alberne Tollkühnheit vorgeworfen, wir wollen unsere beyderseitigen Kinder als Unterpfand ausstellen. Dann wähle

dir Männer, welche und so viel du willst, und rücke mit diesem Heere ins Feld. Schlägt dann das Unternehmen so glücklich für den König aus, wie du es uns verheißest, so soll meine Kinder das Todesloos treffen, und mich mit ihnen: ist der Erfolg aber dem ähnlich, den ich vorher verkündigt habe, so sollen deine Kinder sterben, und mit ihnen du selbst, wenn du lebendig zurückkehren solltest. Willst du diesen Vertrag nicht eingehen, und dennoch ein Heer nach Hellas führen, so wird sicher noch einer der hier Zurückgebliebenen vernehmen, wie Mardonius, nachdem er den Persern großes Unglück gebracht hat, entweder in Attika oder auch in Lakedämon den Hunden und Vögeln zum Raub geworden ist; vorausgesetzt, daß ihn dieses Schicksal nicht schon früher auf dem Wege trifft, und daß er dort schon erfährt, gegen welche Männer er den König überredet hat, in den Krieg zu ziehen.

Xerxes ward über diese Rede anfangs entrüstet, dann beunruhigt: aber ein Traumbild mahnte ihn zwey Nächte hindurch, seinem ersten Vorsatz treu zu bleiben, und als er in der Absicht, die Wahrheit des Gesichts zu prüfen, den Artaban überredet hatte, in seinem Königsschmucke sich auf seinen Thron, dann auf sein Lager niederzulassen, und dort zu schlafen, sah dieser dieselbe Gestalt, die unter Drohungen sich

anschickte, ihm mit einem glühenden Eisen die Augen auszubrennen. Von dem an sprach er nun selbst am eifrigsten für den Krieg. Der König aber hatte bald darauf ein drittes Traumgesicht, worin es ihm schien, als würde er mit einem Ölzweige bekränzt, dessen Sprossen sich nach und nach über die ganze Erde ausbreiteten, und zuletzt wieder von seinem Haupte verschwanden. Dieß legten die Magier also aus: daß es für die ganze Erde gelte, und alle Völker dem Xerxes dienen würden.

Sofort sammelte er also sein Heer, und ließ alle Gegenden des festen Landes durchsuchen, um Mannschaft aufzutreiben.

Von der Eroberung Ägyptens an verflossen volle vier Jahre unter der Ausrüstung der Truppen und der Herbeyschaffung der nöthigen Lebensmittel. Mit dem Anfange des fünften trat darauf der König seinen Zug mit einem ungemein zahlreichen Heere an, welches durch die Menge der Mannschaft alle bisherigen bey weitem übertraf. Denn der Zug des Darius gegen die Skythen, sagt Herodot, das Heer, womit früher die Skythen in Asien einfielen; das besungene Heer, welches die Atriden gegen Ilion führten u. d. gl. m. verschwinden gleichsam zu Nichts, wenn man sie mit dem Heere des Xerxes vergleicht.

Indeß hatte man schon seit drey Jahren eine Ar-

heit bey dem Berge Athos angefangen, weil die erste Flotte an diesem Vorgebirge gescheitert war. Da mußte ein Heer von Schiffsmannschaft, zu welcher alle Völker Leute stellen mußten, sich wechselseitig ablösend, unter den Hieben der Peitsche, die Landenge durchgraben; selbst die in der Nachbarschaft des Athos wohnenden Nationen mußten mitarbeiten. Xerxes unternahm das ganze Werk, nach Herodots Meinung, bloß aus Ruhmsucht; da er dadurch seine Macht an den Tag zu legen, und sich ein Denkmahl zu stiften hoffte; weil man die Schiffe auch ohne Beschwerde hätte über die Landenge ziehen können. Übrigens erhielten diejenigen, welche den Canal graben mußten, zugleich den Auftrag, eine Brücke über den Strymon zu schlagen.

Indessen brach der König mit seiner ganzen Landmacht von Kritale in Kappadokien, wo sie sich seinem Befehle gemäß versammelt hatte, nach Sardes auf. Während er auf seinem Zuge sich zu Kalene in Phrygien aufhielt, ward er und sein ganzes Heer durch den Lyder, Pythius, des Atys Sohn, herrlich bewirthet; und überdieß both ihm derselbe Mann noch zur Bestreitung der Kosten des Krieges Geld an. Als Xerxes von diesem Anerbiethen hörte, fragte er die ihn umgebenden Perser, wer und wie reich dieser Pythius wäre, der ihm solche Gaben anböthe. Es ist derselbe, erwiederten jene, der deinem Vater einst den

goldenen Ahorn und Weinstock schenkte, und nach dir der reichste aller Menschen, die man kennt. Der König fragte ihn darauf selbst, wie hoch sich sein Reichthum belieſe. Da erwiderte jener, er habe, um eine verhältnißmäßige Summe zum Kriege beysteuern zu können, vor kurzem erst den Stand seines Vermögens erhoben, und befunden, daß er zwey tausend Talente in Silber, und drey hundert drey und neunzig Myriaden Darische Stateren in Gold besitze. Diese ganze Summe, setzte er hinzu, will ich dir schenken, da ich selbst durch meine Sclaven und Ländereyen ein hinlängliches Auskommen habe. Der König, erfreut durch diese Rede, verhieß ihm freundlich seine Gesinnung zu lohnen: Du sollst mein Gastfreund seyn, sagte er, und, um die vierhundert Myriaden Stateren, welche du in Gold besitzest, voll zu machen, schenke ich dir die sieben noch fehlenden Tausende. Behalte alles, was du bisher besessen hast, und bleibe bey deinen jetzigen Gesinnungen; denn dieß wird dich weder gegenwärtig noch in Zukunft gereuen.

Nachdem Xerxes sein Versprechen erfüllt hatte, setzte er seinen Zug fort. Auf der Straße nach Sardis fand er einen Ahorn, den er seiner Schönheit halber mit einem goldenen Schmuck beschenkte, und einen seiner Unsterblichen als Wache dabey zurück ließ. Am folgenden Tage erreichte er die Stadt der Lyder. Von

da aus sandte er alsogleich Herolde nach Hellas, ließ Erde und Wasser fordern, und den Städten ansagen, jede von ihnen sollte für den König ein Gastmahl zurichten. Damit sandte er sie in alle Städte, Athen und Sparta ausgenommen, weil die Herolde, welche Darius dahin gesandt hatte, durch die Athenienser in das Barathron, und durch die Sparter in einen Brunnen waren geworfen worden, mit dem Bedeuten, daß sie sich hier Wasser und Erde nehmen, und dem Könige bringen möchten. Von den übrigen Städten aber hoffte Xerxes, daß auch diejenigen, welche die Zumuthung seines Vaters zurückgewiesen hatten, seiner Ausforderung aus Furcht Gehör geben würden.

Jetzt schickte er sich an, nach Abydos zu ziehen, welcher Stadt man gegenüber die Brücke über den Hellespont geschlagen hatte, die Asien und Europa verband. Die Breite der Meerenge beträgt sieben Stadien. Allein die Brücke war kaum fertig geworden, als sich ein heftiger Sturm erhob, der alles wieder zerstörte und auflöste. Als Xerxes dieß erfuhr, ward er schrecklich zornig, und befahl, daß man den Hellespont mit dreyhundert Peitschenhieben züchtigen, ein Paar Fußketten in seine Tiefe senken, und zugleich, nach Herodots Ausdruck, folgende barbarische und unschickliche Worte ausstoßen sollte: „Bittres Wasser, diese Strafe legt dir dein Gebiether auf, weil du ihn, ohne

daß er Ursache gegeben hätte, beleidigt hast. Der König Xerxes wird dennoch über deinen Rücken hinzieh'n, du magst es wollen oder nicht. Mit Recht bringt dir kein Sterblicher Opfer dar, da du ein treuloser und salziger Strom bist." Auf solche Weise befahl er das Meer zu züchtigen, und zugleich denjenigen, welche die Aufsicht bey dem Bau der Brücke gehabt hatten, den Kopf abzuschlagen.

Der ungereimte Befehl ward vollzogen, und sofort mußten andere Baumeister eine neue Brücke bauen. Da wurden Fünfzigruderer und Triremen in einer doppelt parallel laufenden Reihe zusammen gebunden. Die dem Pontus Euxinus zugekehrte Reihe bestand aus dreyhundert und sechzig Fahrzeugen, die der Strömung ihre Seiten darbothen; die dem Hellespont zugekehrte hingegen aus dreyhundert und dreyßig, die nach der Richtung des Stromes zusammen gefügt waren; ein dreyfacher Zwischenraum blieb zur Durchfahrt für kleine Fahrzeuge, große Anker hielten zu beyden Seiten die Schiffe fest. Jetzt wurden Seile darüber hingespannt, doch nicht einfach, sondern immer zwey aus Lein und vier aus Ägyptischen Biblus zusammengedreht. Dann wurden Balken quer über die Seile gelegt und daran befestigt; über diese Balken legte man Breter, machte alles eben, bedeckte es mit Erde, und brachte auf beyden Seiten Wände an,

damit die Lastthiere bey dem Anblick des Meeres nicht scheu werden möchten.

Als die Brücke über den Hellespont geschlagen, und der Athos durchgraben war, warf man an den Enden des Canals Dämme auf, damit die Fluth die Mündung nicht zuschwemmen möchte. Jetzt ward dem Xerxes gemeldet, daß auch diese Arbeit vollkommen beendigt wäre. Er ordnete nun mit Frühlings-Anbruch sein Heer, und führte es nach Abidos. Als er sich auf dem Wege dahin befand, verließ die Sonne bey wolkenreiner, heiterer Luft ihren Stand am Himmel, und der Tag verwandelte sich in Nacht. Dieser Anblick erfüllte den König mit Schrecken, so daß er die Magier fragte, was das Zeichen bedeute. Sie aber deuteten es auf die Verheerung der Hellenischen Städte; und so setzte Xerxes ermuthigt seinen Zug fort.

Da trat jener Pythius, auch durch das Zeichen erschreckt, vor ihn, und erbath sich eine Gnade. Der König hieß ihn sein Begehren kund thun; er faßte darauf Muth und sprach: „Herr, ich habe fünf Söhne; alle diese trifft das Loos, daß sie mit dir gegen Hellas in den Krieg ziehen müssen. Du aber nimm Rücksicht auf mein hohes Alter, und sprich den ältesten von dem Kriegsdienste frey, damit er mich pflegen und meine Güter verwalten könne. Die übrigen vier nimm mit, vollführe was du vorhast, und kehre

unter uns zurück." Da ward der König erzürnt über das Begehren: „Wie, du Verworfener, rief er, du wagst es, mir von deinem Sohne zu reden, der mein Sclave ist, und mir billig mit Weib und Kind folgen sollte, da ich selbst gegen Hellas ziehe, und meine Kinder und Brüder, meine Sclaven und Freunde mich begleiten müssen? — Dich, fuhr er fort, und deine vier jüngeren Söhne soll unsere Gastfreundschaft retten; den einen aber, der dir der liebste war, lasse ich am Leben strafen."

Darauf gab er Befehl, den ältesten Sohn des Pythius aufzusuchen, ihn mitten zu durchschneiden, und von beyden Hälften des Körpers die eine auf die rechte, die andere auf die linke Seite der Straße zu legen, welche er das ganze Heer einzuschlagen geboth.

Der Zug begann mit den Lastthieren und dem Trosse. Darauf folgte ein aus allen Völkerschaften gemischter Haufen, der die Hälfte der gesammten Mannschaft ausmachte, und beständig in einer gewissen Entfernung vor dem Könige hinzog. Dann kamen zuerst tausend aus allen Persern gewählte Reiter; dann tausend ebenfalls auserwählte Lanzenträger mit zur Erde gekehrter Spitze der Waffen, dann die zehn heiligen Pferde aus den nisäischen Gefilden in Medien. Auf diese folgte der heilige Wagen des Zeus mit acht weißen Pferden bespannt, deren Lenker mit den

Zügeln in der Hand hinter ihnen herging, weil kein Sterblicher sich auf den Sitz des Wagens niederlassen darf. Unmittelbar darauf fuhr Xerxes auf seinem von nisäischen Pferden gezogenen Wagen; sein Wagenlenker ging neben dem Wagen her, aus welchem aber der König zuweilen auch in einen verdeckten stieg. Hinter ihm her zog seine Leibwache, welche aus tausend der tapfersten und vornehmsten Perser bestand, die Lanzen trug, wie die Sitte es forderte. dann folgten tausend auserlesene Reiter, und darauf zehntausend aus den übrigen Persern erwählte Männer, welche das Fußvolk ausmachten. Tausend von diesen hatten statt der spitzen Lanzenenden goldene Granaten, und umschlossen die übrigen neuntausend, die nur silberne Granaten an ihren Lanzen hatten. Auch jene Abtheiluug des Heeres, welche mit gesenkten Lanzenspitzen voranzog, unterschied sich durch goldene Granaten, so wie alles was dem Xerxes zunächst folgte, goldene Äpfel trug. Den Zug dieser Zehntausende schloß dann wieder ein Haufe von tausend Mann persischer Reiterey, und erst nach einem Zwischenraum von zwey Stadien folgte der übrige Theil des Heeres, welcher, aus allen Völkern gemischt, wie der erste zog. So rückte der König mit seinem Herre von Sardis aus.

Sein Zug führte ihn unter andern auch auf das Gebieth von Ilion. Während er hier am Fuße des Ida-Gebirges zubrachte, entstand ein heftiger Sturm von Feuergüssen begleitet, der einen großen Theil des Heeres vernichtete: als es darauf an den Skamander kam, fand es den Strom so seicht, daß es Menschen und Lastthieren an Wasser gebrach.

Bey seiner Ankunft an diesem Strom ergriff den Xerxes die Begierde, Pergamus, des Priams Burg zu sehen; und er stieg hinan, und ließ sich alles Merkwürdige an diesen Stellen zeigen. Dann opferte er der Athene-Ilias tausend Rinder, und die Magier brachten den Heroen Brandopfer. Doch als sie dieß vollbracht hatten, überfiel das Heer in der folgenden Nacht Furcht und Schrecken. Am folgenden Tage brach es wieder auf, und zog weiter, bis es endlich Abydus erreichte.

Hier begehrte Xerxes, sein ganzes Heer einmahl zu überschauen. Schon vor des Königs Ankunft hatten die Einwohner von Abydus, zu Folge seines Befehls, auf einem dazu wohl gelegenen Hügel, einen Sitz aus weißem Marmor erbauen lassen. Dort saß er nun, und sah hinab auf die Landmacht, welche das Ufer bedeckte, und auf die Flotte. Darauf wünschte er auch ein Seegefecht zu sehen; es ward angestellt, und die Phönikier von Sidon bewiesen die meiste Ge-

schicklichkeit. Der König bezeigte großes Wohlgefallen am Kampfe sowohl als an der ganzen versammelten Macht. Er pries sich glücklich, indem er den ganzen Hellespont mit Schiffen, und alle Ufer und die Ebenen von Abydus mit Menschen bedeckt sah. Gleich darauf aber weinte er. Das bemerkte sein Oheim Artaban und äußerte sein Befremden hierüber. Da sprach der König: „Mich überwältigte der Jammer, indem ich über die Kürze des menschlichen Lebens nachdachte; da von allen diesen Tausenden, nach einem Jahrhunderte kein einziger mehr übrig seyn wird. „Und dennoch," erwiederte Artaban, „müssen wir Manches während unseres Lebens erdulden, was uns schrecklicher scheint als selbst der Tod. Denn so kurz das Leben auch ist, so war doch keiner weder unter diesem Heere, noch unter den übrigen Sterblichen so glücklich, daß er nicht nur einmahl, sondern schon oft gewünscht haben sollte, lieber zu sterben als länger zu leben. Nur die Unglücksfälle, welche uns treffen, und die Krankheiten, von denen wir befallen werden, verleihen dem kurzen Leben einen Anschein längerer Dauer; so daß wir den Tod, nach den vielen überstandenen Mühseligkeiten des Lebens endlich als ein wünschenswerthes Rettungsmittel ansehen; und lassen uns die Götter die Süßigkeit des Lebens kosten, so machen sie uns ihre Mißgunst nur um so fühlbarer."

Der König fand diese Schilderung des menschlichen Lebens wahr, brach aber das Gespräch ab, und lenkte es auf Artabans Besorgnisse in Bezug auf den bevorstehenden Krieg, deren Gründe ihm dieser hier neuerdings entwickelte und zu Gemüth führte. Xerxes hörte sie gelassen an, ohne sich in seiner Zuversicht beirren zu lassen, und beschloß die Unterredung damit, daß er den Artaban beauftragte, während seiner Abwesenheit über die Erhaltung seines Hauses und seiner Herrschaft zu wachen.

So sandte er ihn nach Susa zurück, und berief dann die angesehensten Perser noch einmahl zur Versammlung, worin er jetzt, im Angesicht von Europa, in demselben Sinne, wie vormahls noch in der Memnonsstadt, eine königliche Anrede hielt; und sie ermahnte, den Krieg mit strengem Eifer zu führen.

Noch an demselbigen Tage rüsteten sie sich hierauf zu dem Übergange über das Meer; am folgenden aber erwarteten sie den Aufgang der Sonne, indem sie auf den Brücken von allen Gattungen Rauchwerk anzündeten und den Weg mit Myrthenzweigen bestreuten. Sobald die Sonne darauf emporstieg, opferte Xerxes aus einer goldenen Schale, und goß den Wein in das Meer, indem er zu den Göttern flehte, daß ihn kein bedeutendes Unglück treffen möchte, welches ihn in der Eroberung von Europa stören könnte, bevor

er deſſen Gränzen erreicht hätte. Nachdem er alſo gebethet hatte, warf er die goldene Schale nebſt einem Becher von dem nähmlichen Metall, und einem perſiſchen Schwerte von der Art, die man Akinakes nennt, in das Meer, vielleicht als Opfer für die Sonne, vielleicht als Sühnung für den Helleſpont, nachdem er kürzlich an dieſem gefrevelt.

Nachdem der König Gebeth und Opfer vollbracht hatte, brach das Heer auf; und es zog über die eine Brücke alles Fußvolk und die Reiterey, über die andere die Laſtthiere und die Dienerſchaft. Am erſten Tage eröffneten die tauſend Perſer, alle bekränzt, den Zug. Dann folgte der andere Theil des Heeres aus allen Völkern gemiſcht. Am nächſtfolgenden Tage zogen die Reiter und die andere Abtheilung des perſiſchen Fußvolks, welche die Lanzen geſenkt trug, ebenfalls bekränzt, über die Brücke; darauf die heiligen Pferde und der heilige Wagen, und endlich Xerxes ſelbſt und ſeine Trabanten nebſt den tauſend Reitern. Zuletzt kam der Reſt des Heeres, und zugleich begab ſich die Flotte an das gegenſeitige Ufer.

Sobald Xerxes dort angelangt war, ließ er das Heer unter Peitſchenhieben vor ſich vorüber ziehen. Dazu ward eine Zeit von ſieben Tagen und ſieben Nächten erfordert, obgleich ohne Unterlaß ein Haufe dem andern folgte. Bey dieſer Gelegenheit ſoll auch, als

Xerxes schon über den Hellespont gegangen war, ein Hellespontiner gesagt haben: „O Zeus, weßhalb nimmst du die Gestalt eines Persers und den Nahmen Xerxes an, um Hellas aus seinen Wohnsitzen zu vertreiben, indem du das ganze Menschengeschlecht nach dir schleppst? Konntest du doch den nähmlichen Zweck auch ohne das erreichen."

So wälzte sich der ungeheure Zug fort, kam über den Strom Mälana, der nicht Wasser genug für das Heer hatte, und gelangte endlich nach Doriskus. Doriskus ist eine vom Meere bespülte Ebene Thrakiens, durch die der große Fluß Hebrus strömt, auf dessen Ufer eine, ebenfalls Dariskus genannte königliche Festung erbaut ist, wo, seitdem Darius das Heer gegen Skythien geführt hatte, persische Besatzung lag.

Dieser Ort schien dem Xerxes äußerst geschickt, um sein Heer zu mustern und zu zählen. Er geboth demnach den Befehlshabern auf der Flotte, welche indeß ebenfalls bey Doriskus angelangt war, die Schiffe auf das Ufer ziehen zu lassen, und veranstaltete zugleich die Zählung des Heeres. Dabey zeigte sich denn die ganze Landmacht hundert und siebenzig Myriaden stark, indem man sie auf folgende Weise zählte: man führte zuerst eine Myriade auf eine gewisse Stelle zusammen, drängte diese in den möglich engsten Raum, und beschrieb einen Kreis um sie her. Dann entließ

man diese zehntausend, zog nach dem Kreise eine Mauer von halber Mannshöhe, und drängte nun eine andere Myriade in diesen Bezirk, und so fort bis sie alle gezählt waren.

Nach vollbrachter Zählung ordnete man das ganze Heer nach den verschiedenen Völkerschaften, aus welchen es bestand. Der Geschichtschreiber führt sie alle nahmentlich auf; wir wollen nur die ausgezeichnetsten davon hier herausheben.

Erstlich die Perser. Diese trugen auf dem Haupte ungewalkte Hüte, welche man Tiaren nennt; und ihren Körper bedeckten lange, mit Ärmeln versehene, bunte Röcke, so wie in Schuppen gearbeitete Panzer; auch trugen sie Beinkleider. Statt des Schildes hatten sie ein Gerrah (eine Art leichten Schildes), die über den Köcher hing; und ihre Waffen bestanden aus kurzen Spießen, großen Bogen, Rohrpfeilen und Schwertern, die an der rechten Hüfte von dem Gürtel herabhingen. Gleiche Rüstung hatten die Meder, da die eben beschriebene ursprünglich medisch, nicht persisch ist; so auch die Kissier und Hirkanier.

Die Assyrier trugen auf dem Kopf eine Art schwer zu beschreibender Helme, die das Ansehen hatten, als ob sie aus Erz wie Körbe geflochten wären. Ihre Schilde, Lanzen und Schwerter waren den ägyptischen ähn-

lich; außer dem aber führten sie noch hölzerne, mit eisernen Nägeln versehene Keulen, und linnene Panzer.

Die Inder kleideten sich in Panzer aus Weidenholz geflochten, und führten Bogen und Pfeile aus Rohr.

Die Kaspier kleideten sich in Häute, führten ihnen eigenthümliche Bogen aus Schilfrohr, und zweyschneidige Schwerter. Mehrere Volksstämme waren an Rüstung diesen gleich.

Die Araber trugen Leibröcke, die durch Gürtel aufgeschürzt waren, und an ihrer rechten Seite hingen lange Bogen herab, die sich vor- und rückwärts spannen ließen.

Die Äthiopier kleideten sich in Parder- und Löwenhäute, trugen große, aus Palmenzweigen verfertigte Bogen, die nicht weniger als vier Ellen lang waren. Zugleich bedienten sie sich langer Pfeile aus Schilfrohr, die aber statt des Eisens einen scharfen Stein zur Spitze hatten, womit sie auch ihre Siegel graben. Überdieß hatten sie Lanzen, an welche ein spitzes Ziegenhorn statt der Eisenspitze befestigt war, und mit Nägeln versehene Keulen. So oft sie in die Schlacht zogen, übertünchten sie die eine Seite ihres Körpers mit Gyps, die andere mit Carmesin.

Die asiatischen Äthiopier, welche schlichtes Haar haben, waren den Indern zugesellt, denen sie auch

in ihrer Rüſtung glichen, ausgenommen, daß ſie ihr Haupt mit der abgezogenen Haut eines Pferdekopfs, an welchem man die Ohren und die Mähnen ſitzen ließ, bedeckten. Die Mähne daran diente ſtatt des Helmſchweifs, und die Ohren waren ſo befeſtigt, daß ſie gerade aufſtanden. Statt der Schilde ſchützten ſie ſich durch Kranichhäute.

Die Paphlagoner, Phryger, Armenier, Myſer hatten alle Helm und Schilde, Wurfſpieße und Schwerter; die Lyder kamen in ihrer Rüſtung den Hellenen am nächſten.

Die Thrakier bedeckten ihr Haupt mit Fuchspelzen, und trugen Leibröcke, über welche ſie noch bunte Thierfelle warfen. An den Füßen und Beinen trugen ſie Stiefel von Rehfell, und ihre Waffen beſtanden aus Wurfſpießen, leichten Schilden und kleinen Schwertern.

Die aſiatiſchen Thrakier führten kleine, aus Stierleder verfertigte Schilde, und jeder von ihnen zwey Wurfſpieße von lykiſcher Arbeit. Ihren Kopf ſchützte ein eherner Helm, welcher mit gleichfalls ehernen Ochſenhörnern und Ohren, und überdieß noch mit einem Pferdeſchweif verziert war. Sie umwickelten ihre Beine mit einer purpurgefärbten Binde.

Dieß waren nebſt vielen andern die Völkerſchaften, welche das Fußvolk ausmachten, welches auf dem

festen Lande diente. Die Anführer desselben, welche Herodot gleichfalls alle nennt, zählten und musterten es, und ernannten die Unterbefehlshaber über tausend und zehntausend Mann, welche letztere dann wieder die Hauptleute über zehn und hundert Mann zu bestellen hatten. Andere erkannten die verschiedenen Stämme und Völkerschaften unter sich als Anführer; jene aber waren die eigentlichen Befehlshaber.

Die Oberbefehlshaber des gesammten Fußvolks waren Mardonius, Tritantächmes und Smerdomenes, beyde Brudersöhne des Darius; ferner Masistes, des Darius und der Atossa Sohn, endlich Gergis und Megabyzus.

Unter dieser Männer Befehlen stand alles Fußvolk, ausgenommen die zehntausend Perser, welche Hydarnes anführte. Diese Perser führten den Nahmen der Unsterblichen, weil sich ihre Zahl nie weder vermehrte noch verminderte; da jedes Mahl, wenn Krankheit oder Tod einen aus ihrer Mitte wegnahm, gleich ein anderer an seine Stelle trat. Die Perser waren im ganzen Heere am herrlichsten gerüstet, so wie sie auch die tapfersten waren. Ihre Waffen sind oben schon beschrieben, und überdieß prangten sie noch durch unsäglich reichen, goldenen Schmuck. Sie führten bedeckte Wagen mit sich, worauf sich ihre Beyschläferinnen, und eine zahlreiche, schöngekleidete Die-

nerschaft befand; und sie genossen vor dem übrigen Heere des Vorzuges, daß ihnen eigene Kamehle und Lastthiere zugewiesen waren, die ihnen ihre Lebensmittel zuführen mußten.

Von allen genannten Völkerschaften stellten nur folgende Reiterey: Erstlich die Perser. Ihre Reiter waren wie ihr Fußvolk gerüstet, ausgenommen, daß einige unter ihnen eherne und eiserne Helme von kunstreicher Arbeit trugen. Zweytens, die Sagartier, ein nomadisirendes Volk von persischer Abstammung und Sprache. Diese stellten achttausend Reiter, die aber, bis auf ein Schwert, weder eiserne noch eherne Waffen führten. Sie stritten mit aus Riemen verfertigten Netzen; und diese waren ihre Stärke im Kampf, wo sie sich derselben auf folgende Weise bedienten: indem sie dem Feinde nahten, warfen sie das Netz, an dessen Ende ein Seil befestigt war, von sich, zogen, was sie trafen, sey es Pferd oder Mann, mit fort, und tödteten es, indem es sich in den Schlingen verwickelte. Sie waren den Persern zugesellt.

Die medischen Reiter waren wie das medische Fußvolk gerüstet, eben so die indischen, welche auf Pferden und Wagen fochten. Die Wagen waren theils mit Pferden, theils mit wilden Eseln bespannt. Die baktrischen, kaspischen und lybischen Reiter hatten dieselbe Rüstung wie das Fußvolk, und führten alle durch-

gängig auch Streitwagen. So auch die Parikanier und die Araber, welche Kamehle ritten, die aber den Pferden an Schnelligkeit nichts nachgaben.

Diese Völker allein stellten Reiterey, und die ganze Masse betrug acht Myriaden, Kamehle und Streitwagen ungerechnet. Sie waren sämmtlich in Geschwader von bestimmter Stärke abgetheilt, bis auf die Araber, welche den Nachtrab bildeten, damit ihre Kamehle die Pferde, da sich diese mit jenen gar nicht vertragen können, nicht scheu machen möchten.

Die Flotte bestand aus zwölfhundert und sieben Trieren. Davon stellten die Phönikier mit den palästinischen Syriern dreyhundert, die Ägypter zweyhundert, die Cyprier hundert und fünfzig, die Cilicer hundert, die Joner hundert, und so die andern asiatischen Völkerschaften, jede eine verhältnißmäßige Anzahl Schiffe. Auf allen Schiffen der Flotte befanden sich Perser, Saker und Meder. Die schnellsten Segler bey der Flotte hatten die Phönikier, und unter diesen die Sidonier gestellt. Der Dreyßig- und Fünfzigruderer, der Jachten und der großen Fahrzeuge, welche zum Überschiffen der Pferde dienten, waren in allem dreytausend.

Herodot nennt die Befehlshaber der Flotte, und einige der berühmtesten Männer nach diesen, die sich darauf befanden, endlich aber noch mit Bewunderung ein Weib, welches mit gegen Hellas zu Felde zog:

Artemisia, Beherrscherinn der Halikarnasser. Diese versah nach dem Tode ihres Gemahls, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes alle Regierungsgeschäfte, und hatte den Feldzug auf Antrieb ihres größeren Geistes und ihrer Tapferkeit freywillig unternommen. Fünf Schiffe, von vier ihr untergebenen Städten ausgerüstet, gehorchten ihren Befehlen, und standen nach den Sidoniern vor allen übrigen in größtem Ansehen, so wie Artemisia selbst unter allen Bundesgenossen des Königs klügste Rathgeberinn war.

Nachdem Xerxes sein Heer hatte zählen und mustern lassen, wünschte er es nun selbst zu sehen; er setzte sich deßfalls in einen Wagen, und besuchte alle die verschiedenen Völker, aus denen es bestand. Bey einem jeden derselben forschte er verschiedenen, sie betreffenden Umständen nach, und seine Schreiber zeichneten die Nachrichten, die er erhielt, auf, bis er von dem einen Ende an das andere gelangt war, und all sein Fußvolk und seine Reiterey gesehen hatte. Dann hieß er die Schiffe in das Meer ziehen, stieg selbst von seinem Wagen herab auf ein sidonisches Fahrzeug, und ließ sich dort unter einem goldgewirkten Zelte nieder. Er fuhr vor allen Vordertheilen der Schiffe vorüber, legte den verschiedenen Abtheilungen der Flotte die nähmlichen Fragen vor, wie der Landmacht, und ließ die Antworten ebenfalls niederschreiben. Die Befehlshaber

auf der Flotte hatten die Schiffe etwas vom Ufer ab, mit gegen das Land gerichteten Vordertheilen vor Anker gehen, und die Mannschaft zugleich, wie zum Angriff gerüstet, in Ordnung vortreten lassen. Zwischen dieser Reihe der Schiffe und dem Ufer fuhr der König hinauf.

Nach zurückgesetzter Fahrt verließ er das Schiff, ließ den aus Sparta entwichenen Demaratus, Aristons Sohn, welcher ebenfalls dem Feldzuge gegen Hellas beywohnte, vor sich kommen, und fragte ihn, ob er wohl glaube, daß die Hellenen seinen Absichten sich widersetzen würden. Auf diese Frage erwiederte jener: Willst du die Wahrheit von mir vernehmen, o König, oder nur was deinen Ohren schmeichelt? Xerxes befahl ihm hierauf seine Meinung frey zu sagen, und versprach, daß er ihm darum in Zukunft nicht minder werth seyn sollte. Da sagte ihm jener: „Seit je her hatte die Armuth das Bürgerrecht in allen hellenischen Staaten; die Tapferkeit aber erwarben wir durch weise Erziehung und mächtige Gesetze. Ich schätze alle Hellenen, welche das dorische Land bewohnen, des Lobes werth; aber nicht von allen diesen, sondern von den Lakedämoniern allein will ich Folgendes behaupten. Erstlich, daß sie keinem deiner Anträge Gehör geben werden, sofern sie die Unterjochung von Hellas bezwecken; zweytens, daß, wenn auch alle übrigen

Hellenen sich auf deine Seite schlagen sollten, jene sich dennoch in einen Kampf mit dir einlassen würden. Forsche nicht nach ihrer Zahl, noch auf welche Menge trotzend sie dieß wagen würden. Denn sollten sie sich auch nur tausend Mann stark sehen, so würden sie nicht minder in die Schlacht gegen dich ziehen, als wenn ihrer noch wenigere oder mehrere wären."

Xerres lächelte hierauf, und machte ihn auf die Unwahrscheinlichkeit aufmerksam, gegen solche Überzahl zu bestehen; wenn ihrer fünftausend wären, so würden wir mehr als tausend gegen einen Mann fechten. Ja würden sie noch, meinte er, nach persischer Sitte durch einen einzigen König beherrscht, so möchten sie sich vielleicht aus Furcht vor diesem über ihre Kräfte tapfer zeigen, und durch die Peitsche gezwungen gegen den größeren Haufen fechten. Da sie aber frey sind, so werden sie auch dieß nicht thun. Ich bin für mich selbst überzeugt, fuhr er fort, daß die Hellenen sich, wenn wir Mann gegen Mann stellen wollten, schon gegen die Perser allein mit Mühe behaupten würden, denn auch unter uns findet man jene Tapferkeit, welche du so sehr erhebst, wenn auch nicht häufig, doch unter der geringern Zahl. Unter meinen Trabanten befinden sich Perser, die es allein mit drey Hellenen zugleich aufnehmen würden. Da du aber hierüber keine Erfahrung hast, so redest du so albern.

Demaratus entschuldigte seine Freymüthigkeit; aber er wiederhohlte, „die Lakedämonier seyen vereinigt unüberwindlicher als alle andern Menschen. Denn obgleich sie frey sind," sagte er, „so leben sie doch nicht in jeder Rücksicht ohne Zwang; denn sie erkennen einen Beherrscher, das Gesetz, den sie weit mehr fürchten, als deine Sclaven dich. Sie thun alles, wozu sie jenes zwingt, und es zwingt sie unabänderlich, vor keiner Masse von Menschen aus der Schlacht zu fliehen, sondern in ihren Reihen zu stehen, und zu siegen oder zu sterben. Scheint es dir aber," schloß er, „daß ich sinnlos redete, so will ich in Zukunft schweigen; dießmahl sprach ich gezwungen. Möge dir alles, o König, nach Wunsch gelingen!" Xerxes lachte und und zürnte ihm nicht, sondern verließ ihn freundlich.

Von Doriskus ging nun sein Zug durch Thracien weiter. Dabey zwang er alle Völker, zu denen er gelangte, sein Heer zu verstärken, wie denn dieß ganze Land, bis nach Thessalien hin, ihm bereits zinsbar gemacht war. Da kam er an einen See von ungefähr dreyßig Stadien im Umfange. Diesen leerten die Lastthiere, welche hier getränkt wurden, allein aus, dergestalt, daß sie ihn trocken zurückließen. Dem Flusse Strymon brachten die Magier ein Opfer von weißen Pferden, und weissagten daraus dem Könige Glück und Heil. Nachdem sie aber diese und viele andere

heilige Gebräuche vollbracht hatten, zog das Heer bey den sogenannten neun Straßen im Edoner Lande über den Strom. Und als die Perser den Nahmen des Orts hörten, gruben sie neun eingeborne Knaben, und eben so viele Mädchen in die Erde ein. Es ist persische Sitte, bemerkt Herodot, Menschen lebendig einzugraben; und so erzählte man dem Geschichtschreiber auch, daß Amestris, des Xerxes Gemahlinn, in ihrem Alter zweymahl sieben Kinder vornehmer Perser eingraben ließ, um eine Gottheit zu versöhnen, die nach ihrem Vorgeben unter der Erde herrscht.

Alles Land, welches das Heer des Königs auf seinem Zuge betrat, pflügten und besäeten die Thracier seit dem nicht, sondern verehrten es hoch, noch zu Herodots Zeit.

Die Hellenen, welche das Heer aufnahmen und den König bewirtheten, geriethen sämmtlich in das äußerste Elend, so daß sie Haus und Hof verlassen mußten. Denn solch ein Gastmahl ward immer lange vorher angekündigt, und war äußerst prächtig. Sobald nähmlich die Bewohner einer Stadt durch die Herolde von der Annäherung des Heeres hörten, theilten sie den Getreidevorrath unter die Bürger aus und bereiteten Monathe lang Weitzen- und Gerstenmehl, mästeten das beste Vieh, welches sie auffinden konnten; und außer dem in Ställen und Teichen, Land-

und Wasservögel, um das Heer damit zu speisen. — Dann ließen sie für den König und seine Tischgenossen goldene und silberne Becken und andere Gefäße bereiten, welche man auf den Tafeln braucht. Wo der König dann anlangte, fand er überall ein Zelt bereit, unter welchem er übernachtete, während sein Kriegsvolk sich unter freyem Himmel lagerte. Kam dann die Stunde des Mahles, so beeiferten sich die Bürger der Stadt, ihre Gäste auf das pünctlichste zu bedienen. Diese aber sättigten sich, brachen, nachdem sie die Nacht dort zugebracht hatten, am folgenden Morgen das Zelt ab, und schleppten alles daraus mit sich, ohne irgend etwas zurückzulassen. So zogen sie weiter. Darum sagte Megakreon aus Abdera seinen Mitbürgern, sie sollten sämmtlich als Flehende die Tempel besuchen, und die Götter bitten, für die Zukunft alles Ungemach von ihnen zu wenden; zugleich aber ihnen für die große Wohlthat danken, daß König Xerxes nur einmahl täglich zu speisen pflegte; denn hätte er eben so wohl zu Mittag als zu Nacht zu speisen begehrt, so würden die Abderiten sich genöthigt gesehen haben, entweder ihre Stadt zu verlassen, ohne den Xerxes zu erwarten; oder sich, Falls sie geblieben wären, der schrecklichsten Armuth Preis zu geben. Indessen erfüllten die Städte, so sehr der Besuch sie auch drückte, des Königs Geboth.

Die Flotte fuhr nun durch den Canal des Athos, und von da weiter an der Küste hin, wo sie allenthalben neue Mannschaft aufnahm; das Heer aber zog zu Lande nach Therma, wo beyde vereinigt liegen blieben. Von den dortigen Strömen hatte wieder einer, Echidorus genannt, nicht Wasser genug für das Heer, sondern ward ganz ausgeschöpft.

Bey Therma sah Xerxes die überaus hohen Gebirge Thessaliens, den Pelion und den Ossa, und als er vernahm, daß sie nur durch ein enges Thal, welches der Peneus durchströmt, von einander getrennt würden, und daß dieß der einzige Weg sey, der nach Thessalien führte, erwachte in ihm der Wunsch, zu Schiffe die Mündung des Peneus zu besuchen. Er bestieg zu dem Ende das sidonische Schiff, dessen er sich bey solchen Gelegenheiten bediente, und gab auch dem Rest der Flotte das Zeichen, die Anker zu lichten; die Landmacht aber ließ er bey Therma zurück. Als er darauf bey der Mündung des Peneus anlangte, erregte diese sein höchstes Erstaunen. Er ließ die Wegweiser vor sich kommen, und fragte sie, ob man den Strom durch keinen andern Weg in das Meer leiten könnte. Die Wegweiser antworteten, so wie sie der Sache wohl kundig waren, der Peneus habe keinen andern Ausfluß als diesen, weil ganz Thessalien ein Kranz von Gebirgen umschließe. Hierauf soll Xerxes

geantwortet haben: „Die Theſſalier ſind in der That geſcheide Leute; denn ſie haben ſich nicht mit Unrecht bey Zeiten vorgeſehen (er meinte dadurch, daß die Alevaden ihm zuerſt ihre Unterwerfung melden ließen), da ſie ein ſo leicht und ſchnell zu eroberndes Land bewohnen. Wahrlich, was braucht es dazu mehr, als in der Bergſpalte einen Damm aufzuwerfen, und dem Strom den Ausfluß zu verwehren, um ganz Theſſalien unter Waſſer zu ſetzen?"

In alten Zeiten war auch Theſſalien, der Sage nach, ein See, der von allen Seiten mit hohen Bergen umgeben war. Dieſe Landſchaft nähmlich iſt in Oſten durch den Pelion und Oſſa, die an ihrem Fuße zuſammen hängen, im Norden durch den Olympus, im Abend durch den Pindus, und im Mittag durch den Othrys eingeſchloſſen, und gleicht dadurch einem Keſſel. Sie wird durch viele Ströme bewäſſert, die ſich alle in dem, durch die eben erwähnten Berge Theſſaliens gebildeten Thale zu einem Strome vereinigen, der dann Peneus heißt, und ſich durch jenen einzigen Ausweg in das Meer ergießt. Ehe nun jene Bergſpalte, und der Ausfluß in das Meer gebildet war, machte der Zuſammenfluß der Gewäſſer ganz Theſſalien zu einem See. Die Eingebornen ſelbſt behaupteten, Poſeidon habe das Thal, durch welches der Peneus fließt, gemacht; und wirklich ſcheint auch die Ge-

birgsspalte die Wirkung eines Erdbebens zu seyn, welche also wohl dem Erderschütterer zugeschrieben werden mochte.

Nachdem Xerxes die Mündung in Augenschein genommen hatte, schiffte er nach Therma zurück, und verweilte da mehrere Tage. Denn der dritte Theil des Heeres mußte das macedonische Gebirge von der Waldung säubern, damit seine ganze Landmacht nachher über dasselbe ziehen könnte. Indessen kamen die Herolde, welche er nach Hellas gesandt hatte, um Wasser und Erde zu fordern, zurück. Mehrere Völkerschaften, worunter die Thessalier, die Thebaner und alle übrigen Böotier, bis auf die Thespier und Plataer, hatten die Zeichen der Unterwerfung gegeben. Gegen diese alle schlossen die Hellenen, welche gegen die Barbaren fechten wollten, einen feyerlichen Vertrag, dessen Inhalt folgender war: „Alle Hellenen, welche sich freywillig, und bey ungeschwächten Kräften ihres Staats den Barbaren überliefert haben, sollen gezwungen werden, den zehnten Theil ihres Vermögens dem delphischen Gotte zu weihen."

Nach Athen und Sparta hatte der König bekanntlich dießmahl keine Herolde geschickt, weil die unter Darius dahin abgesandten waren getödtet worden. Die Spartaner konnten nun nach jenem Morde lange Zeit kein günstiges Opfer erhalten. Das hielten sie

für göttliche Rache, versammelten deßhalb das Volk, und ließen durch einen Herold fragen: ob kein Bürger für Sparta sterben wollte. Da erbothen sich zwey edle Männer von den reichsten in Sparta: Sperthies des Aneristus, und Bulis, des Nikolas Sohn, freywillig die Strafe zu dulden, welche ihnen Xerxes für die in Sparta ermordeten Gesandten auferlegen würde. Und man sandte sie nach Medien, als einem gewissen Tode entgegen.

In Susa kamen sie zuerst zu dem Perser Hydarnes, dem Befehlshaber der am Meere wohnenden Völker in Asien. Der bewirthete sie, und nach dem Mahle trug er ihnen an, ob sie nicht des Königs Freunde werden wollten, der sie, aus Achtung für ihren Muth wohl beyde mit Statthalterschaften in Hellas beschenken würde. Sie schlugen es kalt und trotzig aus, und gingen zum Könige selbst. Als ihnen da die Trabanten befahlen, sich auf die Erde niederzuwerfen, und sie dazu zwingen wollten, weigerten sie sich zu gehorchen, und betheuerten, daß sie es nicht thun würden, wenn man sie auch mit dem Kopf auf die Erde niederstoßen wollte, denn es sey ihrer Gewohnheit zuwider, sich vor einem Menschen niederzuwerfen, und mit solcher Absicht wären sie auch nicht nach Persien gekommen. Darauf sprachen sie zu Xerxes: König der Meder, uns senden die Lakedämo-

nier, damit du an uns für die in Sparta ermordeten Herolde Rache nehmen mögest. Xerxes aber erwiederte aus Stolz: er wolle den Lakedämoniern nicht ähnlich werden, die alles, was seit jeher unter den Menschen als Sitte gegolten, übertreten, und Herolde ermordet hätten. Auch wünsche er auf keine Weise ihrem Verlangen Genüge zu leisten, und an ihnen eine Rache zu nehmen, die ihren Staat von der Schuld befreyen würde. So kehrten denn die beyden Männer, als nach vollbrachter Sühnung, nach Sparta wieder zurück.

Jetzt stand der König mit seinem Heere bereits auf hellenischem Boden; und die Hellenen waren unter einander selbst uneinig. Einige gaben dem Perser Erde und Wasser, und glaubten sich dadurch gegen jedes, ihnen von den Barbaren drohende Unglück gesichert; während andere, welche sich nicht unterwarfen, in großer Furcht schwebten, sowohl weil Hellas keine Flotte hatte, die sich der persischen hätte widersetzen können, als weil sie sahen, daß viele hellenische Staaten keinen Theil an dem Kriege nehmen wollten, und sich vielmehr als eifrige Anhänger der Barbaren zeigten. Hätten die Athenienser jetzt Hellas verlassen, oder sich dem Xerxes ergeben, so würde es niemand gewagt haben, sich den Barbaren zur See zu widersetzen, und die Verschanzungen der Erdenge von

Korinth hätten selbst den Peloponnes nicht gerettet. Darum preiset auch der Geschichtschreiber die Athenienser: als sie die Freyheit von Hellas zu ihrer Sache machten, sagt er, hoben sie durch diesen Schritt den Muth aller übrigen hellenischen Staaten, welche sich nicht auf die Seite der Perser geschlagen hatten, und retteten das Vaterland nächst den Göttern vor der Knechtschaft des Königs. Selbst die schreckenden Orakel, welche sie aus Delphi erhielten, und die ihnen Furcht einflößen mußten, vermochten sie nicht, Hellas zu verlassen; sondern sie blieben und behielten Muth, den Feind in ihrem Lande zu erwarten.

Als nähmlich ihre Gesandten das Orakel zu Delphi befragten, redete sie die Pythia mit folgenden Worten an:

Arme, was sieht ihr? O weicht nach den Gränzen der Erde, die Wohnung
Und der runden Stadt erhabene Gipfel verlassend;
Denn nicht das Haupt bleibt fest, nicht der Leib, nicht die Spitze der Füße,
Nicht die Hand, und nichts von der Mitte; vernichtet wird alles.
Denn sie zerstöret das Feu'r, und der schrecklich wüthende Ares,
Welcher auf syrischen Wagen daherrollt. Doch nicht nur die Deine,

Nein, der ragenden Burgen noch viele verleiht er dem Feuer,
Viele Tempel der ewigen Götter, die jetzt schon vom Schweiße
Fließen ihr seht, und vor Schrecken erbebend. Es stürzt von der Dächer
Zinnen das schwarze Blut der Seher des traurigen Schicksals.
Doch jetzt weicht aus dem Tempel und stählt euer Herz vor dem Unglück.

Diese Antwort stürzte die athenienſischen Gesandten in die tiefſte Betrübniß, und beynahe in Verzweiflung. Da nahmen ſie auf den Rath eines angeſehenen Bürgers aus Delphi, als Flehende, Zweige in die Hand; ſo kamen ſie wieder, und ſprachen: „O König, ſieh auf die Zweige, die wir als Flehende in unſeren Händen halten, und ertheile uns einen beſſeren Ausſpruch für unſer Vaterland. Widrigen Falls verlaſſen wir deinen Tempel nicht mehr, ſondern bleiben hieſelbſt, bis wir ſterben.“ Hierauf ſprach die Prieſterinn wieder:

Pallas vermag nicht Zeus, den olympiſchen Gokt, zu verſöhnen,
Nahet ſie gleich ihm mit häufigem Fleh'n und ſchlauer Erfindung.

Dir aber ſag' ich dieß Wort, an Feſtigkeit ähnlich dem Demant;
Iſt einſt alles erobert, was Kekrops Höhen umſchließen,
Iſt ſchon erobert die Grotte des heiligen Berges Kithäron,
Dann verleihet der Tritonis Zeus fernſchauende Allmacht,
Daß eine hölzerne Mauer allein der Zerſtörung noch trotze,
Welche die Kinder dir, und dich ſelbſt vor dem Untergang rettet.
Du auch erwarte nicht ruhig die Reiter und Scharen des Fußvolks,
Die aus dem Oſten dir nah'n in Menge, ſondern entweiche
Wendend den Rücken: denn einmahl auch trittſt du ihm wieder entgegen;
Herrliche Salamis, du wirſt verderben die Söhne der Weiber:
Sey auch der Demeter Saat zerſtreuet oder geſammelt.

Als dieſer Ausſpruch nach Athen gebracht worden war, wurden die Worte von der hölzernen Mauer verſchieden ausgedeutet. Mehrere Greiſe behaupteten, der Gott meine die Burg (Akropolis) damit, weil dieſe ehemahls mit hölzernen Palliſaden umgeben war. Andere glaubten, der Gott deute damit auf Schiffe,

und wollten, daß man sich zu einem Seekriege rüste. Aber die letzten Worte der Pythia machten sie wieder irre, denn die Ausleger hatten sie so verstanden, daß die Athener bey Salamis besiegt werden würden, falls sie sich in ein Seetreffen einlassen würden.

Es war aber ein Mann in Athen, der erst vor kurzem ein großes Ansehen erlangt hatte; sein Nahme war Themistokles, gemeinhin aber nannte man ihn des Neokles Sohn. Dieser behauptete, die Ausleger hätten den Sinn des Orakels nicht recht gefaßt. Denn, sprach er, wenn das Wort wider die Athenienser ausgesprochen wäre, so würde das Orakel, seiner Meinung nach, nicht so milde lauten, sondern statt: göttliche, würde es geheißen haben: unglückliche Salamis, wenn die Bewohner jener Gegend das Verderben hätte treffen sollen. Der Gott habe dabey die Feinde im Sinne gehabt, und nicht die Athenienser. Deßwegen wäre sein Rath, daß man sich zu einem Seekriege rüsten sollte, weil die Flotte die hölzerne Mauer sey. Die Athenienser erkannten seine Auslegung als die bessere und folgten ihr.

Schon früher hatte Themistokles den Athenienfern einen ungemein nützlichen Rath ertheilt. Es waren nähmlich in dem öffentlichen Schatze beträchtliche Summen, aus den Bergwerken gewonnen, vorräthig, deren Vertheilung unter alle erwachsenen Bür-

ger beſchloſſen war. Themiſtokles vermochte die Athenienſer dazu, jene Vertheilung nicht vorzunehmen, und ſtatt deſſen für dasſelbe Geld zweyhundert Schiffe zu bauen, um ſie zu dem Kriege wider die Ägineter zu brauchen, der eben geführt wurde. Indeß wurden dieſe Schiffe damahls nicht gebraucht, und kamen jetzt zur Rettung von Hellas zu Statten. Neue wurden noch dazu gebaut, und ſo waren die Athener feſt entſchloſſen, die Barbaren mit ihrer und ihrer Verbündeten Macht auf ihren Schiffen zu erwarten.

Jetzt verſammelten ſich alle beſſergeſinnten Hellenen, um ein Bündniß zu ſchließen. Sie beſchloſſen, vor allen Dingen, allen innerlichen Zwiſtigkeiten und Kriegen zu entſagen; denn es waltete manche Feindſchaft ob zwiſchen den helleniſchen Staaten, die heftigſte zwiſchen Athen und Ägina. Darauf, als ſie vernahmen, daß Xerxes mit ſeinem Heere ſchon in Sardes angekommen ſey, fanden ſie für gut, Kundſchafter nach Aſien zu ſchicken, um die Macht des Königs auszuforſchen, ferner Geſandte ſowohl nach Argos als an Gelon, den Herrn von Syrakus, deſſen Macht damahls für größer als die irgend eines einzelnen helleniſchen Staats geachtet wurde, und nach Korcyra und Kreta zur Errichtung eines Hülfsbündniſſes zu ſenden.

Als die Kundschafter nach Sardes kamen, ward die Absicht ihrer Ankunft bald ruchbar; sie wurden ergriffen, und sollten hingerichtet werden, als Xerres selbst davon vernahm. Der hieß sie durch die Reihen des ganzen Heeres führen, und dann unversehrt entlassen, damit ihre Kunde die Athener abschrecken sollte, den Krieg wider ihn zu beginnen, und er der Mühseligkeit enthoben würde, sein Heer wider sie zu führen. So ließ er auch Schiffe durchkommen, die durch den Hellespont Getreide nach Hellas führten. Wir schiffen ja, mit gleichem Vorrath, auch dahin, sagte er: was schaden sie uns denn, da auch sie Getreide für uns dahin führen?

Die nach Argos abgegangene Gesandtschaft vermochte die Argiver nicht, dem Bündnisse der übrigen Staaten beyzutreten. Sie hatten kürzlich erst einen unglücklichen Krieg mit den Lakedämoniern geführt, waren, ihrer Angabe nach, durch das Orakel gewarnt, sich einzulassen, und forderten nun ausweichend Waffenstillstand auf dreyßig Jahre, und den Oberbefehl über die Hälfte des ganzen verbündeten Heeres. Als das letztere nicht zugegeben wurde, äußerten die Argiver, die Herrschsucht der Lakedämonier sey unerträglich, und sie wollten lieber die Knechtschaft der Barbaren tragen, als ihnen nachgeben. Dem gemäß sollten die Abgesandten, wenn sie sich keiner feindlichen Behand-

lung aussetzen wollten, noch vor Sonnenuntergang das Gebieth von Argos verlassen. Übrigens trug man sich in Hellas, wie Herodot erzählt, auch noch mit der Sage: Xerxes habe, eh' er seinen Zug angetreten, einen Herold mit Freundschaftsanträgen an die Argiver, als ein den Persern wegen ihrer Abstammung von Perseus verwandtes Volk, gesandt, und deßhalb hätten sie von der gemeinsamen Sache der Hellenen sich losgesagt. Der Geschichtschreiber läßt es unentschieden, ob diese Sage Grund habe; so viel aber, fährt er fort, weiß ich, daß, wenn alle Menschen einmahl ihre Fehler an einen Ort zusammentragen wollten, um dagegen andere von ihren Mitmenschen einzutauschen, ein jeder sich an den Vergehungen der andern am meisten stoßen, und gerade dasselbe, was er hingebracht, wieder zurücknehmen würde. Dem zu Folge glaube ich, daß auch die Argiver sich nicht das Abscheulichste haben zu Schulden kommen lassen. Meine Sache ist es wohl, alles zu berichten, was man erzählt; nicht aber alles zu glauben: und diese Erklärung will ich auf meine ganze Geschichte angewendet wissen. Denn man erzählt von den Argivern nicht minder, sie hätten, als sie in dem Kriege gegen die Lakedämonier den Kürzeren gezogen, die Perser nach Hellas gerufen, da ihnen jeder andere

Zustand lieber gewesen wäre, als ihre gegenwärtige traurige Lage.

Auch die Sendung nach Syrakus erreichte ihren Zweck nicht. Gelon erwähnte stolz und aufgebracht gegen die Gesandten, daß man auch ihm zu einer andern Zeit den Beystand, den er verlangte, verweigert habe; dennoch erboth er sich mit zweyhundert Trieren, zwanzigtausend Hopliten, zweytausend schwer und eben so viel leicht bewaffneten Reitern, zweytausend Bogenschützen und zweytausend Schleuderern den Hellenen zu Hülfe zu kommen, und zudem noch während der Dauer des Krieges das ganze hellenische Heer mit Lebensmitteln zu versehen; dieß alles aber auch nur unter der Bedingung, daß die Hellenen ihn als ihren Anführer wider die Barbaren anerkennen sollten. Da hielt sich einer der Gesandten, der Lakedämonier, Syagrus, nicht länger, und rief: „O wie würde Agamemnon, der Pelopide, nicht jammern, erführe er, daß Gelon und die Syrakusaner den Spartiaten den Oberbefehl genommen hätten! Erwähne des Vorschlages, daß wir dieser Würde entsagen sollen, nicht weiter; sondern willst du Hülfe nach Hellas senden, so komm' und fecht' unter den Befehlen der Lakedämonier. Magst du dieß nicht, so sende auch keine Hülfe." Da besann sich denn Gelon eines andern: ich will von meiner ersten Forderung etwas nachlassen,

ſagte er; „führt ihr die Landmacht an, ſo ſoll mir der Oberbefehl über die Flotte bleiben; wollt ihr aber lieber den Oberbefehl zur See haben, ſo will ich die Landmacht anführen.“ Dagegen that ſogleich der athenienſiſche Geſandte Einſpruch: „Nicht weil wir eines Anführers, ſondern weil wir Streiter bedurften,“ äußerte er, „ſandten uns die Staaten von Hellas zu dir;“ und ſo erklärte er, „daß, wenn auch der lakoniſche Geſandte den Oberbefehl über die Flotte ihm zugeſtehen ſollte, die Athenienſer dieſes nicht thun würden.“ „So kehrt denn, ſobald wie möglich,“ ſchloß Gelon, „nach Hellas zurück, und meldet, daß ihr dem Jahre den Frühling geraubt habt.“

Die Korcyräer ſagten der Geſandtſchaft zwar Hülfe zu, bemannten auch wirklich ſechzig Schiffe; warteten aber damit, nachdem ſie kaum ausgelaufen waren, unthätig den Ausgang ab. Die Kreter erhielten auf ihre Anfrage zu Delphi ein abſchreckendes Orakel, und verweigerten demnach ihre Bundesgenoſſenſchaft geradezu.

Die Theſſalier traten anfangs nur nothgedrungen auf die Seite der Perſer, denn ſobald ſie von dem Zuge des Königs hörten, ſchickten ſie Geſandte auf den Iſthmus, wo der Rath von Hellas verſammelt war, und ließen den Hellenen ſagen, ſie möchten den Paß beym Olympus beſetzen, weil ſonſt ſie, dem

ersten Angriffe ausgesetzt, mit den Persern in Unterhandlung treten müßten. Darauf ward auch wirklich eine Heeresabtheilung unter des Spartaners Euänetus, und des Athenienſers Themiſtokles Befehlen abgeſandt, welche den Paß beſetzte. Allein Alexander der Macedonier ließ ihnen rathen, die Perſer dort nicht zu erwarten, um nicht durch das herannahende feindliche Heer zertreten zu werden. Die Hellenen glaubten ſeiner Warnung, und da ſie zugleich vernahmen, daß noch ein anderer Paß nach Theſſalien führe, durch welchen auch in der Folge Xerxes einfiel, zogen ſie ſich wieder zurück. Dieß geſchah, als Xerxes bey Abydos ſtand; und die Theſſalier traten nun entſchieden auf ſeine Seite. Der Rath von Hellas aber beſchloß hierauf, den Paß bey Thermopylä zu beſetzen, der dem helleniſchen Lande näher gelegen ſey; und ſchickte zugleich die Flotte nach Artemiſium, welches nicht weit von Thermopylä gelegen iſt.

Die Flotte des Xerxes verließ nun die Stadt Therme, und ſchickte zehn von ihren ſchnellſten Seglern gerade nach Skiathus, wo drey helleniſche Wachſchiffe lagen. Dieſe ergriffen die Flucht; zwey aber wurden eingeholt und genommen, das dritte ſcheiterte und die Mannſchaft rettete ſich. Von der Bemannung des erſten führten die Barbaren den ſchönſten an Geſtalt auf das Vordertheil des Schiffes, und ſtachen ihn

nieder, indem sie es als ein gutes Zeichen ansahen, daß der erste Hellene, den sie gefangen nahmen, von so vortheilhafter Bildung war. Die bey Artemisium stehenden Hellenen vernahmen den Unfall der drey Schiffe, und er setzte sie in solchen Schrecken, daß sie Artemisium verließen, und nach Chalkis sich begaben, um den Euripus zu besetzen.

Das persische Heer erreichte die Gegend von Thermopylä, ohne daß es irgend ein Unfall betroffen hätte. Herodot berechnet hier noch einmahl mit möglichster Genauigkeit die persische Macht. Er gibt die gesammte Land- und Seemacht, welche aus Asien kam, auf zwey hundert ein und dreyßig Myriaden, sieben tausend sechs hundert und zehn Menschen, und die in Europa mitgeschleppten Völker in muthmaßlicher Berechnung dazu geschlagen, das ganze Heer auf zwey hundert vier und sechzig Myriaden, sechzehnhundert und zehn Mann an. Die Zahl der Dienerschaft war im Ganzen noch beträchtlicher; wenn sie aber nur als gleich angenommen wird, so führte Xerxes nach Thermopylä und Sepias, wo die Flotte lag, über fünf hundert Myriaden Menschen. Die Zahl der Weiber aber, die das Brot backten, der Kebsweiber und Verschnittenen ist gar nicht mit Gewißheit anzugeben: eben so wenig die der Last- und Packthiere, und der indischen Hunde. Denn ihre Zahl war unsäglich, sagt Herodot; so

daß es mich so wenig Wunder nimmt, wenn es mehreren Flüssen für eine solche Menge an Wasser gebrach, daß ich vielmehr kaum begreife, wie man für so viele Myriaden Nahrung finden konnte. Er berechnet auf jeden Tag ein Erforderniß von mehr als eilf Myriaden Medimnen Weitzen, ohne die Weiber, Verschnittenen, Lastthiere und Hunde mit in Anschlag zu bringen. Und von so vielen Myriaden, bemerkt er am Schlusse, verdiente keiner, seiner Schönheit und Größe wegen, mehr eine solche Macht zu besitzen, als Xerxes.

Die Flotte traf an der Küste von Sepias ein fürchterlicher Sturm. Den geringsten Angaben nach soll sie dabey wenigstens vier hundert Schiffe, unzählige Mannschaft und ungeheure Reichthümer eingebüßt haben. Zahllos war auch die Menge der untergegangenen Proviantschiffe; dergestalt, daß die Befehlshaber der Flotte, aus Furcht sich unter diesen unglücklichen Umständen durch die Thessalier angegriffen zu sehen, das Holzwerk der gescheiterten Schiffe dazu benützten, einen hohen Wall zu bauen. Drey Tage hatte der Sturm gewährt, und die Magier hatten ihn mit Opfern und Zaubergesängen zu besänftigen gesucht, bis er am vierten Tage endlich sich legte. Die Hellenen aber kehrten, als sie durch ihre ausgestellten Tagwachen davon vernahmen, sofort nach Artemisium zurück

762060

und legten sich da zum zweyten Mahle vor Anker. Da fielen gleich darauf fünfzehn Schiffe der Barbaren, welche die hellenischen Schiffe für die ihrigen hielten, und so auf sie zu segelten, in ihre Hände. Die Hellenen schickten die sämmtlichen Gefangenen davon, nachdem sie die nöthige Kundschaft über das Heer des Xerxes eingezogen, gebunden auf den korinthischen Isthmus.

Die übrige Flotte der Perser schiffte nach Aphete im Meerbusen von Magnesien, Xerxes aber zog indessen mit der Landmacht durch Thessalien und Achaja, und erreichte nach drey Tagen das Gebieth der Melier. In Thessalien ließ er die asiatische und thessalische Reiterey einen Wettkampf halten, weil er vernommen hatte, daß die thessalische Reiterey die vorzüglichste in Hellas wäre; und es ergab sich aus diesem Versuche, daß die persische bey weitem die bessere war. In Thessalien befand sich nur Ein Strom, der nicht Wasser genug für das Heer hatte; unter den Flüssen von Achaja aber reichte selbst der größte nicht ganz für dasselbe hin.

Das ganze Melische Gebieth umschließen hohe, steile Gebirge, welche man die Trechinischen Felsen nennt. Von Achaja aus kommt man über drey Flüsse in geringer Entfernung von einander bis zu der Stadt Trechis. Da hat das Land von den Gebirgen bis an den Meerbusen die größte Breite. Südlich von Tre-

chis theilt dann eine Schlucht die trechiniſchen Felſen, durch welche wieder ein Fluß ſtrömt, welcher nachher an den Fuß der Gebirge hinfließt. Im Mittag deſſelben ſtrömt der Phönix, ein anderer, unbeträchtlicher Fluß, der auf den Felſen entſpringt, und ſich in den Aſopus ergießt. Hier iſt die Ebene am ſchmaleſten, ſo daß nur ein Fahrweg von der Breite eines Wagens übrig bleibt. Den Phönix trennen nur noch fünfzehn Stadien von Thermopylä, und hinter Thermopylä iſt eine zweyte, eben ſo ſchmale Stelle. Der König Xerxes ſchlug ſein Lager bey Trechis auf, die Hellenen in dem Paſſe.

Im Weſten dieſes Paſſes, von den Anwohnenden gemeinhin nur Pylä (die Thore) genannt, erhebt ſich ein unzugängliches, hohes, ſteiles Gebirge, welches ſich bis an den Öta erſtreckt. Im Oſten des Weges aber ſind das Meer und die Moräſte. Gleich beym Eintritt in den Paß findet man warme Quellen, dabey war ein dem Herakles errichteter Altar. Da ſtand auch eine Mauer, welche ehemahls Thore hatte; ſie war aber ſchon ſehr alt, und der größte Theil derſelben durch die Zeit zerſtört. Dieſe richteten die Hellenen jetzt von neuem wieder auf. Ganz nahe dabey liegt ein Dorf, Nahmens Alpene, aus welchem ſie ſich mit Lebensmitteln zu verſehen gedachten,

Folgende sind die Nahmen der Hellenen, welche die Perser bey Thermopylä erwarteten: drey hundert schwerbewaffnete Spartiaten und tausend Tegeaten und Mantineer, von beyden fünf hundert. Hundert und zwanzig Männer aus Orchomenus und tausend aus dem übrigen Arkadien. Eben so viele Achaier, vier hundert Korinther, zwey hundert Phliasier und acht hundert Mykener. Dieß waren die Peloponneser. Aus Böotien waren daselbst sieben hundert Thespier, und vier hundert Thebaner. Zu diesen kamen noch die Lokrischen Opuntier mit ihrer ganzen Macht, und tausend Phokeer, welche beyde letzteren die Hellenen zu Hülfe gerufen hatten.

Jede dieser Abtheilungen hatte ihren besonderen Anführer. Der bewunderungswürdigste Mann aber und der Oberbefehlshaber des ganzen Heeres war der Lakedämonier Leonidas, des Anaxandrides Sohn, der durch die Reihe seiner Vorältern seine Abkunft an den Herakles anknüpfte, und wider sein Erwarten, durch den Tod zweyer älterer Brüder, zur Königswürde in Sparta gelangt war. Dieser Mann wählte sich damahls drey hundert waffenfähige Bürger aus Sparta, lauter Familienväter, zu Gefährten, um sich mit ihnen nach Thermopylä zu begeben, und ließ sich zugleich von der oberwähnten Abtheilung Thebaner, da die Gesinnung dieses Volkes verdächtig war, begleiten.

Diese Männer schickten die Lakedämonier voraus nach Thermopylä, damit die Bundesgenossen ein Gleiches thun möchten. Gegenwärtig feyerten sie das Fest der Karneen, nach diesem gedachten sie gleich mit ihrer ganzen Macht in's Feld zu rücken. Eben so wollten es die Verbündeten machen, da diese Begebenheiten auch mit der Olympias gerade zusammentrafen, so daß sie, weil sie nicht vermutheten, daß so schnell ein wichtiges Treffen bey Thermopylä vorfallen werde, nur kleine Abtheilungen ihrer Macht, gleichsam als Vorbothen, dahin absandten.

Indeß befiel das bey Thermopylä stehende Heer beym Anzuge der Barbaren die Furcht, und die Peloponnesier waren fast durchgängig der Meinung, daß man den Isthmus besetzen sollte. Darüber zeigten sich aber die Phokeer und Lokrer ungehalten, und Leonidas rieth zu bleiben, und sogleich Verstärkung von den Staaten zu begehren.

Darauf schickte Xerxes einen Reiter als Kundschafter aus, um die Stärke und das Beginnen der Feinde zu erforschen. Der vermochte aber nicht das ganze Heer zu überschauen, als er sich dem Lager näherte, da sich alles was hinter der Mauer lag, seinen Blicken entzog; vor derselben sah er nur diejenigen, welche dort die Wache hatten. Dieß waren gerade damahls die Lakedämonier; und er konnte bemerken, wie

ein Theil derselben sich im Ringen übte, während ein anderer seine Haare ordnete und kämmte. Dieser Anblick erfüllte ihn mit Staunen, und er machte einen Überschlag von ihrer Zahl. Nachdem er aber alles genau erforscht hatte, kehrte er ungestört zurück, da man so wenig auf ihn achtete, daß niemand ihn verfolgen mochte.

Xerxes seiner Seits erstaunte nicht minder über des Kundschafters Bericht; er konnte diese Menschen nicht begreifen, die augenscheinlich darauf ausgingen, mit aller Gewalt in das Verderben zu rennen, und andern den Tod zu bringen. Er rief den Demaratus vor sich, der ihm jeden einzelnen Umstand erklären sollte. Der Sparter erinnerte den König, wie seine frühere Rede sich bewähre, und deutete ihm, was der Reiter gesehen, als Vorbereitung zum Kampfe, nach der Sitte seiner Landsleute, ihr Haar zu ordnen, wenn sie ihr Leben aufs Spiel setzen wollten. Wenn du die unterjochen kannst, sagte er, so ist kein Volk unter den Menschen übrig, welches seinen Arm zum Kampfe wider dich aufheben wird. Xerxes entließ ihn mit ungläubigem Lächeln. Vier Tage ließ er so hingehen, indem er sich mit der Hoffnung schmeichelte, sie würden die Flucht ergreifen. Am fünften endlich schickte er, voll Zorn über ihre Unerschrockenheit und Einfalt, die Meder und Kissier wider sie aus, mit dem Auf-

träge, den ganzen Haufen aufzuheben und vor ihn zu führen. Allein sie kehrten, nach großem Verlust, ohne Erfolg zurück. Jetzt traten die sogenannten Unsterblichen an ihre Stelle. Aber auch sie vermochten im Handgemenge nicht mehr als die Meder, weil sie auf einem schmalen Platze fochten, wo ihnen die größere Zahl keinen Vortheil both, um so mehr, da die hellenischen Lanzen die ihrigen an Länge übertrafen. Die Lakedämonier fochten vortrefflich, zeigten ihren der Kriegskunst unkundigen Feinden, daß sie solche besäßen, und wichen, so oft sie den Rücken kehren mußten, immer in geschlossenen Reihen. Sahen die Barbaren sie dann auf der Flucht, so setzten sie ihnen mit Geschrey und Tumult nach. Jene aber kehrten sich schnell wieder um, erneuerten das Gefecht, und stürzten ganze Scharen der Perser vor sich nieder. Zwar fielen hier auch einige wenige Spartiaten; als aber die Perser sahen, daß sie weder durch den Angriff mit ihrer ganzen Masse, noch einzelner Abtheilungen, des Passes Meister werden konnten, zogen sie sich zurück.

Dreymahl, sagt man, sprang der König Xerxes, der dem Gefechte zusah, den Verlust seines Heeres fürchtend, von seinem Sitze auf. So ward an diesem Tage gestritten, und am folgenden zeigten sich die Barbaren im erneuerten Kampf nicht besser. Die Hel-

lennen empfingen sie wechselsweise, nach den verschiedenen Völkerschaften, und stritten alle nach einander, wie die Reihe sie traf; die Phokeer ausgenommen, welche man auf das Gebirge gestellt hatte, um den Fußsteig zu bewachen: so daß die Perser ein gleiches Schicksal wie am vorigen Tage erfuhren, und sich noch einmahl zurückziehen mußten.

Der König befand sich jetzt in der größten Verlegenheit. Da verrieth ihm der Melier Epialtes einen Fußsteig, welcher über das Gebirge nach Thermopylä führte: und sogleich schickte der König, hocherfreut, den Hydarnes mit seinem Heerhaufen dahin ab. Die Nacht brach eben ein, als sie das Lager verließen, und mit Tagesanbruch erreichten sie den Rücken des Berges. Da standen die tausend schwerbewaffneten Phokeer, wurden aber die Feinde durch den dichten Eichwald lange nicht gewahr. Da aber eine große Windstille herrschte, hörten sie jetzt das Geräusch der Blätter, welches sich unter den Tritten des näher heranrückenden Heeres erheben mußte. Sie sprangen auf, griffen zu den Waffen, und in demselben Augenblicke erschienen die Barbaren. Die, erstaunt hier Feinde zu treffen, stellten sich in Schlachtordnung: wie aber die Phokeer, welche den Angriff nur gegen sich gerichtet glaubten, den Gipfel des Berges zu gewinnen

ſuchten, ließen jene ſie alſobald ganz außer Acht, und eilten ſo ſchnell wie möglich, den Berg hinab.

Den Hellenen hatte zuerſt der Wahrſager Megiſtias verkündigt, daß ihnen der nächſte Morgen den Tod bringen werde. Während der Nacht hatten ihnen Überläufer den Anzug der Perſer über's Gebirge angezeigt; und mit Tagesanbruch kamen die Tagwachen von den Berghöhen mit derſelben Bothſchaft in's Lager. Sofort ward Kriegsrath gehalten; die Bundesgenoſſen zeigten ſich wenig geneigt, hier ihr Schickſal zu erwarten. Da hieß König Leonidas ſie von hinnen zieh'n, und beſchloß allein mit ſeinen Spartanern zu bleiben, vielleicht des Orakels eingedenk, das den Lakedämoniern geworden: daß entweder einer von ihren beyden Königen ſterben, oder Lakedämon zerſtört werden müßte. Demnach zogen die Verbündeten ab; nur die Theſpier und Thebaner blieben bey den Lakedämoniern: letztere wider Willen, gleichſam als Geißeln da gehalten; die Theſpier aber hatten freywillig erklärt, daß ſie den Leonidas und ſeine Gefährten nicht verlaſſen, ſondern bleiben und mit ihnen ſterben wollten.

Mit Sonnenaufgang opferte Xerxes, und nach einigen Stunden rückte er dann mit ſeinem Heere vor. Sogleich drangen auch die Hellenen vor, bis an die breiteſte Stelle des Paſſes, dießmahl nicht, wie

bisher, durch die Mauer im Rücken gedeckt. Die Schlacht begann alsobald, und es fielen eine Menge Barbaren; denn hinter ihnen standen die Anführer der verschiedenen Abtheilungen mit Peitschen, hieben auf einen jeden, und drängten sie vorzurücken. Viele stürzten in das Meer und ertranken, viel mehrere noch wurden durch die nachstrebenden Haufen zertreten. Niemand achtete auf die Fallenden, und die Hellenen, ihres herannahenden Todes gewiß, kämpften mit ungeheurer Kraft. Schon sah der größte Theil seine Lanzen zerbrochen, und mordete die Perser mit dem Schwerte, als Leonidas, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan, in dem Handgemenge fiel. Mit ihm fielen auch andere berühmte Spartiaten. Auch von den Persern fanden viele berühmte Männer, darunter auch zwey Brüder des Xerxes, an diesem Tage ihren Tod. Über den Leichnam des Leonidas erhob sich ein hartnäckiger Kampf: viermahl mußten die Barbaren weichen; endlich entrissen ihn die Hellenen den Händen der Feinde.

So hielt sich das Treffen, bis Epialtes mit seiner Heeresabtheilung nahte. Als die Hellenen das vernahmen, wandte sich der Sieg. Sie zogen sich in den engeren Theil des Passes hinter die Mauer zurück, und besetzten, mit Ausnahme der Thebaner, in gedrängter Schar, einen Hügel. Da kämpfte, wer von

ihnen noch ein Schwert hatte, mit dieſem; wer es ſchon verloren, mit den Händen und Zähnen gegen die Barbaren, welche jetzt, nachdem ſie die Mauer niedergeriſſen, theils von vorne, theils von den Seiten auf ſie eindrangen, bis ſie ganz umringt waren, und auch die letzten, mit unzähligen Pfeilen bedeckt, ſtarben. Vor allen zeichnete ſich in dieſer Schlacht der Sparter Dieneke's durch unerhörte Tapferkeit aus. Es iſt derſelbe, der, als ihm ein Trechiner ſagte, die Menge der feindlichen Geſchoße würde die Sonne verdunkeln, zur Antwort gab: „Sehr wohl, ſo werden wir im Schatten beſſer fechten haben."

Die Gefallenen wurden alle an der Stelle, wo ſie ihren Tod gefunden hatten, beerdigt. Eine Inſchrift auf dem Grabmahle, das ihnen errichtet wurde, ſagte, „daß hier tauſend Männer aus dem Peloponnes wider dreyhundert Myriaden geſtritten," und für die Spartaner ward die beſondere beygeſetzt:

„Wanderer, kommſt du nach Sparta, verkündige dorten, du habeſt
Uns hier liegen geſeh'n, wie das Geſetz es befahl."

Eurytus und Ariſtodemus, zwey Sparter von der Zahl der Dreyhundert, waren, einer Augenkrankheit wegen, vom Heere entlaſſen, in Alpene. Als die Kunde dahin kam, daß die Perſer über's Gebirge vor-

drängen, forderte Eurytus seine Waffen, legte sie an, und befahl dem Heloten, ihn zu seinen Kriegsgenossen zu führen. Der Helote gehorchte, führte ihn hin und floh; er aber stürzte sich in das Gedränge der Feinde, und fand dort seinen Tod. Aristodemus blieb indessen muthlos zurück. Als er darauf wieder nach Sparta kam, empfing ihn Schande und Schmach. Keiner seiner Mitbürger wollte ihm Feuer geben; keiner mit ihm reden; man nannte ihn zum Schimpf allgemein den feigen Aristodemus. Aber in der Schlacht bey Platäa tilgte er seine Schande. Ein anderer von den Dreyhundert, der vor der Schlacht als Bothe abgesandt, sein Leben rettete, soll sich, in seiner Vaterstadt gleichfalls mit Schimpf überhäuft, mit eigener Hand den Tod gegeben haben.

Die Thebaner wandten sich, als die Hellenen auf den Hügel zurückgedrängt waren, alsobald auf die Seite der Perser, und gingen mit ausgestreckten Armen auf sie zu. Bis man sich verständigte, wurden die vordersten noch von den Barbaren getödtet; die übrigen retteten ihr Leben, wurden aber alle, ihr Anführer zuerst, auf des Xerxes Befehl gebrandmarkt.

Nach der Schlacht besuchte der Perserkönig die Leichname der gefallenen Lakedämonier und ihres Feldherrn Leonidas. Diesem ließ er, als er erfahren, daß er der König und Befehlshaber der Spartaner gewe-

ſen ſey, den Kopf abſchneiden und den Rumpf an's Kreutz ſchlagen. So ſehr war er wider den Todten noch ergrimmt, wo doch die Perſer ſonſt kriegeriſche Tapferkeit zu achten pflegten. Jetzt waren die Barbaren zu Lande Meiſter des Eingangs in Hellas.

An Klio.

Führe mich in deine Tempelhallen,
Hohe Muſe der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Bilder mich umwallen
Und die Thaten der Unſterblichkeit.
Wende von der räthſelhaften Rolle
Unſ'rer Zeit den ernſtgeſenkten Blick:
Führe mich in jene thatenvolle,
Herrliche Vergangenheit zurück.

Ha, ſchon ſchwing' ich mich auf Sturmesflügeln
Einer heil'gen Götterkraft hinan!
Wie die Pforten donnernd ſich entriegeln,
Zu der hellumglänzten Sternenbahn!
Welch ein Heer erhabener Geſtalten
Seh' ich dort im Lichtgewölke zieh'n!
Ach, mein Auge kann ſie nicht behalten,
Wie ſie blendend mir vorüberflieh'n.

Führe, Göttinn, aus dem Heldenkranze
Nur die Größten, Edelsten mir vor! —
Ha, nun seh' ich: Still im hehren Glanze
Steigen sie vor meinem Blick empor.
Lehre mich, o Muse, sie erkennen,
Denen du den Lorberkranz geweiht.
Du nur darfst die großen Nahmen nennen, —
Nahmen, würdig der Unsterblichkeit.

Wer sind diese beyden edlen Greise:
Jener mit dem Feuerblick,
Dieser andre ruhig große Weise? —
Lenkten sie des Vaterlands Geschick?
„Das sind sie, die großen Staatengründer:
Mit dem weisen Solon von Athen,
Des Gesetzes herrlichem Erfinder,
Siehst du Sparta's Heldenschöpfer geh'n."

O dich kenn' ich, an den edlen Zügen,
Du Gerechter, einst des Neides Spiel;
Dich auch Stolzer, der nach kühnen Siegen
Als ein freyes Sühnungsopfer fiel.
Kommst du nicht aus Termopylä's Tiefen?
Bist nicht du der Held bey Marathon?
Ja ihr seyd es: Pflicht und Freyheit riefen
Euch zum Kampf, und die Barbaren floh'n.

Sprich, wer sind die beyden Heldenfreunde?
Arm in Arm erscheint das edle Paar;
Und es schreitet, furchtbar jedem Feinde,
Hinter ihnen eine Jünglingsschar.
„Kennst du Thebens muthige Befreyer,
Kennst du Leuktra's hohen Sieger nicht?
Nicht die Schönen, deren Heldenfeuer
Aus dem stolzen freyen Blicke spricht?

Wag' ich es, den Helden anzublicken,
Der ein liebevoller Weiser war?
Seiner Tugend bring' ich mit Entzücken
Meiner Ehrfurcht stilles Opfer dar.
Aber euch, euch darf der Jüngling lieben,
Heil'ge Freunde mit dem hohen Sinn;
Nur in euch war Hellas frey geblieben,
Ach, mit euch fiel seine Freyheit hin!

Ihrer unwerth hast du sie gefunden,
Stolzer Jüngling, der das Königshaupt
Mit dem Diademe sich umwunden,
Das der Lorber schöner einst umlaubt.
Mit begeisterndem Posaunenschalle
Rief dich Thatendrang vom Königsthron:
Göttlich warst du einst vor deinem Falle,
Groß auch dann noch, Philipps edler Sohn!

Konntest du nicht alle Ketten brechen,
Der mit hohem Ernst vor mir erscheint,
Der der Freyheit Heiligthum zu rächen,
Schmerzlich einen Brudermord beweint!
Sprich, wen seh' ich mir vorüberwallen,
Königlich, mit Wunden auf der Brust?
„Mein Kleomenes, der groß zu fallen,
Größer noch zu leben einst gewußt!"

Ach, so seyd ihr Edlen hingeschwunden,
Welche Griechenland hervorgebracht;
Und die Freyen, nur durch euch verbunden,
Wurden Sclaven fremder Herrschermacht!
Ewig, ewig möcht' ich um dich weinen,
Land der Freyheit; mußtest du vergeh'n?
Haß euch Römern! Muse, laß mich keinen
Jener stolzen Welterob'rer seh'n. —!

Einen, Muse, laß mich nun noch schauen:
Führe mich in's deutsche Vaterland,
In des heil'gen Eichenhaines Grauen,
Wo einst Hermann Sieg und Freyheit fand.
Laß mich ihn, den edlen Ahnherrn grüßen,
Der die fürchterlichen Adler band, —

Ach! und dann laß meine Thränen fließen,
Daß sich nie ein zweyter Herrmann fand! *)

Ottenwalt.

Die Einleitung zu Sallust's Jugurtha.

Mit Unrecht klagt das menschliche Geschlecht über seine Natur, daß sie schwach und von kurzer Dauer, mehr vom Schicksal, als durch Geisteskraft regiert werde; denn im Gegentheil wirst du bey genauerer Überlegung finden, daß es nichts Größeres und Vortrefflicheres gebe, und daß es der Natur des Menschen mehr an Pflege, als an Kraft und Dauer gebreche. Der Führer und Beherrscher des menschlichen Lebens ist der Geist, der, wenn er auf der Bahn des Verdienstes zum Ruhme wandelt, mehr als hinlänglich stark, mächtig und herrlich ist, und des Zufalls nicht bedarf, welcher Rechtschaffenheit, Betriebsamkeit, und andere gute Eigenschaften weder jemand geben, noch entreißen kann; — hat er aber, von bösen Begierden befangen, sich der Trägheit und den Wollüsten des Körpers hingegeben, so genießt er eine

*) Im Jahre 1812 gedichtet.

Weile der verderblichen Luſt, und klagt dann, wenn durch Sorgloſigkeit Kräfte, Zeit und Anlagen entſchwunden, über die Gebrechlichkeit ſeiner Natur: und ſo wälzt jener, was er ſelbſt verſchuldet, auf die Umſtände.

Wenn die Menſchen mit ſolchem Eifer nach dem Guten ſtrebten, als ſie nach anderen, unnützen, oft auch gefährlichen Dingen trachten, würden ſie nicht ſowohl beherrſcht werden, als ſelbſt den Zufall beherrſchen, und zu ſolcher Größe fortſchreiten, daß ſie, ſterblich zwar, durch Ruhm unſterblich würden.

Denn ſo wie das Menſchengeſchlecht zuſammengeſetzt iſt aus Geiſt und Körper, ſo folgen auch alle Dinge, und all unſer Trachten der Natur des Geiſtes, oder des Körpers. Schönheit alſo der Geſtalt, große Reichthümer, dazu körperliche Kraft, und alles übrige der Art zerfällt in kurzem; aber des Geiſtes würdige Thaten ſind wie die Seele unſterblich. Körperliche Vorzüge endlich, und Güter des Glückes haben ein Ende, wie ſie einen Anfang haben; alles was entſtanden iſt, vergeht, — was zunimmt, altert. Der Geiſt, unzerſtörbar und ewig, der Regierer des menſchlichen Geſchlechts, betreibt und befaßt alles, und wird ſelbſt nicht befaßt. Um ſo mehr muß man ſich über die Niederträchtigkeit derjenigen wundern, welche den Lüſten des Körpers ergeben, in Schwelge-

rey und Unthätigkeit ihre Tage verleben, den Geist aber, über den es nichts Besseres, nichts Herrlicheres in der Natur der Sterblichen gibt, in Rohheit und Trägheit erstarren lassen; zumahl da die Fertigkeiten des Geistes so vielfach und mannigfaltig sind, durch die man zum höchsten Ruhme gelangt.

Doch scheinen mir unter diesen, obrigkeitliche Würden, Befehlshaberstellen, endlich jede Theilnahme an der Verwaltung des gemeinen Wesens in dieser Zeit am wenigsten wünschenswerth; da weder das Verdienst geehrt wird, noch die, welche durch Ränke sich geltend gemacht, darum sicher oder geehrter sind: denn mit Gewalt herrschen über das Vaterland oder die Untergebenen, ist, wenn es auch bey dir steht, und du deine Vergehen wieder gut machst, dennoch mißlich; vorzüglich weil jeder Wechsel der Dinge, Mord, Flucht, und andere Gewaltthätigkeiten veranlaßt. Fruchtlos aber sich bestreben oder nichts durch sein Bemühen erlangen als Haß, ist die höchste Unvernunft; wenn nicht allenfalls jemanden die schändliche und verderbliche Begierde fesselt, der Macht einiger Weniger seine Würde und Freyheit zu opfern.

Übrigens ist von den andern Geschäften, welche durch den Geist verrichtet werden, von vorzüglich großem Nutzen, das Aufzeichnen denkwürdiger Begebenheiten, dessen Verdienst ich mit Stillschweigen über-

gehen zu dürfen glaube, da schon so viele darüber gesprochen, auch damit nicht jemand meine, ich wolle meine Beschäftigung preisend, mich selbst erheben. Doch glaube ich, daß Einige, weil ich ohne Antheil am gemeinen Wesen meine Tage zuzubringen beschloß, eine so große und so nützliche Arbeit für Unthätigkeit ausgeben werden; ohne Zweifel die, welchen es das wichtigste Geschäft scheint, den Pöbel zu begrüßen, und durch Gastereyen um Gunst zu buhlen, — welche, wenn sie bedenken wollten, so wohl zu welcher Zeit ich ein Amt erlangte, als auch welche Männer dasselbe nicht erhalten konnten, und welche Art von Menschen darnach in den Senat aufgenommen wurde, fürwahr sich überzeugen würden, daß ich mehr aus Gründen, als aus Trägheit meine Gesinnung geändert habe, und daß meine Muße dem gemeinen Wesen größeren Vortheil bringen werde, als die Geschäftigkeit anderer. Denn oftmahls habe ich gehört, daß Q. Maximus, P. Scipio, und andere vortreffliche Männer unseres Vaterlandes, zu sagen pflegten: wenn sie die Bilder ihrer Vorfahren anblickten, würde ihr Gemüth auf das heftigste zur Tugend entflammt: nähmlich nicht jenes Wachs oder die Gestalt habe eine solche Kraft in sich; sondern durch das Andenken ihrer Thaten werde diese Flamme in der Brust der Edleren genährt, und nicht eher gedämpft, als bis sie durch eigene Ver-

dienste sich dem Ruhme und der Herrlichkeit Jener gleichgestellt hätten.

Wo ist hingegen Einer bey den Sitten unserer Zeit, der nicht seine Vorfahren — wohl an Reichthümern und Aufwand, — keineswegs aber an Rechtschaffenheit und Thätigkeit zu übertreffen suchte? Selbst die Neuemporgekommenen, die vorher an Verdiensten den Adel zu übertreffen pflegten, streben jetzt mehr durch diebische oder räuberische Mittel, als durch wirkliche Verdienste nach Ämtern und Würden; als wenn Prätur und Consulat, und alle übrigen Dinge der Art schon an und für sich rühmlich und groß wären, und nicht gerade nur so viel Werth hätten, als die, welche sie bekleiden.

Ich aber habe mich freyer und weiter über diesen Gegenstand herausgelassen, weil mich die Sitten des Staates ärgern, und anekeln; — ich kehre nun zu meinem Vorhaben zurück.

A. v. Spaun.

Kurze Sprüche und Maximen.

Die ewige Dauer des Geschlechtes hat die Menschengattung zwar mit den Thieren gemein; aber die ewig dauernde Erinnerung der Verdienste und der Thaten, ist nur den Menschen eigen.

Baco.

Eine Handlung ist weder schön, noch rühmlich, der die Freyheit nicht Glanz und Ansehen gibt.

Montaigne.

An nichts erkennt man sicherer die Stärke eines Pferdes, als am plötzlichen Halten, mitten im Galopp.

Derselbe.

Wer sein Leben für verschleudert hält, wenn er es nicht bey ausgezeichneten Gelegenheiten verliert, der verdunkelt vielmehr sein Leben, als er seinen Tod rühmlich macht.

Derselbe.

Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft; aber er kann diese Zukunft nicht erwarten. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblick seines Daseyns reifen.

Lessing.

Im Augenblick schon ewig groß seyn wollen, ist des Selbstlings Verzweifeln an Unsterblichkeit.

Jahn.

Die Menschen unserer Zeit haben gar nicht das Herz jemand zurecht zu weisen, weil sie nicht das Herz haben, sich zurecht weisen zu lassen.

Montaigne.

Muth heißt mir Ruhe und Besonnenheit im Leben, Verachtung des Schlechten mit Aufopferung, Wahrheit und Freyheit in Rede und That, ohne Rückblick auf Gold und Ruhm. Das sind andere Kämpfe, und edlere, als die unter Trommeln und Pfeifen, und vor Kanonenschlünden.

Arndt.

Der Schmeichler buhlt um Beyfall, macht die Menschen groß in ihrem Sinn, — und sie werden klein; der bessere Mann macht sie klein, auf daß sie groß werden.

Claudius.

Betrogene Liebe ist wie Menschenblut; sie schreyet aufwärts um Rache.

Derselbe.

Moral führt zur Religion, wie Armuth und Bedürfniß vor die Thür des reichen Mannes.

Derselbe.

Wie oft sehen wir, daß Väter und Schulpedan-

ten im Zorn die Kinder peitschen und strafen! aber dann ist es keine Züchtigung mehr, sondern Rache. Züchtigung soll den Kindern als Arzney dienen: und würden wir wohl einen Arzt dulden, der gegen seine Kranken aufgebracht und zornig wäre?

Montaigne.

Der ungeschickte Arzt begräbt seine Schande. Es wächst Gras darauf, man vergißt sie und ihn. Den gewissenlosen Erzieher klagen die Rabensteine an, und die Zuchthäuser, und Erbsünden, für welche die Weltgeschichte keine Vergebung hat. Ein Glück für die Menschheit, daß ein Mensch viele Stürme an Leib, Geist und Herz überstehen kann.

Jahn.

Der Wilde ist alles, und dadurch nichts. Der Gesellschaftsmensch etwas, und dadurch viel: ein Glied einer unendlichen Kette.

Derselbe.

Der Tugend Anfang ist an Tugend glauben.

Derselbe.

Pflicht ist das Mark, Ehre ist die Rinde.

Montaigne.

Von Menschen, die man zu bloßen Werkzeugen eines Herrn gemacht hat, darf man nicht erwarten, was nur die freye Thätigkeit des Geistes leisten kann.

Rehberg.

Es ist ein Lob für einen Mann, wenn man seine Fehler sagen darf, ohne daß er groß zu seyn aufhört.

Joh. Müller.

Dulce et decorum est pro patria mori: noch edler für dasselbe zu leben, und zu arbeiten.

Derselbe.

Was ist der Werth des Mannes, wenn nicht Geschicklichkeit zu möglichst Vielem, Genügsamkeit mit möglichst Wenigem, und Entschlossenheit zu Allem?

Derselbe.

Der kommt am weitesten, der anfangs selbst nicht weiß, wie weit er kommen werde, dafür aber jeden Umstand, den ihm die Zeit gewährt, nach festen Maßregeln gebraucht.

Herder.

Weichlichkeit ist das Einzige, worin es der Schüler natürlicher Weise weiter bringt, als sein Meister, und der letzte sinkt immer am tiefsten, wie der, der auf einen sumpfichten Boden zuletzt tritt.

Leisewitz.

Was für die Zeit erzogen wird, wird schlechter als die Zeit.

Jean Paul.

Die Erde wird bloß von Menschen verändert, die nicht von ihr verändert werden.

Derselbe.

Wenn das Bessere dasteht, schämt sich das Schlechtere; und so sehr es der falsche Geschmack festhalten will, es verschwindet. Verzweifle niemand an der Macht des Wahren und Schönen; so wie die Sonne hinter Wolken, schafft es sich Raum und leuchtet. Verzweifle niemand an der Macht der Natur im Winter; der Frühling kommt, und das alte dürre Laub fällt.

Herder.

Entweder große Menschen oder große Zwecke muß der Mensch haben; sonst vergehen seine Kräfte, wie dem Magnet die seinigen, wenn er lange nicht nach den rechten Weltecken gekehrt gelegen hat.

Jean Paul.

Der Ungelehrte ist bestimmt, das Menschengeschlecht auf dem Standpunct der Ausbildung, den es errungen hat, durch sich selbst zu erhalten; der Gelehrte, nach einem klaren Begriff, und mit besonnener Kunst dasselbe weiter zu bringen. Der Letztere muß mit seinem Begriffe der Gegenwart immer voraus seyn, die Zukunft erfassen, und dieselbe in die Gegenwart zu künftiger Entwickelung hineinzupflanzen vermögen.

Fichte.

Wo das Böse erscheint, und sey es mit Lucifers betriegendem Engelsgesicht, da erscheint die wilde Kraft, die das Göttliche selbst zerstören möchte, wenn sie könnte, und das heilige Orakel der Menschenbrust tönt:

Kämpfe und ringe gegen sie, bis in den Tod. Selbst dem Giganten laß die Palme nicht ohne Streit vom Ziele nehmen, sonst wird durch deine Feigheit Übermuth, und durch Übermuth wird Ungerechtigkeit und Verderben.

Arndt.

Nur einmahl wandert der Mensch über diese fliehende Kugel, und eilig wird er zugehüllt, und sieht sie nie wieder. Wie, und er sollte der armen, so oft verheerten und vollgebluteten Erde nichts zurücklassen als seinen Staub, oder gar versäetes Giftpulver und Verwundete? O, wenn einer von uns eine Tagreise durch irgend eine stille Welt am Himmel, durch den milden Abendstern, oder den blassen Mond thun dürfte, würde er da, noch dazu wenn er ferne Seufzer hörte, oder vergossene Thränen fände, sein eiliges Durchfliegen mit herumgelegten Selbstgeschoßen und ausgestreuten Dornen bezeichnen, und nicht vielmehr, Falls er könnte, mit irgend einer geöffneten Quelle, mit einer zurückgelassenen Blume, oder mit was er zu erfreuen wüßte? O sey es immer vergessen von der ganzen Zukunft, was ein sanftes Herz wollte und that; wenn es nur unter dem Handeln sagen kann: Nach langen, langen Jahren, wenn alles verändert ist, und ich auf immer verflogen oder versenkt, da wirft vielleicht die Hand der Zeit den Samen des kleinen

Opfers, das ich bringe, weit von mir und meinem Hügel, zu irgend einer Frucht oder Blume aus, und ein mattes Herz wird daran erquickt, und schlägt voll Dank, und kennt mich nicht!

Jean Paul.

Die wilden Eingriffe in das Zifferblattsrad der Zeit, das tausend kleine Räder drehen, verrücken es mehr, als sie es beschleunigen; oft brechen sie ihm Zähne ab. Hänge dich an's Gewicht des Uhrwerks, das alle Räder treibt, d. h. sey weise und tugendhaft, dann bist du groß und unschuldig zugleich, und du baueſt an der Stadt Gottes, ohne den Mörtel des Bluts und ohne die Quader der Todtenköpfe.

Derselbe.

Von Wittich, dem Starken.

(Fortsetzung.)

§. 22.

König Dietrich ließ ein großes und köstliches Gastmahl zübereiten, sich und allen seinen Mannen zu Ehren und zum Ergötzen. Und zu diesem Gastmahl entbot er all die edelsten Männer, die in seinem Reiche waren, und sonst manche Männer und Häuptlinge.

Er hatte sagen gehört von einem Könige, daß er ein guter Degen wäre und streitbarer Held, der hieß Irung mit Nahmen, und herrschte über Nibelungenland a). Seine Gemahlinn hieß Ute, und war eines mächtigen Königs Tochter. Der König hatte mit der Königinn vier Söhne und eine Tochter, die hieß Grimhild: und der älteste Königssohn hieß Gunther, der andere Guttorm, der dritte Gernot und der vierte Giselher. Sie hatten auch noch einen fünften Sohn, und der hieß Hagen; allein es hieß von ihm, daß er vielmehr eines Elfen Sohn sey.

Als aber König Irung verfiel, da übernahm Gun-

ther, sein ältester Sohn, das Reich, und ward darob sehr stolz.

König Dietrich hatte nun sichere Kunde von ihm, und sandte Bothschaft an König Gunther, daß er zu seinem Gastmahle kommen, und da große Ehre und Freundschaft annehmen möchte; eben so bath er auch seinen Bruder Hagen und Guttorm. Und als König Dietrichs Abgesandten zu König Gunther kamen, da nahm er König Dietrichs Bothschäft mit Dank und Freundschaft an, und sagte, daß er gewiß kommen werde, so auch sein Bruder Hagen; Guttorm aber bliebe daheim, dieweil er siech wäre.

Darnach fuhr König Gunther mit seinen Mannen zu dem Gastmahle nach Bern. Und dort ward er wohl empfangen; und war nun das Gastmahl zugerichtet mit dem Besten und Köstlichsten, so man dazu bedarf, und saßen da alle die edelsten Männer und besten Freunde beysammen.

§. 23.

Alle diese saßen auf einer Bank; König Dietrich, König Gunther und Hagen, Hildebrand und Jarl Hornboge. Ihm zur Linken saß Wittich und Amelung, Dietlieb und Fasold, Sintram und Wildeber, Herbrand der Weise und Weitgefahrene, und Heime der Grimme. Und das sagten alle, die da waren, daß sie nimmer so edle, noch also tapfere, und an allen Tu-

genden so vollkommene Männer in einem Saale beysammen sahen, als nun dargekommen waren.

§. 24.

König Dietrichs Schild war in dieser Art: er war mit rother Farbe bestrichen, und darin ein goldener Löwe gemahlt, dessen Haupt empor ragte in dem Schilde, und dessen Füße den Rand berührten. Seit dem aber Dietrich König von Bern war, vermehrte er dieß Wapen dadurch, daß er auf das Haupt des Löwen eine goldene Krone setzte. Dasselbe Wapen führte er in seinem Banner, auf seinem Sattel und Waffenrock: und daran mochte man ihn erkennen, wohin er auch ritt. Dieses Wapen führte er aber deßhalb, weil, wie der Löwe das edelste aller Thiere ist an Würde und an Muth, und alle andere Thiere in der Welt sich vor ihm fürchten; so war auch König Dietrich unerschrocken, und der gewaltigste aller Männer, und alle fürchteten sich vor ihm und vor seinen Waffen. Auch durfte nach alter Sitte niemand in seinem Schilde einen Löwen führen, der jemahls fliehen wollte.

§. 25.

Hildebrand der Alte hatte einen Schild von derselben Farbe wie König Dietrich, und darauf war eine weiße Burg gemahlt mit vergüldeten Thürmen; und diese Burg war nach der von Bern gebildet. Die

ſes aber, und daß Hildebrand dieſes Zeichen an allen ſeinen Waffen führte, und er Banner und Wapenrock ganz von derſelben Farbe hatte, wie König Dietrich, deutete darauf, daß er es nimmer verbergen wollte, wohin er auch kam, daß er König Dietrichs Mann wäre; und keinerley Noth und Fährlichkeit wollte er ſich dadurch entziehen, daß er ſeine Freundſchaft verläugnete.

§. 26.

Heime, der Hochmüthige, hatte dieſes Kennzeichen an allen ſeinen Waffen: er hatte einen blauen Schild, und darauf ein Roß mit bleicher Farbe gemahlt; das war auch auf ſeiner ganzen Rüſtung abgebildet; und die blaue Farbe bedeutete kalte Bruſt und grimmes Herz; das Roß aber deutete auf die Beſchäftigung ſeiner Verwandten, und auch, daß er der beſte Reiter war.

§. 27.

Wittich, Wielands Sohn, war alſo von Ausſehen: ſein Haar war ſo weiß, wie die Blume, welche Lilie heißt, dabey dick, und fiel in großen Locken lang hernieder; ſein Antlitz war licht, und ſein ganzer Leib ſo weiß wie Birkenrinde; ſeine Augen waren ſcharf, ſo daß man kaum gegen ſie aufſehen mochte, wenn er zornig war; man mochte ihn weder lang noch breit von Antlitz nennen, ſondern alles war darin eben-

mäßig; jedoch war es groß und allerdings schön und kräftig: wenn er aber zornig war, so war sein Antlitz roth wie Blut und grimmig. Er war der höchste aller der Männer die nicht Riesen genannt wurden, von Schultern, beydes, dick und breit, schlank um die Mitte, und vor allen Männern herrlich an Gliedmaßen, gerade gewachsen, und in seinem ganzen Wuchse also, daß alle sagten, daß niemand einen adeligeren und stattlicheren Mann gesehen habe. Sein Gemüth war von der Art: ruhig und bedachtsam; und wenn er bey seinen Gesellen saß, und nur wenige bey ihm waren, so war er fröhlich und gesprächig; zwar meist wortkarg unter der Menge, aber beredt und wohlredend in der Versammlung. Er war sanftmüthig und liebreich gegen seine Freunde; wenn er aber in den Streit kam, und seine Waffen hatte, so war er alsbald so grimmig, daß niemahls in irgend einer Heerfahrt etwas geschah, das ihn erbarmt hätte. Er war unmaßen stark und gar heldenmüthig: und an allen Geschicklichkeiten ragte er vor den meisten Männern, die noch geschaffen worden.

Wittichs Wapen und Heergeräthe waren, wie sie schon früher beschrieben worden.

§. 28.

Jarl Hornboge war von heller Gesichtsfarbe und der schönste und herrlichste aller Männer von Antlitz

und in seinem ganzen Wuchse; rasch und mannhaft in allen Fällen; hochhäuptig, erschien aber nur mittelmäßig von Wuchs, dieweil er meist bey denjenigen war, welche beynahe Riesen waren, neben dem anderen Mannsvolk; doch war er einer der stärksten, und noch ausgezeichneter war es, wie gewandt er war mit Schild und Schwert und Spieß, und unter allen diesen, die hier genannt sind, war kein also guter Bogenschütze oder Speerwerfer. Er war auch ein so guter Reiter, daß er niemahlen in eine Schlacht oder Zweykampf kam, daß er mit Unehren von seinem Rosse geschieden wäre. Er war meistens ernst und schweigsam, in Volks- und Rathsversammlungen aber beredsam und wohlredend, und sprach dreist und schnell und laut, mit schöner Stimme. Er war scharfsinnig, rasch im Urtheilen und Entscheiden, und rieth jeden Rath um so klüger, je länger er darüber dachte; dabey war er heldenmüthig, biederbe in allen Fällen, und überaus tapfer.

Jarl Hornboge hatte Schild und alle seine Rüstung von brauner Farbe; und als Wapen führte er einen Habicht von Golde, vor welchem zwey Vögel flogen. Dasselbe Wapen führte auch sein Sohn Amelung. Diese Farbe und dieses Bild bedeutete seine Ritterschaft: und wie oft zwey Vögel vor einem Habicht fliegen, so oft ritt Jarl Hornboge seinen Feinden nach, mit so jähem Muth und so schneller Fahrt

auf seinem guten Hengste, daß es mit einem Habichte mochte verglichen werden; die braune Farbe seiner Waffen aber bezeichnete seine Würde und Adel. Jarl Hornboge war dabey sehr reich und sehr beliebt, so daß weit und breit von ihm die Sage ging. Er hatte weites Land und große Burgen, und viele Ritter und Überfluß an fahrender Habe. Und dieses alles vernahm Dietrich von Bern, und deßhalb sandte er nach ihm, daß er zu ihm kommen möchte; und mit dieser Bothschaft sandte er seinen besten Mann Hildebrand und seinen guten Dienstmann Heime.

§. 29.

Amelung, Jarl Hornboge's Sohn, war seinem Vater ähnlich von Ansehen, Farbe des Haars und ganzer Leibesgestalt; und er war nicht minder ein Mann und stark, und ein vollkommener Ritter; er war überaus kühn, ja unvorsichtig und verwegen im Streite, und wollte entweder Ruhm gewinnen oder den Tod erleiden. Und er war überaus hartnäckig und eigensüchtig, und es däuchte ihm gut gethan zu werden; und darnach trachtete er allewege, beydes, durch Verwegenheit und Sanftmuth und Milde, und war gesonnen, mancherley Fährlichkeit um seinen Nahmen zu bestehen.

§. 30.

Sintram von Venedig, war schön von Antlitz,

licht von Farbe, nicht stark, sondern wohlgebildet und gut gewachsen; er hatte schöne Augen, blondes und ziemlich lockiges, dickes und langes Haar, etwas langen Hals und war weiß am ganzen Leibe, hoch und nicht dick; seine Hände und Füße waren so schön, daß man nie einen Mann von besseren Gliedmaßen sahe; er war schnell und gar stark, und der geübteste Ritter, und der allerhöflichste Mann, und gewandt in allen Dingen; er liebte gar sehr Spiel, Fröhlichkeit und Trunk; und war rasch in Worten, entschieden und kurz entschlossen, und überaus tapfer im Streite, milde, sanftmüthig und unverdrossen. — Eintrams Wapen war solchergestalt: Sein Schild und ganze Rüstung war grün wie Gras, und darauf ein Drache gemahlt, braun oberhalb und roth unterhalb. Dieses Bild bezeichnete, wie er einst durch einen Drachen in Nöthen gekommen war, und wie große Ehre er König Dietrich zu beweisen habe, dieweil er lebe, der ihn aus dem Maule des Drachen erlöste. Die grüne Farbe seiner Waffen deutete darauf, daß das beste Schwert, so er hatte, einen grünen Glanz hatte wie Gras.

§. 31.

Fasold war blond und kraushaarig, licht und breit von Antlitz, hatte röthlichten und etwas gekräuselten Bart, schöne Augen, dicken und nicht langen Hals,

breite und ſtarke Schultern, und war nicht ſowohl hoch, als wunderſam ſtark, mit ſchönen Händen und ſchönen Füßen; er verſtand ſich wohl auf Schild und Schwert; war hochmüthig, ſtolz, ſchweigſam, wortkarg, doch wohlredend, und ſehr zierlich in Waffen und Kleidung, treu und feſt als Freund, heftig und eigenſinnig, habſüchtig, und der Tapferſte in allen Fährlichkeiten.

Faſold der Stolze hatte Schild und alle Rüſtung wie von Gold, und darauf einen Löwen von rother Farbe, wie König Dietrich, außer daß er ſich quer durch den Schild ſtreckte, und nicht gekrönt war. Daß er aber einen Löwen in ſeinem Wappen hatte, bedeutete, wie ſchon zuvor geſagt iſt, daß er lieber den Tod erleiden, als in irgend einer Noth fliehen wollte; und die rothe Farbe ſeines Wapens bedeutete Kampfluſt und Unfrieden.

§. 32.

Dietlieb, Biterolfs Sohn, hatte braunes, kurzes und ſehr dickes Haar, ein ſtarkes Antlitz, und eine hohe und dünne Naſe; überhaupt war ſein Antlitz ebenmäßig, doch nicht ſowohl ſchmal, als lang; er hatte ſchöne Augen und war ein ſtattlicher Mann von Anſehen, nicht hell von Farbe, wenn er aber zornig war, ſo war er bleich wie Aſche; er ragte vor allen Männern an Höhe und Dicke, und war der kräftigſte

in seinem ganzen Wuchse. Sein Gemüth war von dieser Art: er war der fröhlichste Mann und liebreich gegen jedes Kind, er scherzte und spielte auch mit dem geringsten Manne, wohin er nur kam; er sprach dreist vor edlen Männern, wenn er auch unbekannt war, eben so auch unter der Menge; er war kühn in allen Fällen, so daß man schwerlich seines Gleichen fand, stark und gewandt in allen Spielen, hart und grimm gegen alle seine Feinde in Schlachten und Zweykämpfen, und so hartnäckig und gewaltig, daß schwerlich seines Gleichen gefunden ward.

Dietlieb, der Däne, hatte seine Waffen von dunkelblauer Farbe, und auf denselben war das Thier abgebildet und mit Gold bedeckt, welches deutsche Männer Alpanthier nennen, die Wäringer aber Fil b); und deßhalb hatte er damit seine Waffen bezeichnet, weil der alte Siegfried, der Grieche, auf einem Fil ritt: und gegen sie beyde hatte Dietlieb der Däne einen schweren Kampf bestanden, und Sieg und Ehre gewonnen. Auf seinem dunkelblauen Schilde sah man wenig Scharten, wiewohl er mit Hieben überdeckt war; und dazu ließ er zuförderst seinen Schild machen, daß er auf's beste aushielt, und nicht im mindesten nachgebe in der Noth. Deßhalb aber führte er Gold auf seinem Schilde, weil seine Mutter edelgeboren war.

§. 33.

Wildeber, der Hoffärtige und Eifrige, hatte dunkles Haar, aber lichtes Antlitz, lang und wohl gebildet, etwas gebogene Nase, lebhafte Augen, hohe und breite und wohlgewachsene Schultern, schöne und weiße Hände, dicke und starke Arme: er war der schnellste und der gewandteste Mann und trefflich geübt in allerley Ritterspielen; er war weise und sehr rathskundig, gesetzt in seinem Wesen, entschlossen und kühn, wenn er über andere Männer zu gebiethen hatte, aber gewandt und höflich, wenn er dienen sollte; er war etwas hinterlistig im Streite; aber der furchtbarste, und sieghaft.

Wildeber, der Kühne, bezeichnete seine Waffen solchergestalt: auf seinem Schilde war ein Eber und ein Bär gemahlt mit dunkelrother Farbe; das Feld des Schildes war aber gelb, und ein dunkelrother Rand rings umher; und dieselbe Farbe hatte seine ganze Rüstung. Das Wahrzeichen seines Wapens aber war der Villigalt, das ist im Deutschen Wildeber; und deßhalb war er selber also genannt, weil er niemahlen bey seinen Verwandten, und in seinem Vaterlande war, sondern beständig bey ausländischen Fürsten. Und der Wildeber ist das wildeste aller Thiere, und am bösesten zu fahen für den Weidmann. Den Bären aber führte er deßhalb in seinem Wapen,

um sich dadurch zu rühmen, daß er für einen Bären gehalten wurde, als er seinen Gesellen Wittich erlöste. Noch trug er einen offenen Harnisch, anders wie andere Ritter, um sich dadurch kenntlich zu machen auf der Fahrt, so weit man ihn sehen mochte.

§. 34.

Herbrand, der Weitgefahrene, hatte braunes und krauses Haar, schwärzliche, und dabey bleiche Gesichtsfarbe, scharfe Züge und gebogene Nase, braunen und krausen und getheilten Bart, langes und nicht eben breites, dabey fleckiges Antlitz und scharfe Augen; und nicht war er anmuthig und schön von Antlitz, sondern strenge und grimmig; gewaltig vom Wuchse, hoch und wohlgebaut und stark; der allergewandteste Mann zu Rosse, sehr verständig, beredsam, wohltönend und lautredend, dreist, rasch, fürwitzig, scharfsinnig, nachdenklich, und sparte sich nicht in Fährlichkeiten.

Herbrands Schild und ganze Rüstung war roth, und auf dem Schilde und den übrigen Waffen sah man ein Wurffeuer, welches schneller fliegt und später nachläßt, als irgend ein anderes Sturmzeug: dem war Herbrand zu vergleichen, wenn er in den Streit ritt; wie ein Wurffeuer flog er umher, und war nimmer ruhig, wo er die Waffen handhaben sollte; so saß auch Herbrand nimmer ruhig, indem er beynahe durch die ganze Welt gefahren war.

§. 35.

König Gunther hatte lichtes Haar und breites Angesicht, hellen und kurzen Bart, war breitschulterig, weiß von Farbe, und erschien herrlich in seinem ganzen Wuchse; er war adelig, stark, und ein vollkommener Ritter, und gewaltig wenn er auf seinem Hengste saß, und verstand sich wohl auf Schild und Schwert und Speer zu Rosse; er war gar unerschrocken, kühn, verwegen und grimmig; dabey heiter, freygebig, zutraulich mit seinen Freunden, leichtgläubig und ein guter Degen, aber hart gegen seine Feinde.

König Gunthers ganze Rüstung war weiß wie Silber, und auf seinem Schilde war ein Aar gemahlt mit einer Krone auf dem Haupte; und dieß Zeichen führte er auf allen seinen Waffen; und deßhalb weil er König war, trug der Aar eine Krone auf dem Haupte; und deßhalb führte er dieses Wapen, weil der Aar der König aller Vögel genannt wird. Seine Waffen waren auch sehr ausgezeichnet und glänzend, so daß er nimmer unter vielen Männern war, da man ihn nicht sogleich vor allen erkannte, so adelig und höflich war er auch.

§. 36.

Hagen, sein Bruder, hatte schwarzes, langes und etwas gelocktes Haar, langes Gesicht, starke Nase,

lange Augenbraunen, dunklen Bart, und war überhaupt dunkelfarbig, hart und grimmig von Angesicht, hatte nur ein Auge, und das war gar scharf und fürchterlich; er war groß vom Wuchse, lang und stark von allen Gliedmaßen, und wenn er in sein Sturmkleid fuhr, erschien er, beydes, herrlich und schrecklich; auch war er der stärkste aller Männer, der beste Reiter und nicht minder ein Held im Zweykampfe und in der Schlacht. Er war verständig und weise, vorsichtig und bedeutsam, verschlossen, grimmig und heftig; er hatte ein gutes Herz und frischen Muth, und war rasch in allem was er unternahm, eigensinnig, einfach, hartgemuth, doch nicht unbarmherzig.

Hagen hatte ein Wapen von derselben Art wie sein Bruder, König Gunther: sein Schild und Rüstung war mit Silber belegt, und der Aar, so auf einen Waffen stand, war mit rother Farbe gemahlt. Dieser mit Silber belegte Wapenschild, wenn er im Sonnenschein emporgehoben ward, glänzte und leuchtete so, daß niemand lange Zeit dagegen sehen konnte. Und dieß war weislich von ihm so gefügt, wie man sich wohl zu ihm versah. Es ist aber in den Sagen deutscher Männer verbothen, einen solchen silberbeschlagenen Schild oder Buckeler im Zweykampfe zu tragen Sein Aar war nicht gekrönt, dieweil er nicht König war c).

§. 37.

Nun sprach König Dietrich, indem er sich auf beyden Seiten umsah; „Große Überkraft ist hier zusammen kommen in einem Saale, von diesen so theuerlichen Degen: was für ein Mann möchte das seyn, der so kühn seyn sollte, daß er wähnte, mit seiner Kraft hiegegen zu streben? Und hier sitzen auf einer Bank dreyzehn Männer; wenn die in ihre Waffen und auf ihre Hengste kommen, so wähne ich, daß sie in Frieden durch die ganze Welt zu reiten vermögen, so daß sie nimmer ihres Gleichen finden, und nimmer diejenigen, welche die Kühnheit haben sollten, eine Lanzenspitze gegen sie zu erheben: und wenn dennoch solche Männer wären, welche so kühn oder verwegen und unbesonnen wären, daß sie sich nicht fürchten wollten vor unserer großen Kraft und Kühnheit, vor unseren harten Helmen, unseren festen Schilden und starken Harnischen, und unseren raschen Hengsten, welche eben sowohl Männer erschlagen, wie der edle Leue, so haben sie sich selber bald zum Tode verdammt."

§. 38.

Herbrand der Weise, des Königs Bannerführer, nahm das Wort, antwortete dem König: „Halt ein Herr, und rede nicht länger davon, sintemahl ihr schwerlich wisset, was ihr redet; du bist ein Kind, und fürwahr redest du aus Übermuth und Unverstand, wenn

du wähneſt, daß nicht deines Gleichen wären, noch deiner Mannen. Ich aber kann dir ſagen von einem Lande, das heißt Bertangenland d), darüber herrſchet ein König, der heißt Iſung: er iſt der ſtärkſte aller Männer, und der furchtbarſte im Zweykampfe, von dem wir noch vernommen haben, er hat eilf Söhne, die ſind eben ſo wie ihr Vater; und er hat einen Bannerführer, der heißt Siegfried der Schnelle, und iſt ein ſo gewaltiger Mann an allen Dingen die einem Helden geziemen, daß kein beſſerer kann gefunden werden. Seine Haut iſt überall ſo hart wie Horn, und wenig Waffen haften auf ihm; und ſo ſtark iſt er, daß er alsbald jeden Mann binden und gefangen nehmen würde, der zu Streite käme mit ihm. Er hat kein ſchlechter Schwert denn ihr habt, und dieſes Schwert heißt Gram, und einen Hengſt hat er, der heißt Grani, und iſt ein Bruder Falkes, Schimmings und Rispas, und weit der beſte von ihnen allen. Der Gram iſt auch aller Schwerter beſtes, und wohl kann er Helme ſpalten, und Schilde und Mannes-Gebein durchhauen. Und dem gemäß ſind alle ſeine Waffen. Und darum wähne ich, wenn du zu Streite kömmſt mit dieſem Manne, von dem ich eben vor dir geredet habe, ſo wirſt du ſagen, ehe du heimkömmſt (ſofern dieß wirklich geſchieht), daß du niemahlen zuvor in eben ſo große Fährlichkeit kameſt, als worein du hier kom-

men wirst: und darin wirst du mir Beyfall geben, wenn du wieder kömmst, und so auch jeder andre deiner Mannen."

§. 39.

König Dietrich antwortete mit großer Heftigkeit: „wenn dem so ist, wie du sagest von diesem so tapferen König und seinen Söhnen, und dem rüstigen Bannerführer, den du so sehr lobest, so sollt du nun auf der Stelle von diesem Tische hinausgehen; und dich wapnen wie du bestens magst: und steig auf deinen Hengst und nimm mein Banner; und nichts weiß ich, das mich verhinderte und meine eilf Gesellen, dir zu folgen: und fahr und reite voran gen Bertangenland. Und eh' ich noch eine Nacht hier in meinem Bette zu Bern schlafe, da will ich wissen, ob sie, oder wir mehr Stärke und Tapferkeit haben, und einer von uns beyden soll den andern besiegen und überwinden, bevor wir uns scheiden."

§. 40.

Herbrand schritt nun zu seinen Waffen und rüstete sich aufs zierlichste: und nun saß er auf seinem Hengste in seiner ganzen Ritterkleidung und mit den besten Waffen; und er hatte in seiner Hand das Banner König Dietrichs, und ritt nun mitten auf des Königs Hof, und rief mit lauter Stimme: „wenn ich dir die Straße gen Bertangenland zeigen soll, du

reicher König Dietrich, so bin ich nun ganz bereit, und laßt mich nicht länger weilen." König Dietrich war nun auch ganz bereit und alle seine Mannen, und sie stiegen auf ihre Hengste, alle herrlich gerüstet.

Herbrand ritt nun aus Bern, mit dem Banner König Dietrichs, ihnen allen zuvörderst, und hinter ihm zunächst König Dietrich, und so einer nach dem andern. So ritten sie ihre Straße, dahin sie zuvor gedachten, nach dem Willen des Königs selber und auch seiner edelsten Ritter und ruhmvollsten Helden: sie fuhren nun eine lange Straße, durch ungeheure Wälder, beydes, über gebautes und ungebautes Land, dahin Dietrich zuvor niemahlen gekommen war.

§. 41.

Sie kamen nun an einen gar großen Wald, und ihr Weg ging durch diesen Wald hin. Da wandte Herbrand sein Roß um gegen den König und sprach: „Herr, hier liegt vor uns der Bertangenwald; in diesem Walde aber ist ein Riese, der heißt Etger: er ist ein Sohn König Nordians, und ein Bruder der Riesen, welche Wildeber, unser Gesell sammt dem König Spantrix erschlug; das waren Aventrod und Widolf mit der Stangen. Dieser Riese Etger ist hier zur Landwehr für König Isung; und in sicherer Huth dünkt ihm Land und Reich zu seyn von dieser Seite, wo Etger ist. Wenn du aber in Bertangenland kom-

men willst, so ist kein anderer Weg, als hier fürder zu reiten durch diesen Wald; und nicht ist daran zu denken, daß du anderwegs hinkömmst. Dieser Riese aber ist so stark, daß ich nirgend seines Gleichen weiß. Nun reite jeder von euch vorwärts in den Wald, wer da will, es ist aber nicht daran zu denken, daß ich fürder komme, als ich jetzt kommen bin, es sey denn daß wir alle beysammen reiten: da mag ich wohl bleiben, wo ihr bleibt. Ich habe euch aber nun die Fährlichkeit gesagt, so dabey ist, und es kömmt euch nicht ungewarnt, und ihr mögt euch nun wohl darauf gefaßt machen, da ihr wißt, was vorhanden ist, und laßt uns nun allesammt vorwärts reiten." — Wittich antwortete: „Dieweil dem so ist, wie du gesagt hast, Herbrand, so soll der König und ihr alle hier still halten auf euren Rossen, ich aber will in den Wald reiten, und will mit dem Riesen etwas reden; und kann seyn, wenn ich ihn bitte, daß ich für uns alle die Erlaubniß zur Durchfahrt erhalte; mir ist gesagt, daß wir Blutsfreundschaft mit einander haben sollen, und es kann seyn, daß er uns alle dessen genießen lasse. Wenn er uns aber nicht erlauben will, fürder zu reiten, so trägt mein Hengst mich nicht langsamer zu euch zurück, als voraus; und folgen wir dann allesammt dem Rathe, den König Dietrich für den besten

erkennt." Der König und alle Gesellen ließen ihn gewähren.

§. 42.

Wittich ritt nun fort in den Wald: da sah er vor sich einen Mann liegen und schlafen, der war ungeheuer groß; seine Beine waren dick, sein Bauch stark, dick und lang, zwischen seinen Augen war wohl Ellen Breite, und dem gemäß war sein ganzer übriger Wuchs; auch fehlte es ihm nicht an Grimmigkeit, auch noch sonstiger Bosheit: und so stark blies er im Schlafe, daß alles Gezweig an den Bäumen rings umher sich davor bog und bewegte. Nun stieg Wittich von seinem Hengste, band ihn an einen Ölbaum, und ging zu dem Riesen, zückte sein Schwert Mimmung, und stieß den Riesen mit seinem linken Fuße, rief ihn an, und sprach: „Steh' auf, Riese, und wehre dich! der Mann ist hieher gekommen, der auf dein Leben ausgeht. Nicht sollte derjenige immer schlafen, der des Landes zu hüthen gesetzt ist von eines reichen Häuptlings Händen." Nun erwachte der Riese, und blickte ihn an, und sahe, daß ein Mann dar kommen war; doch keineswegs fürchtete der Riese diesen Mann, und sprach zu ihm: „Nicht schlafe ich immer, sondern wache, wenn größte Noth vorhanden ist; aber es scheint mir, daß ich deinetwegen thun mag, was mir behaglicher dünkt, wachen oder schlafen. Aber warum weckest du

mich? und was für ein Mann bist du? Ich gebe dir den Rath, daß du dich hütest, und fahre hinweg deine Straße, und laß von deinen Dräuworten; denn es dünkt mir zu beschwerlich von deinetwegen die Beine zu erheben und aufzustehen, allein um dich zu erschlagen." Und nun schlief der Riese abermahls, und nicht minder fest denn zuvor. Da stieß Wittich ihn abermahls mit seinem Fuße, so daß ihm zwey Rippen im Leibe zerbrachen: und nun sprang der Riese auf, und war sehr zornig, ergriff seine Eisenstange, und schwang sie gegen Wittich. Als dieser aber sahe, wohin die Stange fuhr, da entwich er von dannen, und der Riese schlug in die Erde, so daß die Stange zwischen zwey Klippen stecken blieb.

Nun hörten König Dietrich und die Übrigen den Krach, als die Stange niederschlug; da sprach Herbrand: „da möchten wir wohl Wittichs Tod gehört haben; darum laßt uns nun auf's eiligste von hinnen reiten, denn so das nicht geschieht, so ist es unser Tod."

Nun nahm der Riese seinen Ger e), und schoß auf Wittichen; Wittich aber sprang ihm entgegen, und der Ger flog über ihn weg, und so tief in die Erde, daß nichts davon empor ragte. Nun hieb Wittich dem Riesen nach dem Schenkel, und ein so großes Stück von der Lende, daß kein Roß mehr trüge; und dann gab er ihm einen noch gar ungefügen Hieb,

und so einmahl über's andre, bis daß der Riese fiel; und hatte viele und schwere Wunden; und demnach er keine Waffen mehr hatte, so sah er wohl, daß er in diesem seinen Zweykampf nicht obsiegen könne, er ließ sich also zur Erde fallen, indem er dachte, daß Wittich unter ihn kommen, und er ihn also tödten würde. Wittich aber lief ihm zwischen den Beinen durch, als er sich zum Fall ausstreckte, und so behielt er dasmahl sein Leben.

Diesen so mächtigen Tos hörten nun Wittichs Gesellen, und sprachen: „Nun hat der Riese Wittichen erschlagen." Dagegen sprachen etliche: „Es kann auch seyn, daß Wittich den Sieg gewonnen hat, und nun der Riese gefallen ist."

Nun sprach Wittich zu dem Riesen: „Jetzt will ich dein Haupt abhauen: oder womit willst du dich lösen?" Der Riese sprach: „Guter Herr, erschlage mich nicht, ich will mich lösen mit so viel Gold und Silber, daß du nie mehr gesehen hast." So sollt du mir dahin folgen."

Da stand der Riese auf, sehr müde und blutrünstig, und sie gingen in den Wald hinein, wo ein grosser Stein lag, um welchen ein Eisenring geschlagen war. Da sprach der Riese: „Hebe diesen Stein auf, da wirst du dieses so große Gut finden." Wittich greift mit aller Kraft an, der Stein aber rückte sich nicht

davon. Da sprach Wittich: Wenn du dein Leben behalten willst, so nimm diesen Stein hinweg." Nun nahm der Riese nothgedrungen den Stein, und hub ihn mit einer Hand hinweg; und unter demselben Steine war eine Thür, und der Riese nahm auch die Thür, und machte sie auf; und darunter war eine Erdhöhle. Da sprach der Riese: „Nimm nun, guter Degen das Gut, davon ich dir sagte, denn der Stein verbiethet es dir nun nicht mehr." Nun bedachte sich Wittich, wenn er in die Höhle ginge, daß der Riese die Thür hinter ihm zuschlagen, und den Stein darüber legen würde, und da wußte er wohl, daß er nimmermehr wieder von dannen käme. Da sprach er aber zu dem Riesen: „Gehe nun in das Haus, und zeige mir das Gut." Nun stieg der Riese hinab in die Erdhöhle, und indem schwang Wittich sein Schwert mit beyden Händen, und hieb den Riesen gegen den Hals, so daß das Haupt abflog, und so fiel da der Riese.

§. 43.

Da nahm Wittich seine Zunge, und schnitt sie aus dem Haupte, und bestrich sich mit dem Blute des Riesen, ging dann zu seinem Rosse, und machte es auch ganz blutig, und die Riesenzunge band er an den Schwanz des Rosses, dieweil er sie als Wahrzeichen haben wollte, daß er nicht löge; und nun sprang er auf seinen Hengst, und ritt aufs allerschnellste zu sei-

nen Gesellen. Da hub er sein Schwert auf, so hoch er konnte, und schrie so laut er nur vermochte, und sprach: „Zurück, gute Freunde! Der Riese hat mich auf den Tod verwundet, und dasselbe habt ihr zu gewarten, wenn nicht jeder fliehet, so schnell er vermag!"

Und als sie diesen Ruf Wittichs hörten, da erschracken alle, und floh jeder, wie er mochte, außer König Dietrich, der wandte sich mit seinem Hengste gegen Wittich, und ritt muthig dahin, zückte sein Schwert und rief: Guter Gesell, kehr' eiligst um, und komme mit mir; und gedenken wir nun, was wir verhießen, daß wir nimmer fliehen wollten, wenn uns auch gewisser Tod bevorstände: aber nichts mag uns gefährden, wenn wir beyde beysammen sind." Als sie sich nun nahten, sagte Wittich König Dietrichen alles, wie die Sache wäre, und es däuchte König Dietrichen, daß Wittich sich wohl versucht habe, wie von ihm zu erwarten war.

Als nun König Gunther und andere seiner Gefährten befanden, daß König Dietrich und Wittich nirgend bey ihnen waren, und niemand hinter sie kam, der ihnen Leides anthäte, da merkten sie, daß Wittich sie gefoppt und schmählich verspottet hätte, und kehrten nun wieder um zu König Dietrich und Wittich, und waren übel zufrieden mit ihrer Fahrt. Da sprach Wittich zu König Gunther und allen den Ge-

ſellen; „Gute Freunde, darum bitte ich euch, daß ihr mir dieſes, daß ich euch nicht die Wahrheit ſagte, nicht mißdeutet, oder mir übel wollet deßhalb; denn wiewohl euch dieſes hier begegnet iſt, ſo weiß ich doch, daß in eurer Schar manche nicht ſchlechtere und minder wackere Männer ſind, denn ich bin. Was ich aber Übels gethan habe, das will ich euch nun büßen mit Gold und mancherley Kleinodien." Da antworteten ſie beynahe alle zumahl: „Wir mögen dir dieſes noch lieber vergeben, als du haben willſt; und Gott wolle, daß uns nimmermehr ſolche Schmach wiederfahre; und nicht biſt du daran Schuld, ſondern wir ſelbſt haben ſie uns verurſachet."

Nun ritten ſie alleſammt hin, und ſahen wie tief die Stange in die Erde gegangen war, womit der Rieſe geſchlagen hatte, ſo auch die Statt wo der Wurfſpeer in die Erde gefahren und ganz verſunken war. Und demnächſt gingen ſie hin zur Erdhöhle, darin der Rieſe gefallen war, und nahmen da unermeßliches Gut an Gold und gediegenem Silber, und allerley Kleinodien; denn da lag alles Gut König Iſungs, ſo wie das Gut ſo der Rieſe Etgêr mit ſich aus Dänemark gebracht hatte, beyſammen. Da ſprach König Dietrich: »Geſell Wittich, es iſt mein Rath, daß wir dieſes große Gut hier liegen laſſen, und auch nicht eines Pfennigs Werth davon hinwegnehmen. Nun

will ich erst zu König Isung fahren, und mit ihm streiten; und wenn wir den Sieg gewinnen, so mögen wir wohl dieses Gut nehmen, und damit thun, was uns gelüstet. Wenn wir aber Unsieg hätten, so däuchte mir das übel, wenn gesagt würde, daß wir hier Beute genommen, und doch in unserem Kampfe sieglos gewesen. Wenn es sich aber so zuträgt, daß wir aus unserem Kampfe als gute Freunde scheiden, so theilen wir dieses Gut mit ihnen in Freundschaft." Da antwortete Wittich, und bath den König hierin zu gebiethen, wie in Allem. Und so geschah es.

Sie kamen nun aus dem Walde, und sahen einen Berg, und darauf eine Burg gar schön und groß. Da schlug König Dietrich sein Gezelt auf, in einem schönen Gefilde unter dem Berge, und lagerte sich da.

§. 44.

Nun geschah es eines Tages, daß König Isung und alle seine Söhne in ihrem Schlosse saßen, und ganz fröhlich waren; da kam zu ihnen Siegfried der Schnelle, und sprach zu König Isung: „Herr, ich sah eine Mähre, die mir nicht gering dünkte: ich sah ein Gezelt, das steht aufgerichtet auf dem Felde vor deiner Burg; und dieses Gezelt ist von anderer Gestalt, als ich zuvor noch gesehen habe; auf der Mitte des Gezeltes steht eine Stange, und oberwärts an dieser Stange ist ein großer Goldknauf; und vor die-

sem Zelte steht ein andres Zelt von rother Farbe, auch mit einer Stange und Goldknauf versehen; und hinterwärts steht ein drittes, grünes Zelt, und darauf eine Stange und ebenfalls ein Goldknauf; und zur rechten Hand steht ein von Gold gewobenes Zelt, das führt auch eine vergüldete Stange mit einem Goldknauf; und zur linken Hand ist ein weißes Zelt, das hat eine Stange, die ist ganz vergüldet bis hinauf an den Knauf; und das wähne ich, daß niemand noch herrlichere Gezelte gesehen hat. — Und daraus dünkt mich zu wissen, daß fremde Recken in unser Land kommen sind, von wannen sie auch kommen sind, und welch Gewerbe sie auch haben: und nun erbiethe ich mich mit eurem Willen zu ihnen zu reiten, um zu erfahren, wer die sind, die so hochfährtig ihre Zelte aufgeschlagen haben, und so stattlich von Ansehen sind, und so dreist gewesen, daß sie wider euren Willen in euer Land kommen sind." Da antwortete der König; „Ich will einen von meinen Recken allein zu diesen Männern senden, ihnen die Bothschaft zu bringen, wenn sie ihr Leben behalten wollen, daß sie mir Zoll und Schatzung senden, wie unser Gesetz gebiethet: da mag der Recke sie fragen, wer sie sind, und wannen sie kommen, und wo sie geboren sind, und wohin sie fahren wollen, und ob ihr Gewerbe noch etwas anderes ist, als uns Schatzung zu entrichten." Da

antwortete Siegfried: „Der Recke, den du dahin senden willst, das soll kein andrer Mann seyn, denn ich."

§. 45.

Siegfried der Schnelle aber hatte braunes und schönes Haar, das in großen Locken herabfiel; sein Bart war kurz und dicht, und von derselben Farbe; er hatte eine hohe Nase, volles Antlitz und lange Beine; seine Augen waren so scharf, daß wenig Männer so dreist waren, daß sie es wagten, ihm unter die Brauen zu blicken. Seine Haut war überall so hart wie die Borstenhaut eines wilden Ebers: oder wie Horn, so daß keinerley Waffen da hindurch drangen; seine Schultern waren so breit anzusehen, daß sie wie die von drey Männern erschienen; sein ganzer Leib war so ebenmäßig geschaffen an Höhe und an Dicke, wie es zum schönsten seyn mochte. Und das ist das Merkmahl seiner Größe; wenn er sein Schwert Gram, das sieben Spannen lang war, mitten um sich gegürtet hatte, und er durch ein ausgewachsenes Rockenfeld, so reichte der Ortband gerade bis an die aufrechtstehenden Ähren nieder. Und doch war seine Stärke noch größer als sein Wuchs, und wohl vermochte er das Schwert zu schwingen, den Speer zu schießen oder zu werfen, mit dem Schilde zu schirmen, den Bogen zu spannen. Rosse zu reiten, und mancherley Zierlichkeit und Hübschheit, so

er in jungen Jahren erlernte. Er war ein so weiser Mann, daß er manche Dinge vorher wußte, die noch nicht vergangen waren; er kannte und verstand auch die Sprache der Vögel: und daher kamen ihm wenig Dinge unversehens. Er war dreist in Reden, und berieth sich gern mit seinen Freunden, und war beredsam und verständlich, und niemahls hub er an etwas zu reden, davon er wieder abgegangen wäre, sondern allen, die ihn hörten, mußte scheinen, daß es keineswegs anders seyn könnte, als so wie er sagte. Es war seine Lust seinen Freunden Hülfe und Beystand zu leisten, oder sich selber auf irgend eine Weise in Heldenthaten zu versuchen, und seinen Feinden Kostbarkeiten abzugewinnen, und sie seinen Freunden zu geben: niemahlen entstand ihm der Muth, und niemahlen in seinem Leben ward er erschrocken.

Siegfried der Schnelle hatte seinen Schild also bezeichnet: er war mit rothem Golde belegt, und darauf ein Drache gemahlt, dunkelbraun oberhalb, und schön roth unterhalb; und eben so war sein Helmhut, sein Banner, sein Sattel und sein Wapenrock bezeichnet; und deßhalb führte er dieses Wapen, daß, sobald er gesehen wurde, man wissen mochte, wer da ritt: und so berühmt war er, weil er den großen Drachen erschlug, welchen die Währinger Fafni nennen. Und deßhalb waren seine Waffen goldgeschmückt, weil

er vor allen Männern ragte an Hochfahrt und Adeligkeit und aller Hübschheit, beynahe in allen alten Sagen, wo von den stärksten und berühmtesten und den mildesten Helden und Fürsten erzählt wird: und sein Nahme geht in allen Zungen vom Norden bis an's griechische Meer, und so wird er währen, so lange die Welt steht.

§. 46.

Siegfried nahm nun Waffen und Kleider, und ein schlechtes Pferd, das hatte keinen Sattel, und ritt so aus der Burg und über den Berg hinab auf das Feld, und nicht eher hielt er auf seiner Fahrt, als bis er zu dem Gezelte König Dietrichs kam. Da stieg er von seinem Pferde und ging hinein in das Gezelt, und sodann sprach er: „Heil euch, ihr gute Degen! und bey Nahmen würde ich euch grüßen, wenn ich eure Nahmen wüßte." Sie antworteten ihm in derselben Art, und hießen ihn willkommen. Darauf sprach Siegfried: „König Isung, mein Herr, sendet mich hieher mit seinem Befehl, von euch Schatzung zu nehmen, wie hier Gesetz ist, daß der König haben soll; und diese Schatzung mögt ihr nun entrichten, wenn ihr wollt. Wenn aber der König die Schatzung von euch missen soll, so mögt ihr nicht daran zweifeln, daß nur kurze Zeit noch vergehen soll, bis ihr all euer Gut und das Leben dazu missen werdet." Da

antwortete König Dietrich: „Um anderes unternahmen wir unsere Fahrt zu diesem Lande, als eurem König Schatzung zu geben; vielmehr ist das unser Gewerbe, so du wohl deinem Könige bringen und sagen magst, daß ich ihm Fehde biethen will, und daß er mir entgegenkomme mit eben so manchem Mann, wie ich habe: und bevor wir uns scheiden, soll er davon zu sagen wissen, welcherley Helden ihn heimgesucht haben."

Nun antwortete Siegfried der Schnelle: „Mit eurer Erlaubniß will ich euch nun fragen, wie der Nahme eures Häuptlings ist, und von welchem Lande ihr kommt! Ihr thut hier, was zuvor nimmer gethan worden, dem König Isung und seinen Mannen Fehde zu biethen. Habt ihr denn nicht sagen gehört, wie gewaltig er ist? Und mich dünkt, daß er es nicht versagen wird mit euch zu streiten, was Männer ihr auch seyd." Da antwortete Wittich: „Sey es nun, daß du einen dieser Männer kennest oder nicht, so sollen sie dir nicht verhohlen seyn: diesen Männern gebiethet König Dietrich von Bern; und noch ein anderer König ist hier, der heißt Gunther von Niebelungenland, und sonst noch sind viele wackere Degen hier, obwohl wir diese nur nennen. Aber vermeinst du, daß König Isung und Siegfried der Schnelle wirklich mit uns streiten wollen? oder werden sie aus-

weichen?" Darauf antwortete Siegfried: „Ich wähne, daß König Isung und Siegfried der Schnelle nicht ohne sich zu versuchen vor euch fliehen werden in ihrem Lande, obschon König Dietrich von Bern und seine Mannen hieher kommen sind. Aber wie es auch ergehe, so werdet ihr doch nicht das Gesetz brechen wollen, und dem Könige die Schatzung verweigern: und ihr mögt ihm wohl eure Schatzung senden, beydes, ihm und euch zu Ehren, und etwas das seiner würdig sey, euch aber keinen Schaden bringe." Nun antwortete König Dietrich: „Demnach du deine Bothschaft mit so großer Klugheit und Höflichkeit ausrichtest, so will ich ihm eine Gabe senden, welche ihm anzunehmen geziemt." Darauf sprach König Dietrich zu seinen Mannen: „Was sollen wir ihm senden, das ihm anzunehmen gezieme? Senden wir ihm nun ein Roß und einen Schild, und werfen das Loos, wer von uns Gesellen ihm sein Roß und seine Gabe senden soll." Und so thaten sie: da ward das Loos geworfen, und fiel das Loos auf Amelung, den Sohn Jarl Hornboges. Da ward sein Roß und sein Schild genommen, und sandte König Dietrich es an König Isung. Und damit ritt Siegfried seine Straße dahin.

§. 47.

Nun dünkte Amelungen überaus übel, daß er sein Roß verloren; und däuchte ihm besser, wenn er da-

heim großes Eigenthum verloren hätte: er wollte also Siegfrieden nachreiten, und es nicht dabey bewenden lassen, und ging zu seinem Vater und bath ihn, sein Roß ihm zu leihen, denn er wolle sein Roß wieder hohlen von dem, der damit fortgeritten war. Der Jarl aber wollte nicht, daß er nachritte, und wollte ihm sein Roß nicht leihen, sondern es dabey verbleiben lassen.

Nun ging Amelung zu Wittich, und bath ihn, sein Roß ihm zu leihen. Da antwortete Wittich: „Ich fürchte, daß du von diesem Gesellen dein Roß nicht wieder erhältst, wenn er ist, wie ich glaube, daß er ist; wenn du aber dein Roß nicht erhältst, und auch mein Roß verliereſt, was soll ich dann haben?" Da antwortete Amelung: „Wenn ich dein Roß verliere, so sollst du mein ganzes Reich haben, und das sind zwölf der stärkesten Burgen in Windland, die gab mir mein Vater, und du sollst auch sein Erbe seyn, so wie ich es sonst wäre, wenn ich dir dein Roß nicht zurückbringe: wenn ich dir aber dein Roß zurückbringe, so habe ich auch meines wieder: und entweder will ich mein Roß haben oder den Tod." Da antwortete Wittich: „wenn dem so ist, so sollst du mein Roß haben, dieweil du am meisten wagest bey dieser Fahrt."

Nun stieg Amelung auf den Schimming, und ritt

nun so weit er mochte, bis er Siegfrieden erreichte; und das war unfern der Burg des Königs, und war da nahebey ein Lindenbaum. Nun rief Amelung den Mann an, und bath ihn, seiner zu harren. Und der that also. Da sprach Amelung: „Steig ab von dem Rosse, das du reitest, denn nicht will ich es lassen, dieweil ich weit heim zu reiten habe." Da antwortete Siegfried: „Was Mannes bist du, der so kühnlich dieses Roß anspricht, worauf ich sitze? Doch däucht mich nicht, daß du es erhalten wirst, ob du es nun zuvor hattest oder nicht." Da sprach Amelung: „Steig ab von dem Rosse; und wenn du es nicht thust, so mußt du dein Leben lassen, und so auch das Roß." Nun vermuthete Siegfried, daß dieser Mann der Sohn Jarl Hornboges seyn müsse, welcher sein Blutsfreund war, und so sprach er: „Ich sehe wirklich, daß du um das Roß streiten willst mit mir; und kann seyn, daß du den Mann getroffen, der auch mit dir in kurzer Stund streiten will, wiewohl du nicht sogleich zu Streite kömmst: und ich gebe den Rath, daß wir noch auf eine andere Art uns mit einander versuchen, zu entscheiden ob du dein Roß wieder erhältst, das du ansprichst, oder auch das noch lassen mußt, worauf du sitzest. Nun lege deinen Speerschaft ein und reite auf mich, und ich will still halten dagegen; und wenn du mich von meinem Rosse stößest,

so habe dir dein Roß, und gebrauch es wohl; wenn aber ich deinen Anritt bestehe, so werde ich versuchen mit meinem Speerschaft zu reiten; und nicht eher stellen wir dieses Spiel ein, als bis einer von uns sein Roß verliert." Und dieses gefiel Amelungen wohl, und er wollte es so geschehen lassen.

§. 48.

Nun ritt Amelung auf Siegfrieden, und schlug den Schimming mit den Sporen, und stieß mit seinem Speerschafte inmitten auf Siegfrieds Schild so stark, daß Siegfrieds Roß auf die Hinterfüße sank: er selber aber saß fest im Sattel, und der Speerschaft brach mitten entzwey. Da sprach Siegfried: „Das war ritterlich gestochen von einem jungen Manne; es mag seyn, daß du Freunde in deinem Geschlechte hast, welche wohl dergleichen Ritterschaft gekonnt haben. Steig nun herab von deinem Hengste, gürte ihn fest, und rüste ihn auf's beste, und so auch dich selber, und steig sodann wieder auf, und halte gegen mich, wie ich hielt gegen dich; und bedenke wie du alles dessen wohl bedarfst, wenn du dein Roß nicht verlieren sollst."

Da thät Amelung also, und rüstete sich auf's schleunigste. Und Siegfried schlug nun seinen Hengst mit den Spornen, und stieß seinen dicken Speerschaft mitten auf dessen schönen Schild, so hart und stark,

daß er mit demselben Speerschaft Amelungen weit hinter sein Roß niederwarf. Nun nahm Siegfried den Schimming am Zaum, und sprach: „Du guter Gesell, nun hast du nicht dein Roß, dem du nachrittest, und hast auch das andere verloren, wovon ich errathe, daß es dir überaus viel muß gekostet haben, wenn dem so ist, wie mich zu wissen dünkt, daß du hier den Schimming, Wittichs Hengst, verloren hast; denn ich glaube, daß du vollgültiges Pfand hast setzen müssen, bevor du es erlangtest; und noch wirst du Undank von ihm haben, daß du es verlorest: und es wäre dir nun besser gewesen, wenn du dießmahl still gesessen hättest." Da antwortete Amelung: „So mag es den Männern scheinen, welche nimmer kühne Helden waren; aber es kann noch gut werden, wenn du willst, obschon es hier nicht wohl ergangen ist." Da sprach Siegfried: „Was willst du nun dafür geben, daß du dein Roß erhaltest, und dazu das, so du eben verlorest?" Da antwortete Amelung: „Dafür will ich alles thun, was ich nur mag, und das mir nicht zur Schande gereicht, noch meinen Blutsverwandten." Da sprach Siegfried: „Ehe wir uns maßen, da fragte ich, wie dein Nahme wäre, und welches dein Geschlecht, und du warst so stolz, daß du mir dein Geschlecht nicht sagen wolltest: nun aber sollst du beydes sagen, wenn du deine Rosse beyde ha-

ben willst." Da antwortete Amelung: „Da ich zuvor dir mein Geschlecht und meinen Nahmen verschwieg, als ich noch das Roß hatte, so würden meine Gesellen sagen, daß ich es jetzo aus Furcht sagte: darum will ich es gewißlich nicht thun, meines Rosses oder anderes wegen, daß ich Schimpf und Nachrede davon dulden müßte, obschon all mein Gut und Reich darauf steht."

Da sprach Siegfried: „Ich frage dich nicht darnach um Spottens willen, sondern weiß es dir Dank, wenn dem so ist, wie ich glaube, daß du der Sohn des Jarl Hornboge bist, meines Verwandten; da will ich dir vielmehr Ehre anthun, als Unehre; und nun will ich zuvor dir meinen Nahmen sagen: daß ich Siegfried der Schnelle heiße." Da sprach Amelung: wiewohl du zuerst mir deinen Nahmen gesagt hast, und dich keine Noth dazu trieb, so will ich dir doch meinen Nahmen nicht sagen, du verheißest mir denn beym Nahmen Gottes, daß es mir nimmer zum Schimpf gereichen soll." Darauf antwortete Siegfried: „Das will ich dir gewißlich verheißen." Da sagte Amelung: mein Nahme ist Amelung, ich bin der Sohn des Jarl Hornboge, wie du errietheſt, und wahr ist unsere Verwandtschaft." Da sprach Siegfried: „Nun thatest du wohl, daß du nicht länger läugnetest, daß du mein Blutsfreund bist; ich will es so fügen, daß dir dieses

zur Ehre gereichen soll, und nicht zur Unehre." Hierauf sprang Siegfried vom Pferde und sprach: „Komm', guter Freund, und nimm hier dein Roß, und alle beyde, und reite heim zu den Gezelten, und dort sollt du sagen, daß du mir mit Gewalt dieses Roß abnahmest; und ehe du von hinnen fährst, so sollt du mich an diese Linde binden, und meinen Speer, dein Roß und meinen Schild sollt du mit hinwegnehmen." Und also thaten sie.

Und nun ritt Amelung zurück mit seinen beyden Rossen; und als er an die Gezelte kam, da ritt er stark, und gehub sich gar stattlich.

§. 49.

Nun stund König Dietrich außen vor dem Gezelte, und sahe Amelungs Reiten. Da sprach Wittich: „da reitet Amelung unser Gesell, und hat nun sein Roß erhalten; und ich kann wohl errathen, daß Siegfried der Schnelle hier gewesen ist, so wie ich glaube, daß Amelung ihn um das Roß zur Gabe gebethen, und ihm zuvor ihre Verwandtschaft gesagt, und ganz kleinmüthig gesprochen hat, denn nimmer hätte er es anders erhalten." Da sprach König Dietrich: „Nimmer wähne ich, nahm er das Roß, oder sonst etwas, Siegfrieden dem Schnellen wider seinen Willen; es kann jedoch seyn, daß es ein andrer Mann war, und er da erhielt, was er wollte.

Nun ritt Amelung an das Gezelt, und sein Vater und seine Gesellen gingen heraus ihm entgegen, und hießen ihn willkommen, und fragten, wie er sein Roß erhalten habe. Da sagte Amelung: „Als ich an den Fuß des Berges kam, so war dort dieser Mann vor mir, der mein Roß mit weggenommen, und ich ritt gegen ihn auf's schärfste, und stieß mit meinem Speer in seinen Schild — und ihr mögt hier den Schild sehen — und der Speerschaft brach entzwey; dennoch stürzte ich ihn vom Rosse, und schlug ich ihn mit den Trümmern des Speerschaftes; und so schieden wir uns endlich, daß ich ihn an eine Linde band; und dazu gebrauchte ich seinen Gürtel und Schildfessel (f), und zerschnitt auch dazu mein Schwertfessel, bis daß er so fest gebunden war, wie ich wollte. Und da steht er noch, und ich wähne, daß er sich selber nicht davon lösen kann. Da sprachen Alle, daß er sein Roß ritterlich erworben habe, und sagten ihm Dank dafür.

Nun sprach Wittich zu König Dietrich: „Ich will nun dahinreiten, wo er sagt, daß er diesen Mann gefunden hat; wenn Siegfried der Schnelle dort ist, wie ich glaube, daß es seyn muß, so ist dieses mit List und Betrug geschehen; und wenn er mein am Baum erwartet, so sollen wir also scheiden, daß ich dessen gewiß werde, ob er Siegfried der Schnelle ist, oder ein andrer Mann." Dem König aber gefiel dieses wohl,

und Wittich nahm nun sein Roß und sprach: „Es ist großer Schimpf, daß der Mann dort gebunden stehen soll, und sich nicht lösen kann: nun will ich fürwahr ihn erlösen," und ritt nun schleunig dahin.

Als Siegfried aber sahe, daß ein Mann auf ihn zuritt, da riß er alle seine Bande entzwey, und lief den Berg hinauf, und wollte nichts mit diesem Mann zu schaffen haben. Nun ritt Wittich dahin, bis er an den Baum kam, und sahe da noch die Bande zerrissen, und auch die Lanzentrümmer liegen. Wittich ritt hierauf heim, und dachte nun, daß das alles wahr wäre, was Amelung gesagt hatte, und sagte es seinen Gesellen.

§. 60.

Nun kam Siegfried hinauf in den Saal zu König Isung und sagte ihm von seinem Gewerbe und seiner Fahrt solchergestalt: „Ich kam zu dem herrlichen Gezelte, davon ich zuvor euch sagte, und da traf ich dreyzehen Männer, welche gar vornehm von Ansehen waren; und ihr Hauptling ist König Dietrich von Bern, und bey ihm sind die berühmtesten Helden: und von ihrer Tapferkeit haben wir oftmahlen vernommen; nun aber werden wir sie in Wahrheit erfahren, sintemahl König Dietrich dich und andere zwölf Männer mit dir zum Kampfe fordert. Und er sandte dir zu Freundesgabe ein Roß, das gab ich aber

weg an einen meiner Verwandten, den ich auf der Straße vor mir fand." Da antwortete König Isung: „Wenn er mich zum Kampfe fordert, so will ich ihm das gern gewähren, und werde mich daran nicht säumen."

§. 51.

Und am Morgen des anderen Tages nahm König Isung all seine besten Waffen und wepnete sich damit; und gleicher Weise rüsteten sich seine Mannen. Auch Siegfried der Schnelle hatte sich da mit seiner ganzen Kriegsrüstung bekleidet, und saß nun auf seinem Hengste Grani, und hatte das Banner König Isungs in der Hand: und nun ritten sie allesammt hinaus vor die Burg. Sie hatten alle schöne Schilde und Panzer, weiß wie Silber, und Helme blank wie Glas, und waren begürtet mit scharfeckigen und zweyschneidigen Schwertern; sie hatten starke Speerschäfte, mit scharfen Spitzen, große Hengste, wohlgerüstet und schnell. Und diese Männer waren gewaltig stark und groß, und überaus hochmüthig.

Nun ritten sie dahin, bis daß sie an das Gezelt König Dietrichs kamen. Da sprach König Isung: Wenn König Dietrich ein so wackerer Degen ist, wie gesagt wird, und ein so streitbarer Mann, daß er uns und unsere Mannen zum Zweykampf gefordert hat; so steh' er nun auf, und wapne sich, und komm'

er uns dreyzehen Männern entgegen mit seinen dreyzehen Männern, und versuchen wir da unsere Tapferkeit und Geschicklichkeit; sintemahl es ihm schimpflich seyn würde, die Worte zu hören, welche wir sagen werden, ehe wir heim reiten, wenn er jetzo sich fürchten will, und nicht wagt mit uns zu streiten." Da antworte König Dietrich: „Nicht dürft ihr daran zweifeln, daß wir deßhalb hieher kommen, und einen langen Weg gemacht, und manche Fährlichkeit erduldet haben, ehe wir unsere Fahrt vollendeten, auf daß wir wirklich unser Gewerbe ausrichten wollen, ehe denn wir heimfahren: das aber ist zu wissen, ob ihr, oder wir bessere Schwerter haben, und stärkere Schilde, und härtere Helme, und mehr Kraft und Gewalt."

Und nun stieg König Isung und seine Mannen vom Pferde. König Dietrich aber und seine Mannen wapneten sich indessen so best sie mochten. Und darauf gingen beyde Scharen sich entgegen: und als sie zusammen kamen, da stellten sie je zwey Männer von beyden Seiten gegen einander; und jedes Mahl sollte nur ein Zweykampf seyn, und keiner sollte einem seiner Gefährten helfen; auch wollten sie nicht zu Rosse fechten. Gegen König Dietrich von Bern ward Siegfried der Schnelle gestellt, gegen König Gunther aber König Isung, und gegen Wittich der älteste Königs-

sohn, welcher der Stärkste Aller war; und so ward Mann gegen Mann gestellt.

§. 52.

In dem ersten Zweykampfe, da focht Heime mit dem jüngsten Königssohne; der war ein gar gewaltiger Mann. Nun fochten die beyden Männer gar ritterlich; und als sie manche Stunde gefochten hatten, däuchte es dem Königssohne nicht gut, wenn er nicht das bessere Theil davon tragen sollte über einen Mann, der ihm zu Handen gestellt war; und ward nun sehr zornig, warf den Schild von sich, und faßte das Schwert mit beyden Händen, und hieb auf Heime, und also auf seinen Helm, daß er sogleich zur Erden fiel; nun warf sich der Königssohn oben auf ihn, und sprach: „Wenn du dein Leben behalten willst, so liege still, und ich will dich binden." Heime aber wollte das keineswegs, und rang mit ihm aus aller Kraft. Der Königssohn aber schlug ihn mit seiner Faust außen auf den Helm so hart gegen seine Ohren, daß der Helm sich einbog gegen den Schädel, und Heimen das Blut aus Nase und Mund stürzte, und er beynahe von seinen Sinnen nicht wußte; und in der Weile wurden seine Hände und Füße gebunden, und nun nahm der Königssohn seinen Speerschaft, und stieß ihn tief in die Erde, und daran band er Heimen. Hierauf ging er zu seinen Mannen, und hieß nun

einen andern von Dietrichs Mannen hervortreten; er aber wolle jetzt ruhig sitzen, und habe seine Sache gut gemacht. Und so war der erste Zweykampf beschlossen.

§. 53.

Nun trat hervor Herbrand, der Bannerführer König Dietrichs, und ihm kam entgegen der andere Sohn König Isungs, und sie erhuben nun ihren Zweykampf. Sie fochten da lange Stund, und keiner sparte seine Waffen gegen den andern. Ihr Zweykampf schied sich aber damit, daß Herbrand fünf Wunden erhielt, und nicht kleine; und da ihm viel Blut dadurch entrann, und er müde war, verließ ihn seine Kraft so sehr, daß er nach einem starken Schlag zur Erden fiel: und nun übergab er seine Waffen, und hierauf ward er gebunden, wie der vorige. Der Königssohn aber ging wieder zu seinen Mannen, und wollte nun einem andern den Kampfplatz lassen.

§. 54.

Nun trat hervor Wildeber, und ihm entgegen der dritte Sohn des Königs, und sie erhuben nun ihren Zweykampf, und der war einer der härtesten und über die Maßen stark, und gar lang: und hier mochte man sehn schwere und unmaßen starke Hiebe, als sie sich nahten, und sehr wurden ihre Waffen gehauen, ehe sie sich schieden; und der Königssohn hatte fünf Wunden erhalten, und alle schwer; Wildeber aber

hatte da sieben Wunden, und alle noch schwerer, und nun begann er zu müden, wegen seiner Wunden und Blutverlust, und er fiel endlich, und übergab seine Waffen, und ward auch gebunden: und so schied der Königssohn von ihm, und ging zu seinen Mannen, und hatte nun wohl gethan.

§. 55.

Nun trat hervor Sintram von Venedig, aus Dietrichs Mannen, und ihm entgegen der vierte Sohn König Isungs, und sie erhuben ihren Zweykampf mit schweren Hieben, und wenig hielten sie dazwischen inne, jeder ging hoch an den andern, und keiner wollte vor dem andern weichen. Und das Schwert, das Sintram hatte, schnitt sowohl durch Helm, Panzer und Schild, wie wenn es nur durch Kleider schnitte; und der Königssohn hatte schon drey Wunden erhalten, und gar schwere, Sintram aber war noch unverwundet. Und nun hieb der Königssohn nach Sintram aus aller Kraft, und auf seinen Helm, so hart, daß sein Schwert mitten entzwey brach, und er nun waffenlos war. Da faßte er seinen Schild, dieweil er ein so tapferer Degen und streitbarer Mann war, daß er lieber sterben wollte als fliehen, oder Frieden bitten, und er lief mit seinem Schilde gegen Sintram an, und stieß ihn so hart, daß Sintram rücklings überfiel, und er kam nicht sobald wieder auf seine Füße, als ihm beydes,

Hände und Füße gebunden, waren. Der Königssohn aber schied da von ihm, und ging zu seinen Mannen, und es gefiel ihnen wohl, dieweil es also erging.

§. 56.

Nun trat hervor Fasold der Starke aus den Mannen König Dietrichs, und ihm entgegen kam der fünfte Sohn König Isungs. Dieser Zweykampf begann mit gar großer Tapferkeit und Übermuth, dieweil sie beyderseits die stärksten Männer waren, und lange Zeit mochte man nicht voraus sehen, wer von beyden die Oberhand erhalten würde; und jeder gab dem andern manchen Schlag, ohn' Unterlaß, und jeder ging nahe auf den andern los, aber keiner wich zurück vor dem andern; und schon hatte jeder zwey Wunden erhalten, und gar schwere: da hieb der Königssohn einen so mächtigen Hieb auf Fasolds Helm, daß er sogleich in Ohnmacht fiel, und nun stand er über ihm und sprach: „Ein so streitbarer und adeliger Mann wie du bist, warum solltest du vor eines Mannes Hieb fallen? nun steh' auf, und wehre dich!"

Da stund Fasold schnell und rüstig auf, und nun fochten sie aufs allerhärteste, und gar lange, und keiner spartes sein Schwert, und war dieser Kampf einer der härtesten. Nun dachte der Königssohn in seinem Sinne: das ist eine große Schande, daß ich hier den ganzen Tag im Streite stehen soll mit einem Manne,

der ich wähnte, wenn es noth wäre, daß ich allein den Sieg erhalten könnte über diese dreyzehen. Und nun hieb er aus großem Zorne so hart auf Fasold, daß er zum andern Mahl fiel; und nicht eher schied der Königssohn von ihm, als bis Fasold gebunden war, wie seine anderen Gesellen. Und auf diesem Felde standen nun fünf Spieße, und an jedem ein Mann König Dietrichs gebunden: die Bertangen-Männer aber waren nun fröhlich: und es däuchte ihnen alles wohl zu ergehen, für ihre Streiter.

§. 57.

Nun sprach Amelung: „Das war ein gar unseliger Tag, an dem König Dietrich sich zu dieser Fahrt anschickte; da er selber und alle seine Mannen sollen gebunden und überwunden werden; und er möchte lieber daheim gesessen seyn in Bern, und seines Reiches gewartet haben." Und nun rief er seinen Vater, den Jarl Hornboge an, und sprach: Nimm meinen Helm, und bind ihn mir aufs Haupt, und meinen Schild, den binde mir an meiner linken Hand so fest, daß er sich nicht davon zu lösen vermag; und ich will darauf schwören, daß ich eher will so klein gehauen werden, wie die kleinsten Stücke in einem Kessel, als daß ich mich sollte binden lassen, und die Bertangen-Männer ihren Speerschaft an meinen Rücken stecken sollten." Und trat nun gar kühnlich hervor, und ihm entgegen der

sechste Sohn König Isungs; und sie fochten da mit großem Übermuth, und doch nachdrücklich und lange Zeit. Nun sahe Amelung wohl, daß auf diese Art ihr Kampf lang dauern würde, wenn er sich nicht stärker ins Zeug legen wollte, als bisher; er nahm also sein Schwert mit beyden Händen, wiewohl sein Schild an seiner linken Hand festgebunden war, und hieb nun gar kräftig und hart auf den Helm des Königssohnes; das Schwert aber mochte nicht darauf haften, so hart war er: dennoch fiel der Königssohn davon, und Amelung warf sich oben auf ihn und sprach zu ihm: „Wenn du dein Leben behalten willst, so sollst du deine Waffen übergeben, und sollst an deinen Speerschaft gebunden werden, eben so, wie deine Brüder meine Gesellen bunden. Wenn du dich aber lösen willst, so sollst du von unseren Mannen los lassen meinen guten Stallbruder Fasold und meinen lieben Freund Herbrand." Der Königssohn nahm diese Bedingung gern an, und es geschah also, und fuhr nun jeder zu seinen Mannen: auch war ihr Zweykampf so ergangen, wie Siegfried der Schnelle wohl zuvor gedacht hatte.

§. 58.

Nun trat hervor Jarl Hornboge und der siebente Königssohn: sie fochten wohl und ritterlich; und Jarl Hornboge wehrte sich brav und mit großer Tapferkeit,

und that harten und langen Widerstand: weil er aber Übermacht gegen sich hatte, beydes, an Stärke und schweren Hieben und ritterlicher Kühnheit, so konnte er nicht Stand davor halten, sondern ward überwunden, und fiel, und ward darnach gebunden. Und so schied der Königssohn von ihm, und ging wieder zu seinen Freunden; und die Bertangen-Männer waren da wohl zufrieden mit ihrem Glücke.

§. 59.

Nun ging hervor Hagen aus den Mannen König Dietrichs, und ihm entgegen der achte Sohn des Königs, und erhub sich hier nun der achte Zweykampf; der war von allen der härteste und gefährlichste; und so hart hieb jeder auf den andern, daß von ihren Waffen Feuer flog; und wäre es Nacht, wie es da Tag war, so wäre es dadurch licht genug, um zu fechten. Keiner wollte hier des andern schonen; und niemand mochte mehr recht wissen, wie sie sich scheiden würden. Und als nun dieser Kampf schon lange so gewähret hatte, da dachte der Königssohn in seinem Sinne, daß er sich mehr in's Zeug legen müßte, wenn es gelingen sollte; und er wollte nun fürwahr entweder den Tod haben oder Sieg, und setzte ihm nun nochmahl so stark zu, und gab Hagen drey Wunden, und alle schwer. Und hierauf fiel Hagen, und ward demnächst an seinen Speerschaft gebunden. Der Königs-

ſohn aber ging fröhlich zu ſeinen Mannen, und ſagte, daß es noch mehrern alſo ergehen ſolle.

§. 60.

Nun ging hervor aus König Dietrichs Mannen, Dietlieb der Däne, und gegen ihn trat zum Kampf der neunte Sohn König Iſungs. Und dieſer Kampf war gar hart, und mit großer Erbitterung, und keiner von ihnen ſparte ſich beym Angriffe. Sie ſchlugen, beydes, hart und dicht, und ſie hieben und ſtachen ſo geſchwind, daß kaum das Auge darauf haften konnte; und ſo lange hielten ſie ihren Kampf, daß ſie nun beyder Seits müde waren: da ſtieß jedweder ſeinen Schaft nieder, und ſtützte ſich darauf, und ruhte aus. Da ſprach Dietlieb: „Willſt du dein Leben behalten und nicht erſchlagen werden, ſo übergib deine Waffen, und ich will dich binden: ſo magſt du leben mit Schmach, daß du überwunden biſt.“ Da antwortete der Königsſohn; „Nicht übergeb ich dir annoch meine Waffen, wiewohl du ein Däne, und ein gar hochgeprieſener Mann biſt, dieweil du von meinem Schwerte noch manchen und ſchweren Hieb erdulden ſollſt, ehe denn ich es laſſe; und es iſt nicht zu vermuthen, daß du, bevor wir ſcheiden, deiner Waffen minder bedürfeſt, denn ich der meinen.“ Und nun begannen ſie wieder zu fechten, mit noch größerer Wuth, denn zuvor; und nicht eher beſchloſſen ſie ihren Kampf, als bis jeder

von ihnen so müde war, daß sie beynahe nicht mehr stehen mochten: auch begann schon die Nacht zu dunkeln.

Nun nahm König Dietrich seinen Schild, und König Isung den seinen, und beyde traten zwischen sie, und schieden sie. Und war doch keiner wund, und keiner überwunden, und niemand wußte, wer von ihnen beyden der Stärkere war; und damit schieden sie sich.

Hierauf sprach König Isung zu König Dietrich: „Es ist schon zum Abend dieses Tages kommen, und es mag nun nicht länger gefochten werden für dießmahl: ich will also hineinreiten zu der Burg, hier aber sollen eure Mannen gebunden liegen bleiben, die, so nicht ausgelöst sind. Morgen aber mit dem Tageslicht werden wir wieder herkommen, und soll unser Kampf vollends ausgefochten werden: und ich versehe mich dessen, daß du am andern Abend an derselben Statt, wo du nun sitzest, sollt gebunden sitzen. Und das sollt du haben von deinem Gewerbe in meinem Lande."

Und nun schieden sie dasmahl, und König Isung und seine Mannen ritten heim zur Burg, und waren ganz fröhlich. König Dietrich aber, und seine Nothgestallen gingen zu den Gezelten, und schliefen da die Nacht.

Aber am Morgen, da es licht war, kam König Isung dar mit seinen dreyzehen Mannen. Da war auch

König Dietrich allbereit, und ging heraus mit seinen Mannen. Und nun wurde der letzte Zweykampf wieder angehoben, damit Dietlieb ihn ausfechten sollte. Da fochten sie, wie vor auf's tapferste und stärkste, so lange bis Dietlieb die Oberhand gewann, und der Königssohn fiel; und da fing ihn Dietlieb und sagte, daß er ihn binden werde, wenn er sich nicht lösen wölle, dadurch daß er Hagen frey gebe, und ihn löse. So waren nun neun Zweykämpfe bestanden.

§. 61.

Nun trat hervor aus den Mannen König Dietrichs, Hildebrand, und ihm entgegen der zehnte Königssohn. Da erhuben sie ihren Zweykampf mit gar großer Heftigkeit, und fochten lange Zeit, und sehr müdeten sie, bevor sie abließen. Schon hatte Hildebrand dem Königssohn drey Wunden gegeben, und alle schwer, und noch hieb Hildebrand einen mächtigen Hieb auf ihn, da brach aber sein Schwert in zwey Stücke; und nun drang der Königssohn so gewaltig ein, daß er Hildebranden gefangen nahm und ihn band. Darauf ging er zu seinen Mannen, und frohlockten nun die Bertangen-Männer.

§. 62.

Nun ging hervor König Gunther von Niebelungenland, und ihm entgegen ging König Isung. Da gingen die beyden Könige auf die Kampfbahn,

und erhuben unter ſich einen Sturm, und es war der ſchärfſte und längſte Zweykampf; ſie hieben beyde ſtark und auch hart, dennoch war König Iſung der viel ſtärkere, König Gunter aber wich nicht zurück, und gab ihm mit ſeiner Hand manchen ſchweren Hieb, und empfing auch dergleichen. Und als es lange Zeit ſo ergangen war, wurde König Iſung gar zornig, daß ein Mann ihm ſo lang widerſtehen ſollte, und er wollte das nicht dulden, und ſich lieber kühnlich wagen, damit einer von beyden alsbald ſieglos werden müßte; und hieb nun aus aller Macht, und ſchonte durchaus nichts, und dieſer Hieb traf auf den Helm König Gunthers, und das Schwert brach in zwey Stücke; und es war ein ſo ſtarker Hieb, daß es ein Wunder war, aber der Helm war ſo hart, daß er nicht darauf haftete. Nun ergriff König Iſung ſeinen Speerſchaft, daran zuvor Hagen gebunden war, und riß ihn aus der Erde mit aller Stärke, und ſchlug damit auf den Helm König Gunthers, ſo daß der Helm davor nachgab, und König Gunther fiel, und ſtürzte ihm das Blut, beydes, aus Naſe und Mund. Da nahm König Iſung ihn, und band ihn, ging ſodann hinweg, und ſprach; „So mag es nun wohl auch den Männern ergehen, die noch übrig ſind, und ſie haben hier ein ſchnödes Gewerbe gehabt.“

§. 68.

Nun gab auch Siegfried der Schnelle große Geschenke seinen Verwandten, dem Jarl Hornboge und dessen Sohn Amelung. Auch brachte es Siegfried dahin, daß König Isung an Amelung seine Tochter gab, die Fallburg hieß, und die anmuthigste und adligste aller Frauen war, an allen Dingen, und daß diese Vermählung geschehen sollte, ehe König Dietrich heim führe nach Bern. Und nun wurde ein Gastmahl zugerichtet, mit all dem Besten und Köstlichsten, so nur in dem Lande zu haben war. Und diese Hochzeit bestand fünf Tage mit großer Pracht und allerley Festlichkeit, wodurch sie besser seyn mochte denn zuvor, und die ein gutes Gastmahl noch verbessern mag, beydes, durch Spiele und allerley Ergetzlichkeit.

§. 69.

Nun ritt König Dietrich und seine Mannen hinweg, und mit ihnen Siegfried der Schnelle, den sie in ihre Brüderschaft mit aufnahmen. Und als König Dietrich und König Isung sich schieden, da sagten sie sich unter einander die größte Freundschaft zu. Und Amelungen folgte seine Gemahlinn Fallburg mit gar großem Gute, beydes, an Gold und an Silber und an andern Kleinodien.

Und nun fuhr König Dietrich wieder ganz dieselbe Straße, welche er zuvor hergefahren war, bis daß

er mit seinen Waffenbrüdern heim kam nach Bern: da wurde er mit allen Würden und Ehren empfangen, die man nur erzeigen mochte. Und nun rühmte ihn jedermann wegen seiner Stärke und Tapferkeit, so weit als sein Nahme gehört ward; das aber ward beynahe durch die ganze Welt; und es mochte ihm niemand noch den Mann zeigen, von dem zu wähnen war, daß er sich mit ihm messen wolle an Stärke, Geschicklichkeit oder Waffen. Und demnach wußte er wohl, daß er nunmehr ruhig sitzen könne in seinem Reiche all sein Lebtage, sofern er selber wollte.

§. 70.

Als nun König Dietrich und all seine Mannen sich also versucht hatten, daß kein Mann in der Welt war, der es noch wagte, den Schild gegen sie zum Kampfe zu erheben, so wollten sie nun ihre Reiche mit mächtigen Häuptlingen besetzen, die sie beherrschten und beschützten. Da fuhr Jarl Hornboge heim nach Windland, und mit ihm sein Sohn Amelung mit seiner Frauen Fallburg, und sie beherrschten nun ihr Reich mit Ruhm und Ehren. Da fuhr Sintram gen Osten nach Venedig, und ward da Herzog und einer der berühmtesten Männer, wie seine Vorfahren gewesen waren. Da fuhr Herbrand heim in sein Reich, und war dort auch der mächtigste Herzog.

§. 71.

Nun vernahm man die Zeitung in Langbardenland, daß ein Graf gestorben war, der hieß Ake Harlungentrost. Er hinterließ mit seiner Frauen zwey Söhne, die waren beyde noch im Knabenalter, der eine hieß Edgard und der andere Ake, wie sein Vater hieß, und ihre Mutter hieß Bolfriana, die war die minniglichste aller Frauen. Der alte Ake war ein Stiefbruder König Ermenrichs, und der mächtigste Mann.

Da machte König Dietrich sich auf, und mit ihm hundert Ritter und Wittich, sein guter Freund und Gesell, und sie ritten ihre Straße dahin, die vor ihnen lag, bis daß sie nach Rom kamen, zu König Ermenrich h). Und da brachte er sein Gewerbe an, daß er nun Bolfriana's Hand für seinen besten Freund Wittich bitten wolle. Diesen Antrag nahm König Ermenrich wohl auf, und sagte: „Wenn Wittich mir so treu seyn will, wie er zuvor dir war, so will ich dir diese Frau geben, und dazu die Burg, und er soll Graf darüber seyn." Und mit König Dietrichs und König Ermenrichs Rathe ward es nun ausgemacht, daß Wittich Bolfrianen zur Frauen haben sollte; und er war nun König Ermenrichs Graf. König Dietrich aber fuhr darauf wieder in sein Reich.

(Der Schluß folgt.)

Anmerkungen.

a) Nibelungen, eigentlich die Söhne des Königs Nibelung, und von ihnen ihre Leute; dann auch nach Überbringung des Nibelungen-Hortes (Schatzes) nach Worms, vermuthlich von den Begleitern desselben die Gefährten der Burgonden, und endlich diese letzten selber.

Häger.

Nibelungenland; Einige halten es für Norwegen, Andere für die Niederlande, für eine der Schottischen Inseln, für Tyrol. Gruber.

b) Elephant oder Kamehl.

c) Es ist interessant zu bemerken, wie genau diese Beschreibung der Waffen und Rüstung der alten Deutschen mit den ältesten Nachrichten übereinstimmt, die uns Griechen und Römer über sie aufbewahrt haben. So erzählt uns Plutarch von den Cimbern, gegen welche die Römer unter Marius und Catullus stritten: „Ihre Reiterey war zahlreich, und prächtig gerüstet. Sie trugen Helme, welche die Gestalt von Rachen fürchterlicher Thiere und anderer schrecklicher Figuren hatten, auf denen fliegende Federbüsche wehten, die sie noch größer machten als sie wirklich waren. Sie glänzten in eisernen Harnischen und weißen Schilden; jeder Reiter hatte einen doppelten Wurfspieß, und zum Gefecht in der Nähe ein schweres, großes Schwert."

Diese Schilderung ist um so verläßlicher, da Plutarch sie aus den Commentarien des Sylla geschöpft hat, welcher selbst jener entscheidenden Schlacht beywohnte.

d) Bertanga-Land: Bretagne bis zum Rhein hin gedacht. Ifung war der Nachfolger König Artus, dessen Reich er nach seinem Tode mit Gewalt der Waffen einnahm. Dieß war derselbe Artus, welcher durch die Tafelrunde unter den Deutschen so berühmt geworden ist,

daß man sprichwörtlich von jedem Hause oder Hofstaat, wo Pracht, ritterlicher Muth, Ehrbarkeit und Gastfreundschaft im seltenen Vereine herrschten, zu sagen pflegte: „es geht zu, wie an König Artus Hof." (Agricola's deutsche Sprichwörter.)

e) Speer.

f) Riemen, woran der Schild gehandhabt.

g) Aus dieser und einigen andern frühern Stellen ergibt sich ein überaus treffender, dem deutschen Charakter vorzüglich eigenthümlicher Zug. Wir sehen hier, wie sie in großen Gefahren, im entscheidenden Augenblicke des Kampfes in sich selbst hinabsteigen, aus sich heraus Rath, Hülfe und neue Kraft hohlen. Dieses wird noch anschaulicher, wenn wir in ähnlichen Lagen ein anderes, sehr tapferes, höchst merkwürdiges Volk betrachten: z. B. die Griechen. Wir sehen diese in höchster Noth und Bedrängniß zu allen unsterblichen Göttern flehen: „mit emporgehobenen Händen und lauter Stimme." Beym Schleudern eines Speeres oder mächtigem Schwung des Schwertes Gelübde machen, oder wohl gar die Götter an die dargebrachten Opfer erinnern.

„Zevs gibt Stärke den Sterblichen, gibt sie und nimmt sie,
Wie ihn gelüstet."

Heißt es beym Homer, 20. B. 33.

Oder:

„Furcht sandte dem Herzen die lilienarmige Hära,
Säumende Furcht, um zu schaffen was vorher bestimmte das Schicksal."

Orpheos der Argonaut. 774, 775.

So finden wir auch, daß die Götter den Streitenden Rath zuflüstern, jeglichen Entschluß einflößen, ja sogar die Richtung des Geschoßes lenken oder dasselbe abwehren. Was ist niederträchtiger, als wie Apollo den Patrokles wehrlos macht, oder wie Pallas den Hektor in

seinem letzten Kampf mit Achilles täuscht? Dafür mußten sich aber auch die Unsterblichen manchen bittern Vorwurf gefallen lassen. So ruft Menelaos, nachdem ihm in seinem Kampfe mit Paris, welchen die Götter beschützten, das Schwert brach:

„Vater Zevs! Du bist von allen Göttern der Schlimmste;
Sieh', ich hoffte, du würdest des Paris Übelthat strafen;
Nun zerbrach mir das Schwert in der Hand, vergebens enteilte
Meiner Rechte der Speer, und ohne den Frevler zu treffen!"

Merkwürdig erscheint mir auch in dieser Beziehung die Antwort des Gottes zu Delphi, welche er den Abgesandten der Griechen gab, die nach der Schlacht bey Salamis mit Weihgeschenken dahin kamen. Er bemerkte nähmlich mit Mißfallen, daß von den Äginetern keine Geschenke darunter wären, welche doch wegen ihrem in dieser Schlacht bewiesenen ausgezeichneten Muthe vorzüglich zur Erkenntlichkeit verpflichtet wären." (Herodot.)

Wie ganz anders äußert sich die Gemüthsart der Deutschen, von der uns diese Sagen ein so treues, unschätzbares Gemählde geben! Ihr ganzes Vertrauen hatten sie in sich und in ihre Waffen gesetzt. So heißt es einmahl: „Da dachte er in seinem Sinne, daß er sich mehr in's Zeug legen müsse, wenn es gelingen sollte, und er wollte nun fürwahr den Tod haben oder den Sieg."

Ein anderes Mahl: „Er gedachte, wie er nun weiter gar nichts zu schonen brauche" oder: „es däuchte ihm nicht gut, wenn er nicht das bessere Theil davon tragen sollte über einen Mann, der ihm zu Handen gestellt war." So erinnert sich Wittich, wie großen Trost er an seinem Schwerte Mimmung habe, und führt im Vertrauen auf dasselbe den entscheidenden Hieb.

Aber wie abhängig sich auch die Griechen, rücksichtlich der Kraft und selbst des Muthes von der dunklen Vorstellung eines unentfliehbaren Schicksals, dem Einfluß neidischer oder wohlthätiger Dämonen fühlten; so finden wir doch Äußerungen, wo sie die Macht des festen Willens und der äußersten Anstrengung beynahe der Allmacht des Schicksals entgegen- und gleichsetzen. So fürchtet Jupiter von Achilles wüthender Tapferkeit, welche noch der Schmerz über den Tod des Patroklus erhöhte: „Daß er auch gegen das Schicksal die Mauern zertrümmre."

So sehen wir Ajax auf seiner Rückkehr von Troja, der Vorherbestimmung des Schicksales gemäß, an den gyräischen Felsen Schiffbruch leiden; er aber kämpfte mit solcher Kraft und Anstrengung gegen Sturm und Wellen, daß Odysseus von ihm erzählt:

Hätte nicht hochmüthig der Frevler geprahlt und gelästert,
Trotz den Göttern entflöh' er des Meeres hochstürmenden Wogen.

Diese nur im Vorbeygehen angestellte Vergleichung wird dem jungen Leser einen höchst wichtigen Stoff zum weiteren Nachdenken darbiethen, wodurch ihm in der Geschichte beyder Völker vieles klarer werden wird.

h) Wahrscheinlich Odoacer, welcher dem abendländischen Reich der Römer ein Ende machte.

Pank's Krönungsfest.

Die Glocken jubeln vom Münsterthurm,
Sie grüßen mit festlichem Läuten
Die ziehenden Wolken vom Weiten,
Und grüßen die blühigen Hügel herum,
Umsponnen vom güldenen Morgenstrahl,
Und grüßen herab auf die Giebel im Thal,
Zu laden mit lieblich verklung'nem Gesumm
All Volk, wohl Männer und Frauen,
Die Krönung von Pank
An heiliger Stätte zu schauen.

Und unterm melodischen Glockenspiel
Schlingt lang sich der Zug durch die Gassen:
Der Bischof St. Jost mit Infel und Stab,
Die Pfaffheit mit Kreutzen und Meßgewand,
Die Orden, die Würden, die Panner vom Land,
Mit Fähnlein die Zünfte und Sassen,
Unter'm Himmel, im Krönungsornate, Prinz Pank,
Dahinter in starrenden Massen
Stahlrasselnde Reih'n von Vasallen,
Und ringsum wimmeln und wallen
Die Gaffer in dichte Haufen gedrängt.

Der Kirche weites Gewölb umfängt
Nicht all die buntwogige Menge;
Dicht schiebet und schmiegt das Gedränge
Sich um die mächtigen Pfeiler hinan,
Die sie mit Tapeten umhangen ha'n.
Am Altar von tausend Ampeln umflimmt,
Spricht die Meß der Caplan. Ihm antwort't der Chor,
Der Hymnus schlagt gellend zum Dom empor,
Und wie St. Justus die Krone nimmt,
Vom Posaunengeschmetter der Grund dröhnt,
Vom Gejauchz' der Kreutzgang wiedertönt,
Und Pant ist krönt.

Und herrlich, einer Wallkyrie Sohn,
Prunkt er im Königsgeschmeid'
Der Ahnen: ihm funkelt die Freud'
Vom Leuenblick, wie er die Menge schaut,
Die huldigend all ihr Heil ihm traut.
Da schwor er bey sich, — hoch schwoll ihm die Brust —:
„Ein Volk zu regieren, die Götterlust,
Ist des Lebens voll Mühen wohl werth!"

Ist des Lebens voll Mühen wohl werth! —
Ja müh' dich, du stattlicher Königssohn,
Was du sinnst, und der Wille ist dein;
Doch der That fortwuchernd Gedeih'n —

Das leitet das Glück mit blinder Gewalt,
Wie der Windhahn sich dreht, wie der Würfel fällt!
Du opferst manch großes und sich'res Gut —
Wenn der schwankende Zufall nicht seines thut! —
Ja sinne du hin, und sinne du her,
Warst krank und froh, die Krone wiegt schwer,
Wiegt bleyern schwer!

Des Te Deum's feyerlicher Wellenschlag
Verklang: in sanften Accorden
Singt schmelzend der flötende Orgelton
Wie das Brot zum Fleische ist worden.
Der Büßer wird selig, der Sünder weich,
Jedes Herz wird hoffender Liebe so reich. —
Schlägt, König, im Purpur dein's höher?

Du Armer, wie schlägt dir's preßhaft bang!
Was schauest auch sinnig das Altarbild,
Worauf buntdämmernd das Licht
Durch's farbige Glas niederbricht,
Wie, als du ihr Liebe geschworen! —
Ja dem König ist ewig
Die Eine verloren!

„Wohl schlagt an die Brust mir tobend der Schmerz;
Sie ist ja so schön, ist so gut!

Doch rühret nicht Reu' mein ſtarkes Herz,
Das hebet echt königlich Blut,
So gern hinflöße, wenn Frommen
Meinem Volke darum möcht kommen,
Meiner jüngſten, meiner volleſten Liebe!
Wenn der Preis des Turnieres winkt,
Die Glene ſplittern, das Kampfroß dampft,
Wer achtet's, daß es mit tummelndem Huf
Den ſchwellenden Veilchenraſen zerſtampft?
So tilg' ich vom Buſen die Liebe!"

So tilgſt du vom Buſen die Liebe.
Du opferſt den Himmel auf Erden hin;
Und bliebe das Schickſal dir treu,
Das Opfer, wie groß auch, — es brächt' Gewinn!
Im Flor ſeines Volks ſich zu freu'n,
Zu fühlen, wenn froh jede Bruſt aufſchlägt:
Ich bin es, durch den es ſo frey ſich regt! — —
Iſt der Preis des Herzens klein!

Doch hör's, großmuthiger Königsſohn,
Und beacht's! es greift auch der Schmerz,
Greift tauſendkrallig an's Herz
Des Königes, wenn er untergeh'n,
Was er Großes errungen im Schweiße, ſeh'n

Soll, und nicht rathen, nicht helfen kann.
Der König ist kein zu glücklicher Mann! — —
Wo des einsamen Lichtleins Schein
Matt flimmert am feuchten Gestein
Dort — senkten sie Uffo ein,
Der dein Großohm. Der hat es erfahren.
Er liebte sein Volk, drum übt' er das Recht
Mit strenger Kraft. Seinen treuesten Knecht
Hinopfert er ihm, weil's die Satzung geboth,
Und stand dann allein, und traute nur Gott.
Der goß ihm den Kelch bis zum Rand voll Noth!

Erst brach ihm ein tückischer Nachbar in's Land —
Die Zinnen der Hofburg röthet der Brand
Des Blachfelds. Dumpf rollet im Ufersand
Der Krieg sein blutiges Schädelspiel:
Rasch zog er hinaus mit Edeln viel;
Doch Tausender Glück war aufgefloh'n
Im Rauch, bis der Friede heimgezoh'n.

Es fängt von neuem zu bauen an;
Doch muß es der Vater vom Sternenplan
Ganz anders gewägt und beschlossen ha'n.
Es kam in giftigen Nebeln die Pest,
Und saugt an die Herzen des Lands sich fest.

Der König schaut trostlos vom hohen Balkon
Die ausgestorbenen Gassen —
In Grabes-Still' und Verwesungsduft,
Das welke Land eine weite Gruft,
Und kann die Schickung nicht fassen.
Und leis' in's heimlichste Gemach
Tönt es wie Röcheln des Todes ihm nach,
Den gold'nen Scheitel bleicht ihm die Noth.
Doch faßt er sich wieder: er traut ja Gott,
Der kann nicht die Seinen verlassen!
Da zischeln im Volke die Bösen:
„Laßt der Pflichten Bande uns lösen,
Die uns an das Gott verwerf'ne Geschlecht
Eng ketten, daß volles Verderben
Mit seiner Straf' uns nicht werden möcht',
Noch die Enkel die Drangsale erben!"

Und ihr mitternächtiges Pochen schreckt
Ihn empor vom spärlichen Schlummer,
Und er sah's. Da brach ihm der Kummer
Das liebende Herz.
Das Grab war der Lohn
Von Uffo auf Erden.
Sein Märterer-Loos
Kann deines auch werden.

Wer weiß, ob vielleicht nicht jetzt schon im Kreis'
Der trotzigen Vasallen
Verrätherſprüche wallen?
Was ein neidiſcher Feind zu bereiten weiß?
„Doch liebet mein Volk mich feſt und heiß!
Ein ſicherer Wall ihre Bruſt mir iſt
Vor Feindes-Gewalt und Verräther-Liſt:
Drum machen mir jene nicht bangen!"

Das Volk? — das trauert und weint ſo lang,
Vom Chore klinget der Todtenſang.
Kaum ha'n ſie den Flor von der Kanzel gethan,
Und ha'n die Altäre den Feyertag an,
So jubelt's ausgelaſſen froh.
Den Zithern und Pfeifen gleicht es ſo;
Die ſpielen ein Faſchings-, ein Oſter-Lied
In einem Athem und Eifer mit,
Und nichts bleibt haften. Ein Wetterhahn
Iſt's. Hängt einer ſein Gewebe d'ran —
Gib Acht! — es weht der leiſeſte Wind,
Er dreht ſich knarrend auf ſeinem Bein,
Und reißt das thöricht Geſpinnſte ein.

Ja, ſchau nur finſter und finſt'rer d'rein,
Und wäge den Apfel der Macht in der Hand —

Als er sahe, daß seine Hofleute von den venedischen Kaufleuten viel seidene Gewande kauften, und darin prangeten, führte er sie zur Regenzeit mit ihm auf die Jagd, durch Hecken und Stauden, daß also die Kleider nicht allein verrissen, sondern alle naß wurden: führete sie nach heim, und mußten gleich beym Kamin zur Tafel sitzen. Als nun die Kleider von der Hitz noch mehr verderbt wurden, zeigte er ihnen seinen Wolfspelz, welchen er wieder an der Luft trocknen lassen, dem nichts ware, und sagt': „Ihr läppischen Leut', wessen Kleid ist nun nütz, das mich einen Schilling kostet, oder das eure, darauf ihr euer ganzes väterliches Erb verwendet habt?

Kaiser Otto II. hat folgenden Spruch geführt: „Man soll Fried' halten mit den Menschen, aber Krieg führen wider die Laster."

Kaiser Heinrich III. hat ganz keinen Schalksnarren leiden wollen, sondern gesagt: „es wären ohne das Narren genug in der Welt, und stehe einem Kaiser viel löblicher an, das Seinige auf diejenigen, die sich in Reichssachen wohlverdienet, als auf dergleichen unnütze Bursche und Einführer böser Exempel zu wenden."

Als ein Oberster bey Kaiser Sigismund sehr ver-

ächtlich redete von einigen Rathspersonen und Gesandten einer Stadt, und die Kriegsleute den Regimentspersonen und Rechtsgelehrten weit vorzog, sagte der Kaiser zu ihm: „Mein lieber Eisenbeißer, wenn die Obrigkeiten in den Städten und allenthalben nach Recht und Billigkeit richteten, den Rechtsgelehrten folgten, und wohl regierten, so wäre kein Krieg, und so lang diese recht handeln, bedarf man eurer nicht."

Er pflegte auch dieses zu sagen: „daß ein Fürst oder großer Herr geboren oder erwählet werde, geschehe durchs Glück; daß aber einer gelehrt sey, geschehe durch Fleiß, Tugend und Göttlichkeit des Gemüthes; die mit hohem Verstand Begabten hätten ihren Adel von Gott und der Natur empfangen; die anderen aber allein von Fürsten, die ihnen solche Titel und dazu gehöriges Einkommen, oft mehr aus Gunst, denn aus Verdienst mittheilen."

Als Antonius Leva und andere Obersten dem Kaiser Carl V. Cäsars und Alexander des Großen Exempel und Thaten rühmten, mit Vermelden: Ihro kaiserliche Majestät gebrauchten Sich ihrer Siege sogar nicht zur Vermehrung derselben kaiserlichen Hoheit und Gewalt, wie Sie billig sollten und könnten, thun; antwortete er ihnen folgender Gestalt: „Alexander,

Julius Cäsar, und die Alten haben in ihren Kriegen nur einen Zweck gehabt; nähmlich die Ausbreitung ihres eigenen Nahmens; ein christlicher Potentat aber müsse auf zwey Dinge sehen; nähmlich nicht allein auf seine Ehre und großen Nahmen, sondern auch, und zuvörderst auf der Seelen Heil und Seligkeit."

Er pflegte auch dieses zu sagen: „in seinen andern Ländern und Königreichen herrsche er nur über Sclaven und leibeigene Leute, in Deutschland aber über Fürsten und Herren."

Als er im Jahre 1540 durch Frankreich reisete, und zu Paris mit einer schönen, zierlichen Rede empfangen ward, in welcher ihm alle kaiserlichen Tugenden zum Lobe zugemessen wurden, hat er dem, der diese Rede gehalten, geantwortet: „das große Lob, das ihr uns zuschreibt, ist uns darum lieb, weil es uns erinnert, wie wir sollten beschaffen seyn."

Herzog Richard von Siminern hat Sonntags selber der Kinderlehr beyzuwohnen gepflegt, auch gemeiniglich neben dem Pfarrherrn zu stehen, Büchlein und andere dergleichen Praemia, wenn sie wohl gebethet, auszutheilen. Als er deßwegen von Etlichen wollte beredt werden, als ob es nicht fürstlich wäre, sondern den Pfarrherren allein zu thun gebührte, sagte er: „wenn ein Fürst rechtschaffene Unterthanen im

Land ziehen will, müsse er bey der Jugend anfangen, und selbsten mit aufsehen."

Herzog Johann der Ältere von Zweybrücken hatte seine Herren Söhne nach Frankreich reisen lassen. Als nun sehr viel an Kleidungen verrechnet wurde, mit der Entschuldigung, sie müßten sich nach Landesgebrauch halten, es wäre so die Manier darin, antwortete Ihro fürstliche Gnaden: „So ist es aber bey mir nicht Manier, meiner armen Unterthanen Schweiß und Blut den Wälschen hinein zu schicken, um meine Söhne Pracht und Hoffart dafür zu lehren."

Von Eitelwolf von Stein wird Folgendes erzählt: Ein Brandenburgischer von Adel redete ihm vor vielen Leuten etwas hart zu, indem er sagte: „Ihr seyd noch nicht des Alters und der Erfahrenheit, daß euch dieses gedenken könnte;" dem antwortet er: „Mein lieber Alter, euch gedenkt nur dessen, was inner vierzig Jahren und ein wenig drüber geschehen, ich gedenke und weiß auch das, so von heut an vor zwey und drey tausend Jahren vorgegangen."

Als in der letzten Zerrüttung Deutschlands von diesem und jenem ausländischen Potentaten gesagt ward, daß ohne dessen Hülfe Deutschland nicht wieder wür-

de zurecht gebracht werden, sagte Petrus Brederodius, stadischer Gesandter: „Gleichwie die Naturalisten sagen, daß einheimische Krankheiten durch einheimische Mittel und Simplicia viel besser curirt werden, als durch fremde, weit hergehohlte Arzneyen, also könne den Deutschen nicht besser als durch Deutsche geholfen werden."

Sebastian Frank von der Wörd sagte von den Einsiedlern und vom Klosterleben: „Man laufe nicht mit den Füßen aus der Welt, sondern mit dem Gemüth."

Von den Büchern sagte er: „Ihr einiger rechter Gebrauch sey, daß wir ein Zeugniß unseres Herzens darin suchen."

Item: „In Historien finde man alle Lehr' lebendig, in Lehren und Gesetzen alle Historien todt."

Gott definirt er also, daß er sey ein unaussprechlicher Seufzer, im Grund der Seele gelegen.

Dr. Martin Luther sagte: „Gleichwie man nicht wehren könne, daß einem die Vögel nicht über den Kopf herfliegen, aber wohl das, daß sie einem nicht auf dem Kopf nisten: also auch könne man bösen einkommenden Gedanken nicht wehren, allein das könne man ihnen wehren, daß sie nicht in uns einwurzeln, und böse Thaten herfürbringen."

Als er einst in einen fürstlichen Lustgarten ging, sprach er: „Paradieses genug, wenn nur die Sünde nicht wäre."

Heinrich, Burggraf zu Meißen, sagte auf seinem Todbette: „Wer wohl gestorben ist, hat wohl gelebt. Gott geht auf den Grund, da hülft kein Gesell dem andern; er allein muß helfen."

Ein Nürnberger Künstler, wann etwa Träume und deren Auslegungen erzählt wurden, pflegte zu sagen. „Es ist keine gewissere noch herrlichere Traumdeutung, als die Unsterblichkeit menschlicher Seelen."

Der König schaut trostlos vom hohen Balkon
Die ausgestorbnen Gassen —
In Grabes-Still' und Verwesungsduft,
Das welke Land eine weite Gruft,
Und kann die Schickung nicht fassen.
Und leis' in's heimlichste Gemach
Tönt es wie Röcheln des Todes ihm nach,
Den gold'nen Scheitel bleicht ihm die Noth.
Doch faßt er sich wieder: er traut ja Gott,
Der kann nicht die Seinen verlassen!
Da zischeln im Volke die Bösen:
„Laßt der Pflichten Bande uns lösen,
Die uns an das Gott verwerf'ne Geschlecht
Eng ketten, daß volles Verderben
Mit seiner Straf' uns nicht werden möcht',
Noch die Enkel die Drangsale erben!"

Und ihr mitternächtiges Pochen schreckt
Ihn empor vom spärlichen Schlummer,
Und er sah's. Da brach ihm der Kummer
Das liebende Herz.
Das Grab war der Lohn
Von Uffo auf Erden.
Sein Märterer-Loos
Kann deines auch werden.

Wer weiß, ob vielleicht nicht jetzt schon im Kreis'
Der trotzigen Vasallen
Verrätherſprüche wallen?
Was ein neidiſcher Feind zu bereiten weiß?
„Doch liebet mein Volk mich feſt und heiß!
Ein ſicherer Wall ihre Bruſt mir iſt
Vor Feindes-Gewalt und Verräther-Liſt:
Drum machen mir jene nicht bangen!"

Das Volk? — das trauert und weint ſo lang,
Vom Chore klinget der Todtenſang.
Kaum ha'n ſie den Flor von der Kanzel gethan,
Und ha'n die Altäre den Feyertag an,
So jubelt's ausgelaſſen froh.
Den Zithern und Pfeifen gleicht es ſo;
Die ſpielen ein Faſchings-, ein Oſter-Lied
In einem Athem und Eifer mit,
Und nichts bleibt haften. Ein Wetterhahn
Iſt's. Hängt einer ſein Gewebe d'ran —
Gib Acht! — es weht der leiſeſte Wind,
Er dreht ſich knarrend auf ſeinem Bein,
Und reißt das thöricht Geſpinnſte ein.

Ja, ſchau nur finſter und finſt'rer d'rein,
Und wäge den Apfel der Macht in der Hand —

Gar selten ist er Hesperiden-Frucht;
Und ging's dir wie Uffo, die Riesenwucht
Des goldenen Reifs wär' zu theuer kauft.
„Und ging's mir wie Uffo, mir schnitte der Schmerz
Tief ein im Busen voll Liebe;
Doch kenn' ich den Preis, der drüben mir winkt,
Den Trost, der in Flammen mir bliebe:
Des Gewissens Trost, du hast es gewollt!
Nach dem Besten gerungen, fest, wie du gesollt!

Und es herrscht ein Vater vom Himmelsthron,
Der lenkt unser irdisches Treiben,
Das Bessere, würd' es nimmer durch mich,
Es kann doch nie unterbleiben!
Und nur mit der Zeit reift gülden die Frucht;
Erläge, wie Tausend', auch ich der Wucht
Der Mühe — Er wird es erfüllen!
Den Wunsch, den er selbst in die Seele mir schrieb,
Nach der Palme von Eden mir stillen!"

Und der Pfaff vom flimmernden Hochaltar
Sprach dazu den heiligen Segen.
Pant hob sich vom Thron. Lang schlang sich der Zug
Zurück auf beteppichten Wegen.
Und viel Großes und Gut's geschah durch Pant:
Sein Volk ward glücklich, blühend sein Land,

Daß deß sich die Enkel noch freuten.
Und als man ihn einst entschlafen fand,
Lebt er lang in gutem Gedenken
In jeglichem Herz. Wie ihm, möge Gott
Einen seligen Tod,
Eine fröhliche Urständ uns schenken!

Kenner.

Kluge und scharfsinnige Sprüche der Deutschen.

Aus Zinckgräfs deutschen Apophtegmen.

Als die Deutschen und Franken, der Wahlen oder Gallier, unter denen sie kriegten, ihre kurze Röcklein und Mäntelein zu tragen anfingen, und Kaiser Carl der Große dieses sahe, sagte er im Zorn zu ihnen: Sehet dann meine Deutschen und freye Franken, das bedeutet nichts Gutes, daß ihr derjenigen Kleidung an euch nehmet, die ihr doch überwunden habt; ihr nehmet ihnen ihre Kleidung, so werden sie euch euer Herz nehmen. Was sollten diese wälischen Lumpen, die kaum den halben Leib bedecken, und weder für Hitz noch Kälte gut sind?

„ste des armseligen Rudolphs (vilissimi Rudolphi) „zugesetzt hat: er hat mir wohl schöne Worte gege„ben, aber jetzt läßt er mich Hunger und Kummer „leiden." — „So?" schrie die Müllerinn nur noch hi„ziger — „ihr seyd auch einer von dem abscheulichen „Rudolph, der mit seinen Leuten alles verheert und „verzehrt? Jetzt geschieht's euch recht, wenn's euch „noch so übel geht." — „Ihr dauert mich, alte Mut„ter," versetzte Rudolph; „aber sagt mir, was hat „er euch denn Leid's gethan?" Nun erst war dem Schimpfen und Toben des Weibes Thür und Thor geöffnet. Mit unermüdlicher Redseligkeit erzählte sie nun, wie sie und alle Müller in der Stadt durch ihn verarmt wären; seit dem sey kein Glück noch Segen mehr; Niemand könne mehr zu einem Vermögen kommen, wie sonst; „und Er, Herr!" — hieß es zuletzt — „kann sich jetzt nur fortpacken, weil er uns hier doch „nur in unserer Arbeit stört." Der deutsche König, der in keiner seiner Schlachten je einem Feinde gewichen war, hielt es jetzt gerade nicht für nöthig, sogleich einem Zorn sprühenden Weibe zu weichen; er blieb ganz ruhig am Feuer stehen. Aber dem Weibe stieg nun die Galle: sie nahm einen Topf mit Wasser, und goß ihn so ungestümm über die Kohlen her, daß es nach allen Seiten aufspritzte, und den Wamms des vermeintlichen alten Soldaten abscheulich zurich-

tete. Jetzt erst entschloß sich Held Rudolph geschwinder als geschwind in seinen Gasthof zu flüchten. Mittags, als er zur Tafel saß, und unter andern Speisen ein Schweinskopf aufgetragen ward, befahl er, diese Schüssel, mit einem Viertel Rhingauer, der Müllerinn zu bringen und ihr dabey zu sagen: „Der „alte Soldat laß' ihr danken für die Wärme, die ihm „diesen Morgen ihre Kohlen gegeben hätten." Gerade noch war Rudolph beschäftigt, seinen Tischgenossen, unter allgemeinem Lachen, die seltsame Geschichte dieses Morgens zu erzählen, als das Müllerweib, wie eine arme Sünderinn, angezogen kam, und auf den Knien Verzeihung flehte. „Ich will euch verzeihen," sagte Rudolph, „aber zur Strafe sollt ihr mich jetzt „hier öffentlich noch einmahl gerade so ausschimpfen, „wie ihr's diesen Morgen, ohne mich zu kennen, ge„macht habt." Der Müllerinn war das keine Strafe: sie fing sogleich an, von neuem und noch viel schrecklicher, als des Morgens, zu schimpfen, bis das laute Lachen der Tischgesellschaft sogar ihr Schimpfen unhörbar machte.

In der Reichsstadt Straßburg war ein Kaufmann vom speculativsten Kopfe, der alle seine Unternehmungen nach Gründen auf's schlaueste abwog und be-

rechnete, und doch in vielen seiner Unternehmungen unglücklich war. Der König, welcher glaubte, der Hauptfehler des Kaufmanns sey die allzu große Vorsicht, und daß er nur immer allzu methodisch zu Werke ging, wollte einmahl den Versuch machen, ob er nicht besser führe, wenn er sich bisweilen mehr dem Glück überließ: er schlug ihm daher vor, ob er ihn nicht in seiner Handlung als Gesellschafter aufnehmen und zuweilen auch seinem Rathe folgen wollte? Der Kaufmann freute sich, wie sich's wohl denken läßt, gar höchlich der Ehre, den deutschen König zu seinem Associé zu haben; jeder von beyden schoß hundert Mark zusammen, und nun trat der König zuerst mit folgender Speculation hervor: der Kaufmann sollt' in Straßburg Häringe aufkaufen und sie nach Kölln führen; dagegen sollt' er in Kölln Wein aufkaufen, und ihn nach Straßburg bringen. Dieß schien dem Kaufmann nun freylich verkehrte Welt gespielt; aber was war zu machen — sein Associé war deutscher König. Mit Schrecken kaufte er in Straßburg Häringe auf, die damahls in solcher Menge dort waren, daß man sie fast für nichts haben konnte. Wie er nach Kölln kam, so kam zugleich auch vom Meere her die Nachricht, daß die auf den Häringsfang ausgelaufenen Schiffe verunglückt wären: er verkaufte daher seine Ladung mit großem Gewinn. Hierdurch schon muthiger, kaufte

er nun, nach des Königs Rath, in Kölln einen beträchtlichen Vorrath von Weinen. Wie er damit nach Straßburg kam; wer drückt sein freudiges Erstaunen aus, da er vernahm, daß mittlerweile die Reben von plötzlicher Kälte so gelitten hätten, daß er seine Weine um zwey Dritttheile höher, als der Einkauf war, verkaufen konnte! König Rudolph gab ihm daher zum Schlusse ihrer Gesellschaft, die sich mit dieser ersten wohlgerathenen Speculation endigte, die Lehre: „ein „Handelsmann, welcher Capital hat und etwas „gewinnen will, muß auch das Herz haben, et„was zu verlieren, und nicht immer zagen, „sondern auch wagen."

Mit jener Hand, die zu vierzehn Siegen den Befehlsstab geführt hatte, flickte Rudolph vor seinen Kriegsleuten die Ärmel seines Wammses (Wambasii), die zerrissen waren, mit neuen Flecken (novis peciis), um dadurch seine Krieger zu Befolgung gleicher Sparsamkeit zu vermögen.

Als er dem gewaltigen Heere des Herzogs von Burgund gegenüber stand, in einer Lage, wo ihm alle Zufuhr abgeschnitten war, riß Mangel im Lager

de zurecht gebracht werden, sagte Petrus Brederodius, stadischer Gesandter: „Gleichwie die Naturalisten sagen, daß einheimische Krankheiten durch einheimische Mittel und Simplicia viel besser curirt werden, als durch fremde, weit hergeholte Arzneyen, also könne den Deutschen nicht besser als durch Deutsche geholfen werden."

Sebastian Frank von der Wörd sagte von den Einsiedlern und vom Klosterleben: „Man laufe nicht mit den Füßen aus der Welt, sondern mit dem Gemüth."

Von den Büchern sagte er: „Ihr einiger rechter Gebrauch sey, daß wir ein Zeugniß unseres Herzens darin suchen."

Item: „In Historien finde man alle Lehr' lebendig, in Lehren und Gesetzen alle Historien todt."

Gott definirt er also, daß er sey ein unaussprechlicher Seufzer, im Grund der Seele gelegen.

Dr. Martin Luther sagte: „Gleichwie man nicht wehren könne, daß einem die Vögel nicht über den Kopf herfliegen, aber wohl das, daß sie einem nicht auf dem Kopf nisten: also auch könne man bösen einkommenden Gedanken nicht wehren, allein das könne man ihnen wehren, daß sie nicht in uns einwurzeln, und böse Thaten herfürbringen."

Als er einst in einen fürstlichen Lustgarten ging, sprach er: „Paradieses genug, wenn nur die Sünde nicht wäre."

Heinrich, Burggraf zu Meißen, sagte auf seinem Todbette: „Wer wohl gestorben ist, hat wohl gelebt. Gott geht auf den Grund, da hülft kein Gesell dem andern; er allein muß helfen."

Ein Nürnberger Künstler, wann etwa Träume und deren Auslegungen erzählt wurden, pflegte zu sagen. „Es ist keine gewissere noch herrlichere Traumdeutung, als die Unsterblichkeit menschlicher Seelen."

Mahnung.

Ich habe mich zurecht gefunden
Nach langem Streit;
Mich hat mit ihrem Kranz umwunden
Zufriedenheit.

Wie himmlisch schläft vor meinen Blicken
Die schöne Welt,
Begränzet durch der Berge Rücken,
Die Luna hellt.

Dem schwarzen Dome kühn entsprossen,
Ragt Stephans Thurm.
Der Greise trotzt noch unverdrossen
Der Zeiten Sturm.

Der sah viel sterbliche Geschlechter
Um sich vergeh'n,
Und denkt noch lang ein ernster Wächter
So da zu steh'n.

Er rufe zu dir, o frische Jugend
Der alten Mark:
Sey eingedenk der Väter Tugend,
Sey fromm und stark!

Mayrhofer.

Anekdoten

zur Charakteristik Kaiser Rudolphs von Habsburg.

Im Jahre 1288, als Rudolph von Habsburg sich in Mainz aufhielt, ward es einmahl bey Tagesanbruch plötzlich so kalt, daß der König selbst vor Frost starrte. Zum Glück sah er dem Hause, worin er wohnte, gegenüber, in einer Mühle einen ganzen Haufen glühender Kohlen. Geschwind zog er seinen Wamms an und huschte hinüber. Die Müllerinn, die in dem Manne im Wamms nichts weniger als den König vermuthete, fuhr ihn zänkisch an: „Wer ein rechter Soldat sey, „sollte sich schämen, sich bey einem armen Weibe ein„zudringen." Ganz bittend und demüthig antwortete hierauf der König: „Liebe Frau! wollet euch ja nicht „meiner Gegenwart kränken, ich bin leider Gottes! „ein alter Soldat, der alles, was er hatte, im Dien-

„ste des armseligen Rudolphs (vilissimi Rudolphi)
„zugesetzt hat: er hat mir wohl schöne Worte gege-
„ben, aber jetzt läßt er mich Hunger und Kummer
„leiden." — „So?" schrie die Müllerinn nur noch hi-
ziger — „ihr seyd auch einer von dem abscheulichen
„Rudolph, der mit seinen Leuten alles verheert und
„verzehrt? Jetzt geschieht's euch recht, wenn's euch
„noch so übel geht." — „Ihr dauert mich, alte Mut-
„ter," versetzte Rudolph; „aber sagt mir, was hat
„er euch denn Leid's gethan?" Nun erst war dem
Schimpfen und Toben des Weibes Thür und Thor geöff-
net. Mit unermüdlicher Redseligkeit erzählte sie nun,
wie sie und alle Müller in der Stadt durch ihn ver-
armt wären; seit dem sey kein Glück noch Segen mehr;
Niemand könne mehr zu einem Vermögen kommen,
wie sonst; „und Er, Herr!" — hieß es zuletzt —
„kann sich jetzt nur fortpacken, weil er uns hier doch
„nur in unserer Arbeit stört." Der deutsche König,
der in keiner seiner Schlachten je einem Feinde gewi-
chen war, hielt es jetzt gerade nicht für nöthig, so-
gleich einem Zorn sprühenden Weibe zu weichen; er
blieb ganz ruhig am Feuer stehen. Aber dem Weibe
stieg nun die Galle: sie nahm einen Topf mit Was-
ser, und goß ihn so ungestümm über die Kohlen her,
daß es nach allen Seiten aufspritzte, und den Wamms
des vermeintlichen alten Soldaten abscheulich zurich-

tete. Jetzt erst entschloß sich Held Rudolph geschwinder als geschwind in seinen Gasthof zu flüchten. Mittags, als er zur Tafel saß, und unter andern Speisen ein Schweinskopf aufgetragen ward, befahl er, diese Schüssel, mit einem Viertel Rhingauer, der Müllerinn zu bringen und ihr dabey zu sagen: „Der „alte Soldat laß' ihr danken für die Wärme, die ihm „diesen Morgen ihre Kohlen gegeben hätten." Gerade noch war Rudolph beschäftigt, seinen Tischgenossen, unter allgemeinem Lachen, die seltsame Geschichte dieses Morgens zu erzählen, als das Müllerweib, wie eine arme Sünderinn, angezogen kam, und auf den Knien Verzeihung flehte. „Ich will euch verzeihen," sagte Rudolph, „aber zur Strafe sollt ihr mich jetzt „hier öffentlich noch einmahl gerade so ausschimpfen, „wie ihr's diesen Morgen, ohne mich zu kennen, ge„macht habt." Der Müllerinn war das keine Strafe: sie fing sogleich an, von neuem und noch viel schrecklicher, als des Morgens, zu schimpfen, bis das laute Lachen der Tischgesellschaft sogar ihr Schimpfen unhörbar machte.

In der Reichsstadt Straßburg war ein Kaufmann vom speculativsten Kopfe, der alle seine Unternehmungen nach Gründen auf's schlaueste abwog und be-

rechnete, und doch in vielen seiner Unternehmungen unglücklich war. Der König, welcher glaubte, der Hauptfehler des Kaufmanns sey die allzu große Vorsicht, und daß er nur immer allzu methodisch zu Werke ging, wollte einmahl den Versuch machen, ob er nicht besser führe, wenn er sich bisweilen mehr dem Glück überließ: er schlug ihm daher vor, ob er ihn nicht in seiner Handlung als Gesellschafter aufnehmen und zuweilen auch seinem Rathe folgen wollte? Der Kaufmann freute sich, wie sich's wohl denken läßt, gar höchlich der Ehre, den deutschen König zu seinem Associé zu haben; jeder von beyden schoß hundert Mark zusammen, und nun trat der König zuerst mit folgender Speculation hervor: der Kaufmann sollt' in Straßburg Häringe aufkaufen und sie nach Kölln führen; dagegen sollt' er in Kölln Wein aufkaufen, und ihn nach Straßburg bringen. Dieß schien dem Kaufmann nun freylich verkehrte Welt gespielt; aber was war zu machen — sein Associé war deutscher König. Mit Schrecken kaufte er in Straßburg Häringe auf, die damahls in solcher Menge dort waren, daß man sie fast für nichts haben konnte. Wie er nach Kölln kam, so kam zugleich auch vom Meere her die Nachricht, daß die auf den Häringsfang ausgelaufenen Schiffe verunglückt wären: er verkaufte daher seine Ladung mit großem Gewinn. Hierdurch schon muthiger, kaufte

er nun, nach des Königs Rath, in Köln einen beträchtlichen Vorrath von Weinen. Wie er damit nach Straßburg kam; wer drückt sein freudiges Erstaunen aus, da er vernahm, daß mittlerweile die Reben von plötzlicher Kälte so gelitten hätten, daß er seine Weine um zwey Drittheile höher, als der Einkauf war, verkaufen konnte! König Rudolph gab ihm daher zum Schlusse ihrer Gesellschaft, die sich mit dieser ersten wohlgerathenen Speculation endigte, die Lehre: „ein „Handelsmann, welcher Capital hat und etwas „gewinnen will, muß auch das Herz haben, et„was zu verlieren, und nicht immer zagen, „sondern auch wagen."

Mit jener Hand, die zu vierzehn Siegen den Befehlsstab geführt hatte, flickte Rudolph vor seinen Kriegsleuten die Ärmel seines Wammses (Wambasii), die zerrissen waren, mit neuen Flecken (novis peciis), um dadurch seine Krieger zu Befolgung gleicher Sparsamkeit zu vermögen.

Als er dem gewaltigen Heere des Herzogs von Burgund gegenüber stand, in einer Lage, wo ihm alle Zufuhr abgeschnitten war, riß Mangel im Lager

ein. Rudolph, der auf dem Felde Rüben gewahr ward, war der Erste, der darauf herfiel und sich mit vielem Appetit davon sättigte. Der gemeine Krieger, der sich schämte, leckerer zu seyn, als sein König, folgte unverzüglich diesem Beyspiele, und sogleich war dem Mangel gesteuert.

Die Frugalität, die Rudolph selbst übte, sah er auch gern an Andern.

Er hatte einen Feldherrn, den Markgrafen Heinrich von Hochberg, der durch die hohe Ökonomie, die an seinem Tische herrschte, bekannt war. Rudolph frug ihn daher, was er gewöhnlich esse? „Ich und meine Leute zusammen," antwortete der Markgraf, „essen „Gemüse und Fleisch, und alsdann ich und meine Frau „besonders noch einen Kapaunen, und wer mehr ha„ben will, mag sehen, wo er's bekommt." Rudolph belobte ihn über diese Art, ohne große Kosten satt zu werden.

Unbegränzt war Rudolphs Dankbarkeit gegen die Krieger, die sich in seinen Schlachten durch vorzügliche Tapferkeit ausgezeichnet hatten. Ein solcher war Heinrich Schorlin. In der Schlacht wider Ottokarn

war er der Erste, der mit seinem unbändigen Streitrosse verhängten Zügels sich in die dichtesten Scharen der Böhmen hineinstürzte. Sogleich schrie Rudolph über sein Heer hin: „Wollen wir einen solchen Kriegs„mann im Stich lassen? Auf, mir nach! es ist hohe „Zeit ihn zu retten."

Rudolph war 73 Jahre alt; aber auch in seinem höchsten Alter verließ ihn die heitere Laune nicht, die man sein ganzes Leben hindurch und in allen Vorfällen an ihm bemerkt hatte. Wie die Ärzte ihm ankündigten, daß er nicht mehr über einige Tage leben würde, erschrack er darüber so wenig, daß er scherzend sagte: „Wohlan! so will ich dann selbst nach „Speyer in mein Begräbniß reisen." — Allein Rudolph kam nicht mehr nach Speyer; er starb auf dem Wege dahin (15. Jul. 1291) zu Germersheim, von allen edlern Deutschen betrauert, mit dem unvergänglichen Ruhme eines Helden und Patrioten.

D. Ernst Ludw. Posselt.
(Kleine Schriften.)

Einiges
aus der Geschichte Kaiser Otto's III.
und seiner Zeit.

Auf dem Reichstage zu Verona, wo Kaiser Otto II. den Griechen und ihren Verbündeten, den Sarazenen, fast durch ein Wunder entronnen, zuerst wieder in der Mitte seiner Fürsten erschien, die sehnlich verlangt hatten, den Geretteten zu sehen, wurde seinem unmündigen Sohne gleichen Nahmens die Reichsnachfolge zugesichert. Und als in den Weihnachtstagen desselben Jahres (983) der Erzbischof von Mainz, Willigis, und der Erzbischof Johann von Ravenna zu Aachen die Krönung des dreyjährigen königlichen Kindes vornahmen, wurde die festliche Freude durch die Trauerpost gestört, daß der Kaiser zu Rom gestorben sey. Im 28. Jahre seines Alters war Otto II., von Trübsinn und Kleinmuth im Innersten verzehrt, im gelobten italischen Lande dahingerafft worden.

Otto III. war wohl als Nachfolger anerkannt, und die Krone auf dem kindlichen Haupte hatte sein Recht geheiliget; aber daß er noch unmündig zur Herrschaft

gelangen sollte, das hatten die Fürsten nicht erwartet. Ein Kind, dem Nahmen nach Herr, und eine Regentschaft von Weibern, das mochte den Häuptern der deutschen Stämme ein unglückliches und schmähliches Loos scheinen. Des Kaisers Witwe war die Griechinn Theophania; noch lebte seine Mutter Adelheit, die Otto dem Großen die Krone Italiens zum Ritterdank zugebracht hatte, auch Otto's II. Schwester, Mathilde, Äbtissinn von Quedlinburg, welche dieser bey seinem Römerzuge als Reichsverweserinn aufgestellt hatte, mochte wohl an den Reichsgeschäften ihren Antheil nehmen.

Adelheit, die ohne Zweifel in dem Beynahmen Mutter der Reiche*), den man ihr beylegte, sich sehr wohl gefiel, und ihn auch geltend zu machen strebte, war schon mit ihrem Sohne dergestalt zerfallen, daß sie von ihm weg zu ihrem Bruder König Conrad nach Burgund sich begab, und erst nach einiger Zeit sich mit ihm wieder aussöhnte. Noch weniger konnte zwischen ihr und Theophanien ein gutes Vernehmen obwalten, denn es scheint, daß die Griechinn noch ärger und herrschsüchtiger, als sie war**).

Überhaupt war die Verbindung mit den Griechen

*) Mater regnorum, *Gerbert. Epist.*

**) Odilo in vita S. Adelheidis.

gar nicht nach dem Sinne der deutschen Nation. Eine freundliche Nachbarschaft für das neuerworbene italische Königreich, vielleicht ein Titel auf den griechischen Antheil des schönen Landes, der bey günstiger Gelegenheit wohl geltend gemacht werden könnte, mochte Otto I. im Sinne liegen, als er für seinen Sohn um Theophanien, Kaiser Romanus des Jüngeren Tochter, werben ließ. Wenn es aber zugleich vielleicht Eitelkeit war, die dem neuen Kaiser des abendländisch-römischen Reiches eine Verbindung mit dem oströmischen Kaiserhause reitzend machte, so fand sie bey dem deutschen Volke wenig Dank, bey jenen entarteten, lächerlich stolzen Römern schnöden Empfang. Der Gesandtschaftsbericht des Bischofs Luitprand, dem das Geschäft der Werbung von dem Kaiser war anvertraut worden, liefert die stärksten Belege, wie beyde Nationen von einander dachten. Es kostete ein geduldiges Erwarten, bis Nicephorus Phokas, Theophania's Stiefvater, ein Kriegsmann, um seiner Tapferkeit willen erhoben, die Gesandschaft nur vor sich ließ, und dann ließ er den guten Bischof gleich die Kränkung erfahren, daß er seinen Herrn durchaus nicht Kaiser, sondern nur immer König nannte *). Auch des deutschen Kriegsruhmes spottete er. „Deines Herrn

*) Non imperatorem βασιλεα sed ρηγα, i. e. regem.

„Kriegsleute, ließ er sich lächelnd vernehmen, hindert „in allem, nebst der schweren Rüstung, ihre Dickleibig„keit*): ihr Gott ist ja der Bauch, ihr Muth ist Rausch, „ihre Tapferkeit Trunkenheit, Fasten löst all ihre Zucht, „nüchtern sind sie nur feige. Römer seyd ihr auch gar „nicht, setzte er bey, ihr seyd Longobarden." Von dem Beherrscher jenes Volkes, bey dem Ausländer, Venetianer und Amalfitaner den besten Theil des Heeres ausmachten, mochte Kaiser Otto's Abgesandter solche Schmähung nicht ertragen; er antwortete nachdrücklich genug: „Ja Römer," sagte er, „so heißen ja die Leute, die Romulus aus der schlechtesten, verworfensten Menschenclasse in ein Volk vereiniget hat. Aus diesem edlen Stamm sind diejenigen entsprossen, welche ihr Weltbeherrscher **) nennet, welche wir Longobarden, Sachsen u. d. gl. so sehr verachten, daß wir unsere Feinde, aufgebracht, nicht ärger zu beschimpfen wissen, als indem wir sie Römer heißen, weil wir in dem einzigen Nahmen alles, was unedel, feige, habsüchtig, wollüstig, lügenhaft, überhaupt was schlecht heißt, begreifen." Mag sich der Abgesandte dem Kaiser in's Angesicht vielleicht nicht ganz so derb geäußert haben, als er die Stelle niederschrieb: sie spricht seine

*) Gastrimargia, ventris ingluvies.

**) Cosmocratores.

und seiner Landsleute Meinung unverhohlen aus. Über Tafel wurde des Bischofs fromme Einfalt vor Ärger witzig. Als Phokas ironisch die Frage aufwarf, was denn die Deutschen für Kirchenversammlungen gehabt hätten; er wisse sich keiner sächsischen zu erinnern, die Sachsen hätten einen noch ganz rohen Glauben: erwiederte Luitprand: „An dem Gliede, das krankhaft ist, muß man brennen. Von euch sind alle Ketzereyen ausgegangen, bey euch sind sie groß gewachsen. Wohl ist bey den Sachsen der christliche Glaube noch roh, er ist da noch nicht alt geworden, solchem Glauben folgen die Werke. Hier ist er nicht mehr roh, sondern alt, die Werke gehen nicht gleichen Schritt mit ihm."

Luitprand weiß sich nicht genug über die vielfachen Verdrießlichkeiten und Quälereyen zu beklagen, die man ihn, immer hinhaltend, ausstehen ließ, bis er unverrichteter Sache abziehen konnte. Man wußte es ihm mit höfischer Wichtigkeit zu verstehen zu geben, was es für eine unerhörte Sache sey, daß eines in Purpur Gebornen in Purpur geborne Tochter *) einem Ausländer zu Theil werde, indeß er den Abgesandten des russischen Großfürsten Wladimir, dem ihre Schwester Anna zu Theil wurde, den Barbaren, hochgeehrt an der Kaisertafel sitzen sah. Aber freylich war

*) Porphyrogeniti Porphyrogenita.

er ein Nachbar, vor dem man Achtung haben mußte. Ein Schreiben des von den Griechen nicht anerkannten Papstes für Otto sprechend, worin diesem der römische Kaisertitel beygelegt war, gab Anlaß zur entscheidenden Äußerung der Abneigung des konstantinopolitanischen Hofes; mit einem Briefe mit Goldschrift und Siegel an Otto, und einem dergleichen mit Silber an den Papst wurde der Abgesandte entlassen, nachdem man ihm vor der Abreise noch die Purpurkleider, die er gekauft hatte, als eine verbothene Waare abgenommen hatte, weil es unziemlich sey, daß Wälsche, Sachsen, Franken u. d. gl. mit solchen Kleidern geschmückt einhergehen *).

Nicht lange darnach schickte Phokas selbst zum Scheine eine Gesandtschaft, gleichsam dem frühern Antroge Otto's entgegenkommend. Als die deutschen Fürsten mit anständig kriegerischem Gefolge die Braut zu empfangen sich einfanden, fielen die Griechen aus einem Hinterhalte über sie her, plünderten ihr Lager, und führten die Gefangenen nach Konstantinopolis. Der erzürnte Otto rächte sich an dem treulosen Volke durch eine Niederlage in Calabrien. Jetzt wurde Phokas ermordet, der neue Kaiser Johann Zimisces sandte Theophanien ihrem Brautwerber zu **).

*) Luitprandi legatio.
**) Wittichind.

Es ist begreiflich, wie diese gegen ihre neuen Landsleute und gegen ihren Gemahl selbst gesinnt seyn mochte. Nach der unglücklichen Niederlage, welche Otto II. von den Griechen oder ihren ungläubigen Verbündeten in Calabrien erlitten, war ganz Deutschland bestürzt und niedergeschlagen; die Kaiserinn allein äußerte ihre Freude darüber, daß der römische Kaiser, ihr Gemahl, von einem Heere ihrer Nation war besiegt worden *).

Von dem an waren die Großen des deutschen Reiches der Griechinn abgeneigt; ungern mochten sie jetzt in ihr, die für das deutsche Volk kein Gemüth hatte, für die langen Jahre der Unmündigkeit ihres Sohnes eine Reichsverweserinn sehen; Frauenzwist, vielleicht Einfluß geistlicher Günstlinge, den die Kaiserinn einzuräumen geneigt schien, in deutschen Landen walten lassen.

Diese gefährliche Stimmung war gewiß in Vielen; Einer fand sich auch sogleich, der sie erkannte, und für seine Absichten zu benützen wußte. Es war Heinrich, vormahls Herzog von Baiern, der unter Otto II. von dem Böhmen-Herzog Bolislaw unterstützt eine Empörung erregt hatte, nach kurzem Glücke aber dem Kaiser in die Hände gefallen, auf einem Fürstentage seines Herzogthumes entsetzt und seit 977

*) Annalista Saxo.

dem Bischof Poppo von Utrecht zur Verwahrung anvertraut war. Er, der Geächtete, glaubte unter diesen Zeitumständen als nächster männlicher Verwandter des sächsischen Hauses ein Recht auf die Vormundschaft über den unmündigen Thronerben geltend machen zu können, das ihm auch wohl des Reiches Macht in die Hände spielen dürfte. Bald war sein Hüther gewonnen, er war frey; bald auch und nur zu leicht der Mann, dem der kaiserliche Vater den jungen Otto anvertrauet hatte, der Erzbischof Warin von Kölln, der leichtgläubig oder treulos das theure Pfand dem Herzog auslieferte.

So günstiges Glück machte dem Ehrgeitzigen Muth. Theophania war nach Pavia entwichen, wo auch die Kaiserinn Adelheid sich aufhielt. Am Palmsonntage unterhandelte er mit den sächsischen Großen zu Magdeburg; am darauf folgenden Osterfeste fand sich bereits eine noch größere Anzahl deutscher Fürsten zu Quedlinburg bey ihm ein; es kamen seine alten Freunde, Bolislaw der Böhmen, Miseko der Pohlen Herzog, und Mistui Fürst der Obotriten; und laut gepriesen von den Seinen, die über eitles Hoffen auf den Gewaltigen, des Eides leicht vergaßen, der sie einem Kinde verpflichten sollte, wurde er als König der Deutschen begrüßt *).

*) Dietmar Merseb. Chron.

Dennoch fehlte es auch nicht an deutschen Männern, die gewissenhafter dachten. Manche vernahmen Heinrichs Bewerbung mit Unwillen, traten insgeheim zusammen, dem ungerechten Beginnen zu steuern, und hatten ihre Kundschafter in Quedlinburg, als seine Partey ihn zum Könige erhob. Andere machten sich da erst, im Gewissen beunruhigt, von ihm los, und gingen auf die Seite der Treuen über, deren Sammelplatz in der Stadt Hesseburg war. So standen auch die deutschen Stämme der Franken und Schwaben auf ihres Königssohnes Seite, und Heinrich schien um die kühn und rasch an sich gerissene Krone noch einen harten Kampf bestehen zu müssen.

Sehr bald nahm auch Frankreich in die Angelegenheiten des deutschen Reiches thätigen, obgleich zweydeutigen Einfluß. Dort führte noch der entkräftete Carolingerstamm, König Lothar und sein Sohn Ludwig, den man nachher den Thatlosen (Faulen)*) nannte, den königlichen Nahmen, die Macht war meistens in den Händen Hugo Capets, der als Herzog von Frankreich, Graf von Paris und Orleans, die ganze Gewalt eines Major Domus ausübte, und dem in der Folge auch gleiches Glück zu Theil ward. Jetzt waren die deutschen Unruhen kaum ausgebrochen, als die Fran-

*) Qui nihil fecit, faineant.

zosen Verdun einnahmen, wobey der kaiserliche Graf Gottfried in ihre Gefangenschaft fiel. Man nannte es wohl nur Gewahrsam wider das Umsichgreifen der Empörung, indeß man unter dem löblichen Scheine nur Zeit und Umstände zur eigenen Vergrößerung abwartete.

Dennoch waren zwey Männer unter dieser Nation, die sich des verrathenen königlichen Kindes, seinem Hause von früherer Zeit her dankbar ergeben, mit dem edelsten Eifer annahmen, der nicht ohne günstige Wirkung blieb. Es war der Abt Gerbert und sein würdiger Freund, der Erzbischof Adalbero von Rheims. Gerbert war, seines früh erlangten wissenschaftlichen Ruhmes wegen von dem mächtigen Herzog Hugo Capet gewählt, Lehrer seines Sohnes Robert gewesen; jetzt, selbst ein unglücklicher Flüchtling aus Italien, wo ihn seine und Otto's II. Feinde aus der Abtey von St. Columban vertrieben, die ihm schon Kaiser Otto I., als ein Zeichen seiner Huld und Verehrung, verliehen hatte, sprach und arbeitete er für die Rechte seines unmündigen Sohnes, zu dessen Erzieher er gleichfalls von dem großdenkenden Vater bestimmt gewesen war. Er hatte in Pavia die Kaiserinn gesprochen; er, und Adalbero, seiner Person und seiner Würde nach allgemein geachtet, wirkten auf die öffentliche Meinung ihrer Nation; ihr Einfluß, scheint es, bestimmte

selbst den Hof zu jener Mäßigung, die den Anschein von würdiger Theilnahme an des jungen Königs Unglück, und von Aufrechthaltung seines Rechtes zur Krone so sehr behauptete, daß Gerbert selbst die Kaiserinn Mutter mit der geneigten Stimmung seiner Könige, und ihrem aufrichtig gemeinten Schutze beruhigen zu dürfen glaubte.

Adalbero handelte mit Nachdruck, selbst mit Macht. Er erhielt Otto III. Lothringen, er nahm sogar Geißeln von den Großen dieses Landes. Er, einem fremden Lande angehörig, mahnte Deutschlands priesterliche Fürsten an Klugheit und Pflicht. So schrieb er, oder in seinem Nahmen Gerbert, an den wohlgesinnten Willigis, Erzbischof von Mainz, ihn warnend, dem Feinde nicht zu trauen; nachdrücklicher an Eckbert von Trier, dessen Gesinnung bedenklich schien. „Daß euer Reich durch die Schläfrigkeit einiger Männer dem Falle nahe kommt, vernehmen wir mit Entsetzen und Erröthen. Gilt ein erwählter König so wenig, daß ihr über den Sohn eures Herrn einen andern setzen wollt? Oder wollt ihr ihm etwa, weil er ein Grieche ist, wie ihr sagt, nach griechischem Herkommen einen Mitregenten an die Seite setzen? Wo bleibt da die heilige Treue? Sind alle Wohlthaten der Ottone bey euch vergessen*)?" Aber Deutschland

*) Gerberti Epp.

ließ auch seinen rechtmäßigen König nicht fallen. Ehe der drohende innere Krieg zum Ausbruch kam, suchte Herzog Heinrich selbst, seine gefahrvolle Lage wohl einsehend, Vermittlung, und legte die geraubte Krone ab, um sein Haupt sicher zu stellen. Zufrieden, in sein verwirktes Herzogthum wieder eingesetzt zu werden, lieferte er den Knaben Otto seiner kaiserlichen Mutter aus, die mit Adelheid nach Deutschland zurückgekehrt, von nun an seine und des deutschen Reiches Vormundschaft übernahm *). Sogleich räumte Frankreich Verdun, nach hergestellter Einheit der deutschen Macht, den rühmlichen Schein rettend; man mochte sich wohl erinnern, wie Otto II. den Reichsadler auf dem Achner-Pallaste, den die einfallenden Franzosen siegprangend Frankreich zugewendet, kürzlich mit Macht zurecht gekehrt, und selbst in Paris Besuch gemacht hatte. Aber dem Erzbischof und selbst Gerberten wurde ihr Verdienst um Otto nicht gut angeschrieben, obgleich der mit Otto II. geschlossene Friedens- und Freundschafts-Tractat öffentlich erneuert wurde.

Der Knabe Otto war nun seiner Mutter anvertraut, die dem Volke der Deutschen seinen König erziehen sollte. Aber da war des Großen und Guten, wie es diesem Volk und seinen eingebornen Fürsten

*) Dietmar.

gemäß wäre, nicht viel zu hoffen. Ihres Hauses Beyspiel hatte Theophanien kein Bild einer edlen Herrschaft gegeben. Ihr Vater Kaiser Romanus der Jüngere, ein Mann von Heroenschönheit, brachte sein Leben im Circus, an der Tafel, beym Ballspiel, und auf der Bärenjagd zu, bis er von seiner Gemahlinn, einem leidenschaftlichen Weibe von niedriger Herkunft, die man im Verdacht hatte, auch seinen Vater aus dem Wege geräumt zu haben, vergiftet wurde, worauf sie den tapfern, häßlichen Nicephorus Phokas, der schon unter dem schwachen Romanus des Reiches Schutz wider die Sarazenen gewesen, zu sich auf den Thron erhob. Otto II. war nicht ohne edlen Sinn und königliche Gaben; der Fürst, dessen sokratischer Gespräche sich Gerbert mit Rührung erinnert *), kann kein gemeiner Mensch gewesen seyn; aber Theophania hatte ihn nie geliebt. Und wenn derselbe Gerbert ihrer mit dankbarer Anhänglichkeit erwähnt, so ist es anderer Seits nicht unbekannt, daß jener Philagathos, nachher Erzbischof Johann von Plazenz genannt, der reiche, gelehrte, gleisnerische Grieche, noch bey ihres Gemahls Leben so sehr ihr Liebling war, daß davon auf ihren Ruf sogar einiger Schatten fiel **). Gerbert

*) Gerb. ep. ad Willegis.

**) Baron. Annal. Eccl. Sigon. de regno Ital.

wurde wohl bald um dieſe Zeit, wie es einer ſeiner Briefe angibt, von ihr nach Sachſen eingeladen; ſein Aufenthalt daſelbſt aber konnte, den Umſtänden nach, nicht von Dauer, und bey dem Kindesalter Otto's auch nicht von Einfluß ſeyn.

Im Glanz von ihres Sohnes, oder vielmehr ihrer eigenen, nun wieder erlangten Machtvollkommenheit ſcheint ſich Theophania vergnügt gefühlt zu haben. Zu Quedlinburg wurde das erſte Oſterfeſt, ein Jahr, nachdem ſich Heinrich dort zum König ausrufen laſſen, mit einem Gepränge gefeyert, das, wenn auch mit löblicher Klugheit darauf angelegt, dem deutſchen, und insbeſondere ſächſiſchen Volke, auf das verführeriſche Schauſpiel, das ihm vor einem Jahre war gegeben worden, die Krone auf ſeines Königs zarter Stirne geſichert darzuſtellen, dabey gewiß nicht minder geeignet war, der Eitelkeit der Mutter zu ſchmeicheln, die im Purpur geboren, Hofdienſt und Prunkaufzüge, das Nachſpiel altrömiſcher Kaiſerpracht, von Kindheit auf geſehen hatte. Es erſchienen an Otto's Hofhalt die Herzoge, Conrad von Schwaben als Kämmerer, Hecilo von Kärnthen als Mundſchenk, Bernhard von Sachſen als Stallmeiſter, Heinrich von Baiern ſelbſt, ein Jahr zuvor hier in königlichen Ehren, nun als Truchſeß Dienſt leiſtend. Auch der Pohlen und Böhmen Herzoge Miſeko und Bolislaw fan-

den sich ein, ihre wandelbare Treue dem König angelobend, mit reichen Ehrengeschenken, wobey die Chroniken als einer merkwürdigen Seltsamkeit besonders des Kamehls erwähnen, welches der Pohle zugleich mit den Gaben, die es trug, dem jungen Otto zum Geschenke machte. Gegenseitig würdig und glänzend begabt ging die Fürstenversammlung nach den Festtagen aus einander *). Otto's erstes königliches Erscheinen, dem schon als Knaben solche Huldigung ward, mochte als fröhliche Vorbedeutung für die Zeit gelten, wo er mit männlich erstarkter Hand des deutschen Reiches Zepter fassen würde.

Wenn Theophania selbst vielleicht aus mütterlicher Liebe und weiblicher Schwachheit, vielleicht auch um ihres Einflusses auf ihren Sohn sich zu versichern, ihn zu verzärteln geneigt war, so macht ihr doch die Wahl seines ersten Lehrers Ehre, über die sich jeder wohldenkende deutsche Mann freuen, und der Hoffnung einer guten Zeit unter seinem königlichen Zögling Raum geben durfte. Dieser Lehrer war Bernward, der nachmahls Bischof von Hildesheim wurde, und zum Ruf der Heiligkeit gelangte, und um diese Zeit als Hofcaplan an den Hof gekommen war. Von einem edlen Geschlechte, aus Otto's Heimathlande Sachsen

*) Dietmar. Merseb.

abstammend, hatte er selbst für einen deutschen Mann jenes Zeitalters eine seltene Bildung empfangen, und war neben der Zucht der Schule auch unter ritterlichen Übungen, die damahls dem geistlichen Stande überhaupt nicht fremd waren, herangewachsen. Es ist rührend, seinen Lehrer, den Priester Tangmar, der seinen edlen Schüler überlebend sein Leben beschrieben hat, von Bernward's Knabenalter erzählen zu hören, wie er mit frommer Einfalt sein Werk anfing, und die wenig anziehenden Geistesübungen, die der Geist jener Zeit zur höheren Wissenschaft erforderte, mit der fröhlichen und nützlichen Vorbildung zum wirklichen Leben abwechseln ließ. „Da ich als Vorsteher der Schule" — erzählt er — „den Knaben in frommer Meinung zum Unterricht und zur Erziehung übernommen hatte, fing ich damit an, ihn bey der leichter nährenden Milch des göttlichen Wortes aufzuziehen. In kurzem entdeckte ich an ihm zehnmal mehr Fähigkeit, als an den andern Knaben seines Alters. Da haben wir denn bald manchen Tag mit einander ausreitend mit Studieren zugebracht, indem wir dabey entweder unsere Lesung vornahmen, so fleißig anhaltend, als ob wir in der Schule darüber säßen, oder unter Wegs im Versmaß uns versuchend, poetisches Spiel trieben, dann wieder in prosaischen Reden uns wechselsweise übten, bald einen Gegenstand gesprächs-

weise mit einander verhandelten, bald auch mit Syllogismen fechtend, einander zu schaffen machten. So sehr er aber in den höheren Wissenschaften brennenden Eifer zeigte," fährt der gute Priester fort, „so verlegte er sich doch auch gern auf die geringern, sogenannten mechanischen Künste. Im Schreiben hatte er eine gar vorzügliche Hand." — Damahls noch eine seltene, hochgeschätzte Kunst. — „Mahlen konnte er recht artig. Auch in Schnitzwerken und in der Kunst edle Steine zu fassen, war er geschickt, so verstand er sich auch auf Bauwerke, wie er sich denn in der Folge durch die Gebäude, die er führte, weit und breit im sächsischen Lande berühmt machte. Und dabey war er zu allen häuslichen und wirthschaftlichen Geschäften und Verrichtungen so flink und tüchtig, als ob er von Kindheit auf allein dabey wäre erzogen worden *)." Und denselben Bernward werden wir später am Tage der Gefahr für seinen Zögling und Kaiser rüstig die Lanze führen sehen.

Eine schwere Schule ging der Jüngling noch durch, ehe er sich an den Hof begab. Er war bereits Priester geworden, und sein Oheim, der Bischof Volkmar,

*) Vita B. Bernwardi Wohl dem, der noch heut zu Tage nach den Bedürfnissen unserer Zeit so für's Wissen und Leben gebildet würde! Non scolae, sed vitae discendum.

hatte ihn freundlich und ehrenvoll zu sich eingeladen; er aber zog es vor, nach dem Wunsche seines mütterlichen Großvaters, zu diesem, dem grämlichen, altersschwachen Pfalzgrafen Athelbero heimzukehren, und ihm die Last des Greisenlebens und Siechthums zu erleichtern. Kindlich hielt er Tag und Nacht bey ihm aus, besorgte sein Hauswesen, machte den Mittler zwischen ihm und den Seinigen, und nahm sich dafür bey dem alten Manne, dem er über alles lieb und werth wurde, mit Wärme ihrer an.

Jetzt, nachdem er auf diese Art Geduld, Klugheit, Mäßigung bis zum Tode des Pfalzgrafen geübt hatte, kam er, ein würdiger junger Mann, an Otto's III. Hof. Die Kaiserinn Mutter, der man die Regenten-Eigenschaft, Männer von Talent und Verdienst zu erkennen und achtend um sich zu versammeln, nicht absprechen kann, zeichnete ihn bald in ihrer Gewogenheit aus, und übertrug ihm die Bildung und Erziehung ihres Sohnes. Otto war nun im siebenten Jahre, von Theophanien selbst verzärtelt, von jedermann am Hofe, da es der Weg war, sich bey ihr in Gunst zu setzen, immer nur geschmeichelt, unterhalten, durchaus verwöhnt, in allen Dingen bloß seinen Willen zu haben. Es war ein schweres Geschäft, da im besseren Sinne Erzieher zu werden. Dennoch drang Bernward durch, trotz des Nei-

des, der es ihm noch verbitterte; mit Ernst und Liebe gewann er die Zuneigung und Achtung seines königlichen Zöglings, den er neben der Zucht der Schule die freyere edle Bildung genießen ließ, die seiner künftigen Bestimmung gemäß war *).

Man könnte allerdings noch zweifeln, ob der Mann, meistens doch im stillen, einförmigen Leben der Schule und des großväterlichen Hauses herangebildet, auch wohl im Stande gewesen sey, zu der Thätigkeit eines Regentenlebens zu erziehen. Aber daß er auch Land und Leute zu regieren verstanden, das hat sich nachmahls in seiner bischöflichen Regierung zu Hildesheim gezeigt, von der sein Lebensbeschreiber ein erfreuliches Bild gibt. Da stand er mit Tagesanbruch auf, besorgte zuvörderst seine priesterlichen und bischöflichen Verrichtungen, dann ging er aus, bestellte des Landes Geschäfte, und saß selbst zu Gericht, bis sein Almosenpfleger erschien, und die Nothleidenden ihn in Anspruch nahmen, deren er täglich hundert und mehr versorgte. Darauf sah er den verschiedenen Metallarbeiten nach, die in Deutschland seit Otto I., unter dem die Harzbergwerke entdeckt waren, sehr in Aufnahme gekommen, und die er mit vorzüglicher Neigung und eigener Einsicht und Kunstfertigkeit betrieb. Das alles

*) Vita B. Bernwardi.

geschah in täglicher Ordnung, ehe er seine mäßige Mahlzeit hielt. Zugleich ließ er öde Gründe seines Gebieths urbar machen, und führte viele Gebäude, besonders Kirchen, auf, die er mit Gemählden und Musivarbeit ausschmückte, wie denn besonders auch sein Bischofssitz mit Ringmauern und Thürmen umgeben in ganz Sachsen nicht seines Gleichen hatte. Neben all dieser vielfachen Beschäftigung fand er noch immer Zeit, seiner jugendlichen Neigung treu, mit löblichem Eifer der Kunst und Gelehrsamkeit zu leben. Er fuhr fort zu mahlen, er arbeitete an Schnitzwerken, er stiftete zu seiner Kirche mit Edelsteinen besetzte Kelche, von seiner Hand verfertigt. Das Abschreiben der Bücher, damahls hochverdienstlich, trieb er mit solchem Fleiß, daß er sich eine ansehnliche Sammlung geistlicher und philosophischer Werke verschaffte. Der Kunst selbst ergeben, suchte er sie auch nach Vermögen zu fördern. Er hatte eine Anzahl talentvoller junger Leute beständig um sich, nahm sie auf Reisen und an die kaiserlichen Hoflager mit, wo sie Kunstarbeiten sehen und sich daran bilden konnten, und wenn über's Meer und vom Auslande her, aus Italien vermuthlich, vielleicht auch aus Griechenland, seltenes Geräthe an den Hof kam, hielt er sie jederzeit an, sich in Nachbildungen zu versuchen.

So finden wir in dem Zeitalter schon schwache An-

fänge roher Kunst und Kunstbildung, auch hier, wie fast immer überall, aus andächtiger Großmuth hervorgehend, doch mühselig ringend mit der Barbarey des Lebens, und mancher Bedrängniß der Zeiten, die den friedsamen, kunstliebenden Bischof selbst harte Nothwehr lehrte. Slavenhorden fielen in sein Gebieth ein, und drohten seinen heitern Werken Verheerung. Aber er war der Mann, wenn's Noth that, auch sich zur Wehre zu stellen; er sammelte seine Leute, verschanzte die Gränzen seines Landes, und bald waren sie an der Stelle, wo die Feinde ihren Hauptlagerplatz gehabt hatten, durch eine angelegte Feste für die Zukunft gesichert*).

Dieß alles geschah erst in nachfolgenden Jahren; bis 993, wo er zum Bisthum Hildesheim gelangte, blieb Bernward beständig an Otto's Seite, dem er übrigens auch nachher seinen Rath nicht entzog. Unter diesem Lehrer, neben dem erfahrnen Erzbischofe Willigis von Mainz, der Theophanien in des Reichs Geschäften zur Seite stand, mochte der junge Fürst eine treffliche Vorschule haben, und sich insbesondere früh an die rasche Thätigkeit gewöhnen, die ihn in dem kurzen Laufe seiner Regierung auszeichnet. Zugleich wird aus Bernwards Beyspiel und Anleitung, aus dem

*) Vita S. Bernwardi.

Einfluß der griechisch gebildeten Mutter eine sehr frühe Richtung seines Geistes nach Kunst und Wissenschaft begreiflich, die an dem Fürstensohne des pelzichten Sachsenlandes, wie es Nicephorus Phokas nannte, sonst eine gar wundersame Erscheinung wäre.

Dem jungen Könige der Deutschen war auch in diesem seinem Knabenalter schon die harte und rühmliche Erfahrung eines Vertheidigungskrieges zu Theil geworden. Sein Stammland wurde immer gefährlicher von Slavenstämmen heimgesucht, die mit ihren alten Göttern die alte wilde Freyheit gerettet hatten, und welche die Lust nach Beute und Rache für die Unterdrückung ihrer besiegten Brüder auf ihre Streifzüge hinaustrieb. Seit mehr als hundert Jahren waren die Slaven öfters furchtbare, immer unruhige Nachbarn der Deutschen. Vom baltischen Meere her, wo sie von ihren Seestädten, Wineta und Julia, aus weit hin Schiffahrt und Handlung trieben, waren sie in Brandenburg, in Nieder- und Ober-Sachsen, in Schlesien und der Lausitz ausgebreitet, Fürsten ihrer Geschlechter herrschten in Pohlen und Böhmen. Schon Carl der Große hatte mit ihnen Krieg; König Arnulph mochte sich ihrer Macht hart erwehren; der große deutsche Heinrich endlich schlug sie, bauete die Burg Meissen dem Reiche zur Wehre, eroberte mitten im Winter ihre Hauptstadt Brennaburg (Brandenburg) und stif-

tete das Markgrafthum Nordsachsen. Otto I. bekriegte sie gleichfalls mit Ruhm und Glück, machte sie bis an die Oder hin zinsbar, und errichtete die Bisthümer Havelberg und Brandenburg, um durch den Arm der Kirche ihrer Treue sich mehr zu versichern. Aber dem nicht so leicht gebändigten Sinn dieser Völker war das Joch der Zinsbarkeit unerträglich; das Christenthum selbst, die alten Götter ihrer freyen Väter umstürzend, mit Schmach und mancherley Lasten verbunden, die den Priestern des neuen Glaubens zu guten kamen, selbst nur ein klug angewandtes Mittel, sie ihrer alten Sitte und theuren Freyheit zu entwöhnen, konnte dem Geschlechte, dem es als das erste Zeichen der Unterwerfung aufgedrungen wurde, sich nicht als erfreuliche Gabe zu erkennen geben. Dazu ward der Druck der Überwinder oft zu hart. Die Überwundenen wurden den deutschen Rittern und Kriegsleuten leibeigen, oder weiter auf den Markt ausgestellt, und in die Dienstbarkeit verkauft; der Nahme des einst freyen Volks bezeichnete mit der Zeit den Zustand der Knechtschaft; Sclave hieß wer leibeigen diente. Ihre Edlen und Fürsten theilten des Volkes Schmach. Als ein sächsischer Herzog dem Abotritenfürsten Mistui eine Verwandte zur Ehe geben wollte, vernahm er den Tadel, es zieme sich nicht, daß er die edle Jungfrau einem Hunde gebe. Mistui antwortete mit Ingrimm:

„ein starker Hund könne doch beißen.“ Um diese Zeit, indeß Kaiser Otto II. die schönen Südländer Italiens den Griechen entreißen wollte, und darüber seine Kriegsehre und manchen Edlen seiner Nation verlor, reizte der Übermuth des nordsächsischen Markgrafen Dietrich die zinsbaren Slaven zur allgemeinen Empörung, und die noch freyen Stämme ihrer Brüder bothen ihnen freudig die Hand. Kraft und Lust zu streiten war wohl ungleich. Auf der einen Seite besoldete Kriegsleute, da der freye deutsche Heerbann nicht immer die Gränze hüthen konnte, auf der andern ein Volk, das den Tag der Freyheit sich zu erkämpfen hoffte, „ein hartes, arbeitseliges Geschlecht, an schlechte Kost gewöhnt, sagt Wittichind, das mit Lust treibend, was den unsern schwere Last dünkt;“ Tag für Tag diese um Ehre und Herrschaft, sie um Freyheit oder tiefe Knechtschaft streitend. Schnell war Havelberg von ihnen eingenommen, und der dortige Dom, Otto des Großen Werk, zerstört; drey Tage darauf traf die Verheerung Brandenburg; die Obotriten unter Mistui verwüsteten die ihnen nahe gelegenen Lande; so rückten sie vor, ihr Heer, mit jedem Schritte wachsend, zuletzt an 30,000 Mann, zu Roß und zu Fuß. Da bothen die Bischöfe und Grafen des sächsischen Landes ihre Leute auf, griffen an, und retteten ihr Land.

Aber die Besiegten waren nicht bezwungen; Ot-

tos II. plötzlicher Tod, seines Sohnes Unmündigkeit, des deutschen Reiches zerrütteter Zustand konnte Muth und Hoffnung neu beleben; durften sie auch nicht hoffen, in Sachsen Herren zu werden, so mochten sie doch Angst und Verheerung auf kühnen Streifzügen in seine Gauen tragen. So wurde ein landverderblicher Krieg Jahre lang geführt; da die Slaven großen Theils an der Niederelbe daheim waren, kamen sie stromaufwärts tief in's Land, und die Gegenden an beyden Ufern litten unsäglich. In den Jahren 986 und 987 zogen die Deutschen gegen sie aus und übten Vergeltung; aber ein solches Volk hätte müssen ausgerottet werden, wenn man vor ihm sicher seyn sollte: Vertrag und Friede bestand, so lange die Folgen einer Niederlage dazu nöthigten.

Das Verhältniß, in welchem die Herzoge von Böhmen und Pohlen zum Könige der Deutschen standen, war im höchsten Grade rechtlicher Unbestimmtheit. Von deutscher Seite mochte man sie etwa für lehenpflichtig halten; sie betrachteten sich als freye Fürsten, zum Bündniß oder Krieg mit ihrem Nachbar nach Gutdünken berechtigt, legten sich wohl auch den Königstitel bey. Böhmen war seit Bolislaw I. christlich; in Pohlen hatte der jetzt regierende Herzog Miseko erst im Jahre 965 das Christenthum angenommen, als er um Bolislaws des Böhmen Tochter warb.

Noch waren die beyden Völker gewiß dem Slavenstamme mehr, als den Deutschen verwandt. Dennoch vermochte sie diese Stammesverwandtschaft nicht, mit den Slaven sich zu verbinden; und man muß von dem Ansehen des deutschen Reiches eine günstige Vorstellung gewinnen, wenn man bemerkt, daß die beyden mächtigen Slavenfürsten ihren Vortheil dabey zu finden glaubten, dem Könige der Deutschen mit Zeichen und Dienst eine Treue zu erweisen, wodurch sie in der Meinung des deutschen Volkes seine Oberherrlichkeit anerkannten. Wir haben sie zu Quedlinburg beyde in Person mit reichen Ehrengeschenken erscheinen gesehen, jetzt folgten die pohlnischen Banner unter Miseko's Befehl dem Reichsadler wider die Slaven.

Als einige Jahre nachher zwischen dem Pohlenherzog und seinem Schwager Bolislaw von Böhmen Krieg ausbrach, gab sich der Wunsch eines guten Einvernehmens mit dem deutschen Reiche neuerdings zu erkennen. Bolislaw hatte die in der Lausitz wohnenden Slaven, alte Anhänger seines Hauses, zu Hülfe gerufen; Miseko wandte sich an die Kaiserinn Mutter Theophania. Alsbald sandte diese von Magdeburg aus, wo sie damahls Hof hielt, den dortigen Erzbischof Giselher mit mehreren Grafen dem Herzoge zu, der es um Deutschland wohl verdient hatte. Die Deutschen zogen gerade den Böhmen entgegen, und bald

erfuhren sie die Nähe des feindlichen Heeres. Mit anbrechendem Tage rüsteten sie sich hurtig zur Schlacht, theils in Waffen stehend, theils schon im Sattel hörten sie in ihrem Lager erst die Messe, dann mit Sonnenaufgang rückten sie in's Feld. Aber ihnen im Angesicht erschien kein schlachtfertiges Heer; einzelne Geschwader zeigten sich, unter ihnen der Herzog: sie begehrten Waffenruhe zur Unterhandlung. Da beredete der Böhme die sächsischen Edlen, statt der Waffenentscheidung auf seine Seite zu treten, und mit ihm zu Miseko ziehend, sich seiner Ansprüche bey diesem anzunehmen. Den arglosen Deutschen dünkte die Vermittlung ehrenvoll; sie ließen ihre Leute heimziehen, der Erzbischof selbst mit drey Grafen folgte dem böhmischen Heer. Gegen Abend äußerte der Slavenfürst seine Absicht; er ließ seinen neuen Freunden ihre Waffen abnehmen; erst als sie einen Eid für Gefährde geleistet, gab man sie ihnen zurück. So ging der Zug an die Oder; da ließ Bolislaw seinem Feinde sagen: „Seine Bundesgenossen habe nun er in seiner Gewalt; wenn Miseko das an sich gerissene Land räumte, wolle er sie unangetastet ziehen lassen, wo nicht, so würde er selbst sie verderben.“ Der Pohle erwiederte trotzig: „Wenn es des deutschen Königs Wille wäre, könnte er die Seinen retten, oder ihren Tod rächen; er selbst wolle um ihretwillen nichts verlieren.“ Auf

dieſe Antwort erwies ſich der kluge Böhmerfürſt groß-
müthig. Er ließ das umliegende Feindesland ſeinen
Zorn fühlen, und kündete den deutſchen Edlen ihre
Freyheit an. Mit der Dämmerung hieß er ſie ſchnell
aufbrechen; er kannte die Rachſucht ſeiner verbünde-
ten Slaven. Als dieſe, wie er vorausgeſehen, den Heim-
kehrenden nachſetzen wollten, hielt ſein Anſehen ſie zu-
rück. „Ihr ſeyd als meine Hülfsvölker zu mir gekom-
men", ſagte er, „ſeht zu, daß ihr das leiſtet, was ihr
löblich unternommen habt. Wißt übrigens, daß ich
denjenigen, denen ich meines Wortes Schutz gewährt
habe, ſo lang dieſes Leben mein iſt, kein Leid werde
widerfahren laſſen. Es wäre uns weder Ehre noch
Gewinn, ſie, die bisher uns befreundet geweſen, uns
nun zu erklärten Feinden zu machen. Ich weiß, daß
ihr einander verhaßt ſeyd; aber euch zu rächen, ſtehen
euch günſtigere Tage bevor." So verhinderte er den
Ausbruch ihrer Wuth; treu geſinnt, wie zuvor, hiel-
ten ſie ihren Bund mit den Böhmen. Der Erzbiſchof
mit den Seinen langte wohlbehalten in Magdeburg
an, wo man die edlen, ſchon für verloren gegebenen
Männer mit großer Freude wiederſah*).

Indeſſen hatte die Landplage der ſlaviſchen Streif-
züge nicht aufgehört; aber mit erneuerter Wuth grif-

*) Dietmar. Chron.

fen die Brandenburger Slaven im Jahre 991 zu den Waffen, bemächtigten sich der Hauptstadt wieder, und zwangen die Deutschen, das ganze Land zu räumen. Wieder berief der deutsche König in Sachsen seinen Heerbann; Miseko, wieder mit im Bunde, stieß mit seinen Völkern dazu; der junge König selbst, wohl bereits ein starker deutscher Knabe, machte den Heerzug mit. Schnell war Brandenburg dem Reiche wieder erobert; allein Otto war kaum nach Sachsen zurückgekehrt, als Kizo, ein geborner Sachse, mit andern Slavenvölkern dort wieder einfiel, und sich zum Herrn von Brandenburg machte. Neuerdings both Otto sein Heer auf, Herzog Heinrich von Baiern, seit er seinem Könige geschworen, ein treuer Fürst des deutschen Reiches, und Bolislaw, der Böhmen Herzog, schlossen sich an ihn an; der Pohlen Herzog, obgleich mit den Russen beschäftigt, sandte Verstärkung. Allein der Empörer bath um Frieden: auf der Fürsten Vorwort — der Böhme mochte sich wohl der Lausitzer annehmen, denen er sonst hold war, — konnte ihn der junge König nicht wohl versagen. „Aber," sagt die Chronik in ihrer Einfalt, — „es war doch nichts als Lug und Trug damit, wie allemahl *)."

Indem Otto so in der Kriegesschule heranwuchs,

*) Annal. Hildesh.

hatte ihn ein Ereigniß anderer Art näher getroffen, es war der Tod seiner Mutter Theophania. Ihr Einfluß auf seine Erziehung scheint in der letztern Zeit gering gewesen zu seyn; im Felde konnte sie nicht wohl an seiner Seite bleiben, und seit dem Jahre 989, scheint es, sahen Mutter und Sohn sich fast gar nicht mehr. In diesem Jahre war Theophania nach Italien gegangen, dem rauhen Deutschland durchaus nicht hold, zudem wohl auch des Willens, sich jenem Lande, in welchem man Adelheid als eingeborne Königinn zu sehen gewohnt war, als eigentliche Reichsverweserinn zu zeigen, und seine Großen für ihre Ansprüche zu gewinnen. Aber deutsche Herrschaft war in Italien, wenn sie nahe war, gehaßt, wenn sie fern war, verachtet. Rom besonders, wo Theophania gleichfalls erschien, war eben damahls daran, mit Nachklängen aus seiner längst untergegangenen Zeit der Freyheit und des Ruhmes sich die Ohren bis zum Taumel anfüllen zu lassen, so daß sie in der ewigen Stadt ohne Zweifel jedes Wort von Kaiserrecht in den Wind redete. Eher noch mochten die Umstände im obern Italien günstig seyn; allein auch da scheint eher noch Adelheid ihren Einfluß behauptet zu haben. Die Eifersucht der Kaiserinn Mutter fand hier nur neuen Stoff sich zu erbittern, wozu noch ein feiner Grieche, Philagathos vermuthlich, ihr bekannter Liebling, mit andern Schmeichlern nicht we-

nig beytrug, so daß sie sich drohend vernehmen ließ, wenn sie noch ein Jahr das Leben hätte, sollte Adelheid mehr nicht als ein Fußbreit Erde unter ihrer Gewalt haben *).

Dennoch wich Theophania, und fand selbst, ehe ein Jahr verging, zu Nimwegen ihren Tod. Sie scheint die Niederlande geliebt zu haben, die wohl blühender als die Heimath der Ottonen gewesen seyn mögen. Der gute Dietmar schildert sie wohl wie ein Babel. „Sie heißen mit Recht die Niederlande," meint er, „weil dort die Sonne, und so auch alle Billigkeit, aller Gehorsam, und alle christliche Liebe niederginge." Er zweifelt nicht, „daß ihre Bewohner dem Untergange zueilen; nachdem sie mehrmahl den Bann der Kirche verachtet, könnte es mit ihnen keinen Bestand haben. Die übrigen Gläubigen sollten nur bethen, daß jene sich bekehren möchten, solcher Wandel aber ja niemahls unter ihnen einreiße **)." So tief im Argen mochten die Leute wohl doch nicht liegen, begreiflich ist's, daß Betriebsamkeit und Wohlstand, die dort schnell aufkommen konnten, seit dem die Normänner nicht mehr plünderten, in jenen Gegenden, wie zu geschehen pflegt, Eigennutz und Üppigkeit, roh ausbrechend, bey rohen Sitten, zur Folge hatten.

*) Vita Adelh.
**) Dietmar.

Wir wissen nicht viel von Theophaniens Charakter und Verdiensten zu sagen. Dietmar weiß ihr nachzurühmen, sie sey ungeachtet der Gebrechlichkeit ihres Geschlechts, eine Frau voll demüthiger frommer Zuversicht, und, was in Griechenland gar selten sey, von erbaulichem Wandel gewesen; habe auch dem Reiche männlich vorgestanden, huldreich den Frommen, furchtbar überlegen den Hoffärtigen *). Allein die Kaiserinn hatte der Merseburger Kirche wider die Eingriffe des Magdeburger Erzbischofs bey ihrem Sohne mit Nachdruck und Erfolg das Wort geredet. Der Bischof rechnet es auch Otto III. zum vorzüglichen Verdienst an, und setzt, von seinem Knabenalter erzählend, eben an dieser Stelle bey, der Kaiser, nun bereits ein Mann geworden, habe sich der Kinderschuhe abgethan. In solchem Geiste erzählt er nur zu oft die damahlige Geschichte.

Gewiß hatte Theophania mit der deutschen Krone wenig Erfreuliches empfangen. Otto war nicht der Mann ihrer Wahl gewesen, und sein ernstes, seltsam schwermüthiges Wesen konnte ihr kein freundliches Leben gewähren. Und so läßt sich wohl denken, mit welcher Sehnsucht die im griechischen Purpur Geborne, des byzantinischen Pallastes mit seinen Gärten und

*) Dietmar. Chron.

dem wunderſam belebten Kunſtbaume *), wie ſie der Rennbahn und des Theaters wehmüthig ſich mag erinnert haben, in dem Lande, wo ein Bauwerk mit roth und weiß abwechſelnden Steinen alles übertraf, was man bisher geſehen hatte.

In dem Streben, dieſe Sehnſucht einiger Maßen zu lindern, mußte Theophania zu einem ſtillen Verdienſt um ihr neues Heimathland gelangen, das wir kaum bezweifeln dürfen, wenn gleich keine Spur davon nachgewieſen werden kann. Hin und wieder deutet Manches aus jener Zeit auf griechiſche Kunſt, die in dem rauhen Deutſchlande freundliche Aufnahme fand. Freylich darf man dabey nicht an die alte helleniſche denken: noch ſtand wohl in der oſtrömiſchen Hauptſtadt der olympiſche Jupiter von Phidias, und die knidiſche Göttinn des Praxiteles, aber die Zeit der alten Götter war vorbey, ſie übten ſelbſt im Reiche der Schönheit keine Macht mehr aus; die alte edle Kunſt hatte einer dürftigen, ja traurigen, im Leben Platz machen müſſen. Indeß für das Abendland war

*) Dem kaiſerlichen Throne gegenüber ſah Luitprand einen ehernen vergoldeten Baum, auf deſſen Zweigen verſchiedene vergoldete Vögel ihren natürlichen Geſang hören ließen. Zwey gleichfalls vergoldete Löwen am Throne empfingen ihn mit Gebrüll. Luitprand. histor.

damahls auch diese Kunst Gewinn; wie der Bischof Bernward seine Art von Kunstschüler hatte, um die Kirchen seines Landes zu verherrlichen; wie der Bischof Meinwerk von Paderborn durch griechische Arbeiter bauen ließ *), so hat wohl noch mancher Andere, wenn auch im Kleinen die fremde Kunst beschützt und gefördert, von dem die Chronik und Legende schweigt. Einfluß byzantischer Mahlerkunst gibt sich in den ältesten Überresten von Gemählden in den niederrheinischen Gegenden zu erkennen, wo Theophania längeren Aufenthalt pflog **); und wenn wir Otto's III. wissenschaftliches Streben großen Theils auf Rechnung ihrer Erziehung schreiben müssen; wenn durch ihre Vermittlung vielleicht manches Classische aus dem Alterthum in die Hände Gerberts und anderer gelehrten Männer kam, die sie schätzte und liebte; so mögen wir uns zu freuen haben, daß die Griechinn auf den deutschen Thron gelangen mußte. Nicht selten führt das Schicksal aus weit entlegener Ferne ein Samenkorn daher, das unbeachtet in fremden Boden verpflanzt, im Stillen verbreitet, nicht eher bemerkt werden kann, bis eine viel spätere Zeit der wohlthätigen Pflanzung sich erfreuen lernt.

---

*) Vita Meinwerci.

**) Göthe, Kunst und Alterthum am Rhein und Mayn.

Otto wohnte selbst der Bestattung seiner Mutter bey, nach Kindespflicht und Sitte reichlich fromme Gaben für die Ruhe ihrer Seele ausspendend. Er war nun im frühen Knabenalter vater- und mutterlos, und es war bey seiner frühen Reife wohl das größte Glück für ihn, daß er noch unter des frommen und kräftigen Bernwards Leitung stand. Klug und verständig genug, den Schmeichlern keine Gewalt über sich einzuräumen, suchte und benützte er Einsicht und Rath seines würdigen Lehrers, und ertrug es, ihm, den er liebte und verehrte, untergeben zu seyn.

Die alte Kaiserinn Adelheid hatte kaum den Tod ihrer Nebenbuhlerinn erfahren, als sie sich aufmachte, an den Hof zu ziehen, und bey dem königlichen Waisen Mutterstelle zu vertreten. Eine Zeit lang scheint sie der neuen Würde und des jetzt ungetheilten Einflusses sich erfreut zu haben; ihr Lebensbeschreiber, der Theophanien eben nicht schont, geht über Otto's Verhältniß zu der Großmutter mit den kurzen Worten weg, er habe sich gegen sie nicht anders betragen als wie es für ihn und sie anständig war. Allein Dietmar erwähnt eines offenbaren Bruches, und redet unverhohlen von leichtfertigen Jünglingen, deren verführerischer Umgang ihn zu einem Betragen vermocht habe, dem Adelheid, tiefbetrübt, durch Entfernung vom Hofe endlich auswich. Es mag seyn,

daß Adelheid in Deutschland die Ergebenheit nicht fand, auf welche sie Anspruch machte, und daß Otto selbst von den Rathgebern geleitet, die ihm in des Reichs Geschäften zur Seite standen, ein entschiedenes Benehmen gegen die Großmutter annahm, welches die stolze Frau als Kränkung empfinden mußte. Dennoch kann auch Dietmar's Vorwurf seinen Grund haben. Als Otto's würdiger Erzieher zu bald nach Theophaniens Tode Bischof von Hildesheim wurde, war der junge König ohne männlichem Führer. Auf den Heereszügen wider die Slaven, die im Laufe dieser Jahre schnell auf einander folgten, mochte er, mehr und mehr schon Jünglingsfeuer in sich fühlend, unter der ersten Waffenlust und Waffenbruderschaft mit ritterlichen Gesellen leicht etwas verwildern, und manches Wort, und manche Begegnung, manchen Jugendstreich sich erlauben, woran die ehrgeizige, fromme, italienische Königinn ein nicht zu verschmerzendes Ärgerniß nahm. Ungestümer freylich als in unsern Tagen mußte damahls das Blut in des deutschen Jünglings Adern zucken, in manchem wilden Ausbruch die trotzige Kraft ausarten, wo der junge Sachse mit dem dreyzehnten Jahre dem Heerbann pflichtig war *). Aber daß Otto über dem vielleicht etwas wüsten Le-

*) Luitprand. histor.

den dieser Jahre königlich zu denken nicht verlernt habe, sollte er bald in großen Anlässen den Zeitgenossen beweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Sprüche und abgerissene Stellen

zur

Warnung, Ermunterung und Beherzigung

für

Jünglinge, welche sich vorzüglich auf das Studium der Philosophie verlegen.

Wer sich auf sein Wissen etwas einbildet, weiß noch nicht, wie er erkennen sollte. Wissen blähet auf; die Liebe erbaut.

Paulus 1. Br. an die Korinther.

Meine Brüder, werdet Kinder, nicht in Ansehung des Verstandes, sondern des Herzens; am Verstande werdet vollkommen.

Paulus 1. B. an die Kor.

Seyd Thäter nicht bloß Hörer der Lehre, sonst täuschet ihr euch selbst. Denn wer die Lehre nur hört, und nicht auch befolgt, der gleichet einem Menschen, welcher sein Gesicht im Spiegel besieht: er besieht sich, geht weg, und vergißt sofort, wie er aussah. Wer hingegen aufmerksam und beharrlich die vollkommene

Lehre betrachtet, welche uns wahrhaft frey macht, der wird, weil er nicht vergißt, was er hört, sondern es thätig befolgt, durch seine Befolgung glücklich seyn.

Jacobus.

Moralische Urtheilskraft, geraden Sinn und Verstand hat der Mensch von Natur; weise aber ist Niemand von Natur; darum rechnen wir Weisheit gleichsam zum Gefolge des menschlichen Alters, und sagen: in dem Alter kommt der Verstand, oder der Sinn für das praktische Leben; als wenn das bloße Alter die Ursache davon wäre. Denn die Principien der Weisheit und der Lebenserfahrenheit müssen aus der Erfahrung hergenommen werden. Daher muß man auch den, wenn gleich unerwiesenen Aussprüchen und Meinungen alter, erfahrner und verständiger Leute beynahe eben so sehr trauen, als streng bewiesenen Lehrsätzen: denn da sie sich durch Erfahrung gleichsam ein besonderes Auge für die Dinge erworben, so übersehen sie leicht die Principien.

Aristoteles.

Die Zeit und die verflossenen Jahrhunderte sind die besten Lehrmeister auch für die Philosophen.

Derselbe.

Der Zuhörer eines Vortrags über Gegenstände der Sitten- und Staats-Lehre muß zu guten Sitten gebildet seyn. Ein solcher Zuhörer hat die Gründe

von Allem schon dunkel in der Seele, oder faßt sie wenigstens leicht. Wer sie aber weder kennet, noch fassen will, der höre sich von Hesiod sein Urtheil sprechen:

„Selig der Mann, dem aus ihm selber quillet die Weisheit,
Der mit eigenem Blick das Beste prüfet und wählet:
Heil auch dem Mann, der dem Ruf des warnenden Freundes gehorchet:
Aber wen die Natur nicht Weisheit lehrt, und der doch nicht
Wenn der Andere warnet, ihm folgt, an dem traget die Erde
Eine unnütze Last.—"

Aristoteles.

Moralische Verderbtheit verfälscht das Urtheil der Vernunft, und verdreht dem Menschen den wahren Gesichtspunct der praktischen Principien: woraus erhellet, daß niemand weise seyn kann, der nicht moralisch gut ist.

Derselbe.

Wenn die zweifelhafte Frage aufgelöst, und nur dasjenige übrig gelassen worden ist, was durch sich selbst klar ist, so hat der Forscher seine Pflicht erfüllt.

Derselbe.

Unter denjenigen Principien, aus welchen eine Reihe von Schlüssen gekettet wird, sind immer Dinge

die obersten und ersten, die selbst keiner neuen Schlußverknüpfung fähig sind. Sie werden also nur durch Induction (επαγωγη) gefunden. Wissenschaft findet dort Statt, wo sich der Glaube an die Wirklichkeit einer Sache mit der Einsicht ihrer Gründe verbindet. Aber das Princip der Gegenstände der Wissenschaft kann weder ein Gegenstand der Wissenschaft, noch der Kunst, noch der Klugheit seyn: denn der Weise soll nicht alles beweisen wollen.

Aristoteles.

Dadurch, daß wir Gutes oder Böses wählen, werden wir selbst gut oder böse, nicht aber wenn wir wahre oder falsche Meinungen hegen.

Derselbe.

Der Einsichtsvolle beurtheilt alles Einzelne gehörig, und in allen Dingen leuchtet ihm das Wahre ein: denn das ist das Kennzeichen des Mannes von gesundem Verstand, daß er in allen Dingen das Wahre sieht, indem er selbst, d. h. seine Vernunft, Regel und Maß aller Dinge ist.

Derselbe.

Die Weisheit bringt nicht, wie die Arzneykunst, Gesundheit, sondern, wie die Gesundheit, Kraft, Leben und Glückseligkeit hervor.

Derselbe.

Ich lern', was lernbar ist, und was sich finden
läßt,
Das such' ich, und um das, was man erbethen kann,
Ruf' ich die Götter an. —

Sophokles.

Geist und Erfahrung ist der sicherste Prophet;
Wenn einer die Unsterblichen zu Freunden hat,
Spricht ihm den besten Seherspruch sein eigen Herz.

Euripides.

Weder der Jüngling soll das Philosophiren aufschieben, noch wer alt geworden, in demselben ermüden, denn keiner ist zu jung oder zu alt dazu, sich Gesundheit der Seele zu verschaffen.

Epikur beym Diogenes Laertius.

Die Weisheit ist die Mutter aller wahrhaft guten Künste, das wohlthätigste, schönste und herrlichste Geschenk, das die unsterblichen Götter dem Leben der Menschen ertheilt haben: denn sie hat uns, wie alle übrigen Dinge, so auch, was das schwereste ist, gelehrt, uns selbst zu erkennen, welche Lehre, wegen ihres Gehalts und tiefen Sinnes, nicht irgend einem Menschen, sondern dem delphischen Gotte zugeschrieben wurde. Denn wer sich selbst kennt, wird zuerst finden, daß etwas Göttliches in ihm ist, und wird den Geist, der in ihm ist, wie irgend ein Bildniß den Göttern geweiht glauben, und immer etwas einer

solchen Bestimmung Würdiges sowohl thun als denken; und da er sich selbst durchschauen und erforschen wird, wird er einsehen, wie reich beschenkt von der Natur er in's Leben gekommen sey, und wie viele Mittel er besitze, die Weisheit zu erlangen und zu erhalten.

Cicero.

Entweder müssen wir läugnen, daß durch Vernunft überhaupt etwas ausgerichtet werden könne — da doch im Gegentheil ohne der Vernunft nichts recht geschehen kann — oder wir müssen — da die Philosophie eigentlich nur eine Sammlung der Aussprüche der Vernunft ist — von ihr, wenn wir gut und glücklich seyn wollen, alle Hülfsmittel entlehnen, gut und glücklich zu leben.

Derselbe.

Es ist nichts so Ungereimtes zu ersinnen, was nicht die aufrichtige Lehre eines Philosophen werden könnte.

Derselbe.

Es gibt viele Dinge, von denen wir wissen, daß sie existiren, aber die Art, wie? wissen wir nicht. In uns wohnt ein Geist, der handelt und uns antreibt; wir wissen aber weder, was er ist, noch wie er wirkt — was uns über unsere Unwissenheit in so vielen andern Dingen beruhigen soll.

Seneca.

Was wahr ist, muß man nicht den Gesetzen den

Dialektik, den Schlingen jener spitzfindigen Kunst unterwerfen — mit der Wahrheit muß man einfach verfahren.

Seneca.

Die Ackersleute sehen die Ähren, die sich legen und zur Erde neigen, am liebsten, die aber wegen ihrer Leichtigkeit gerade in die Höhe stehen, halten sie für leer und täuschend. So besitzen auch unter den Jünglingen, die sich der Philosophie widmen, diejenigen die größte Frechheit, die noch leer sind und keine Schwere haben; ihr ganzes Betragen, ihr Gang, ihre Mienen sind voll Übermuth und Verachtung, die keines Menschen schonet. Sobald sie aber anfangen, die Früchte der philosophischen Lehren einzuernten und davon erfüllt zu werden, legen sie allen Hochmuth und Dünkel ab; und wie aus den Gefäßen, in welche man Wasser schüttet, die Luft herausgepreßt wird, so weicht auch der Stolz bey denen, die mit wahren Gütern erfüllet werden, und der Eigendünkel läßt nach. Sie hören nun auf, mit Bart und Mantel groß zu thun, sie verwenden allen Fleiß nur auf ihre Seele, sie behandeln sich selbst hart und ohne alle Nachsicht, gegen andere aber bezeigen sie sich viel milder. Sie maßen sich nun nicht mehr, wie vorher, den Nahmen und den Ruhm eines Philosophen ausschließend an, sondern wenn ein edelgesinnter Jüngling von einem an-

dern mit diesem Nahmen belegt wird, so antwortet er lächelnd und mit verschämt erröthendem Angesicht:

„Wahrlich ich bin kein Gott und keinem Unsterblichen ähnlich."

So lassen sich auf einen jungen Mann, der das wahre Wachsthum in der Philosophie an sich selbst erfahren hat, diese Worte der Sappho anwenden: „Gebrochen ist die Zunge, ein sanftes Feuer durchströmt den ganzen Leib." — Sein Auge ist heiter und ruhig; man möchte wünschen, ihn reden zu hören.

Bey den Mysterien pflegen anfangs die, welche eingeweiht seyn wollen, sich mit großem Getümmel und Geschrey zu versammeln, und einander zu drängen; hernach aber, wenn der Gottesdienst angeht, merken sie voll Andacht und stiller Ehrfurcht auf die Heiligthümer, die ihnen gezeigt werden. So wird man auch bey dem Anfange, und so zu reden, vor der Pforte der Philosophie viel Getümmel, Frechheit, Geschwätzigkeit gewahr, da einige sich auf eine ungesittete, gewaltsame Art zum Ruhme hindrängen wollen: wer aber einmahl hineingedrungen ist, und nach Eröffnung des innern Heiligthums das glänzende Licht erblickt hat, der nimmt nun ein ganz anderes Betragen an; er staunet stillschweigend, und folget der Vernunft als einem Gott mit Demuth und Sittsamkeit. Auf solche scheint auch jener Scherz des Mene-

demus sehr gut zu passen: „Unter denen," sagte er, „die nach Athen schiffen, um die Schule zu besuchen, werden die meisten zuerst Weise (Sophisten), hernach Liebhaber der Weisheit (Philosophen), und mit Verlauf der Zeit Leute wie die andern." Denn je weiter sie in der Weisheit kommen, desto mehr legen sie Stolz und Eigendünkel ab.

Plutarch.

Als Pythagoras den Anoximenes in einer Zeit, wo die Perser sich zum Kriege gegen sein Vaterland rüsteten, zum Studium der Philosophie aufforderte, antwortete dieser: „Wie könnte ich mich mit den Geheimnissen der Gestirne befassen, da ich Tod und Knechtschaft vor meinen Augen schweben sehe?"

Diog. Laert.

Anaxagoras überließ sein ganzes väterliches Vermögen seinen Verwandten, und beschäftigte sich bloß mit der Betrachtung der Natur, ohne sich um Staatssachen zu bekümmern. Als ihn einst jemand fragte: „Bekümmerst du dich denn gar nicht um dein Vaterland?" antwortete er: „Sprich gut, mein Vaterland liegt mir sehr am Herzen" — wobey er gegen Himmel wies.

Ebend.

Gott hat jeden für seinen Theil mit Weisheit ausgerüstet; und wenn unsere Vorältern uns an der Zeit

vorgehen, so gehen sie uns darum nicht auch an Weisheit vor, welche, da sie unter alle gleich vertheilt ist, von den Frühern nicht hinweggenommen werden kann. Er vertheilet sie wie das Licht und die Klarheit der Sonne, denn so wie die Sonne das Licht der Augen ist, so ist Weisheit das Licht des Herzens. Daher auch, weil Weise werden, d. i. die Wahrheit suchen, Allen angeboren ist, jene sich selbst aller Weisheit begeben, welche, ohne zu prüfen, die Urtheile und Einrichtungen ihrer Vorfahren gut heißen, und wie unvernünftige Thiere sich von Andern leiten lassen. Folgen wir also dem Beyspiel unserer Vorfahren, und wie jene, was sie geirret haben, ihren Nachkommen hinterließen, so wollen wir, die wir Wahres gefunden haben, unseren Nachkommen Besseres überlassen.

Lactantius.

Richtiger ist, was die Meisten empfinden, als was nur Ein Mann empfindet. Keiner kann sich selbst vollständig beurtheilen.

Derselbe.

Weise ist der, dem alle Dinge in der Weise erscheinen, wie sie sind *).

Bernhard.

---

*) Eigentlich ein unübersetzbares Wortspiel: Sapiens est, cui quaeque res sapiunt, prout sunt.

Altdeutsche Sprüche

aus

Lehmann's erneuertem politischen Blumengarten.

Mancher thut wie ein Seidenwurm: der verwickelt und verderbt sich mit seinem subtilen künstlichen Gespinnst, und kommt wieder heraus, wie eine Fledermaus.

Es ist besser, daß einer thue, was er Gutes weiß, als daß er lerne, was er nicht weiß.

Man disputirt mehr von Kleyen, Hülsen und Schalen, als von Frucht und Kern.

Wer über Wahrheit und Recht sich anmaßt zu disputiren, oder dieselbe mit Disputiren zu verfechten, und Gott hat ihn zum Fechter nicht gemacht, der gibt durch sein Disputiren Ursache, daß die Wahrheit für Unwahrheit, das Recht für Unrecht gehalten wird.

Alte disputiren von Gottes Wort und sterben kleinmüthig und im Zweifel; die Kinder glauben an Gott, und sterben selig.

Der ein Ding aus Büchern weiß, ist wie einer, der aus Landkarten reisen lernt; da ist alles gerade abgemessen; der es aus der Erfahrung gelernt, der weiß, daß auf dem Wege Wald, Wasser, rauhe Winde, viele und mancherley Hindernisse aufstoßen, daß man weder Regeln noch Absatz und Exceptionen weiß zu Nutze zu machen.

Wenn ein Reisender vom Anfang den Weg verfehlt, je weiter er von dannen kommt, je mehr er von der rechten Straße kommt.

Gott soll einen vor dem behüten, der nur in Einem Buch studiert hat.

Zu gelegener Zeit seine Meinung ändern, ist große Weisheit.

Eines Mannes Narrentheidung wird oft eines ganzen Volkes Meinung.

Verborgener Schatz und verborgene Weisheit ist niemand nutz.

Wenn die Latern inwendig voll Mucken, Mäusen, Spinnen und Humsen ist, da kann kein gut Licht inwendig scheinen.

Wenn die Wahrheit da ist und man darin was weiters sucht, so grübelt man nach der Lüge.

Von der Wahrheit wird nirgends mehr Gespräch gehört, als auf hohen Schulen; da zankt sich die Jugend, was Wahrheit sey und bey wem sie zu finden, und ob sie die erforschen können; also auch um Recht und Gerechtigkeit — aber im weltlichen Wesen denkt niemand mehr daran.

Es ist keine Weisheit, die Wahrheit sagen, sondern Weisheit ist's, daß einer die Wahrheit hören, daß er sie auch leiden und verdauen kann.

Es ist keiner so weise, so erfahren und gelehrt, er

von Allem schon dunkel in der Seele, oder faßt sie wenigstens leicht. Wer sie aber weder kennet, noch fassen will, der höre sich von Hesiod sein Urtheil sprechen:

„Selig der Mann, dem aus ihm selber quillet die Weisheit,
Der mit eigenem Blick das Beste prüfet und wählet:
Heil auch dem Mann, der dem Ruf des warnenden Freundes gehorchet:
Aber wen die Natur nicht Weisheit lehrt, und der doch nicht
Wenn der Andere warnet, ihm folgt, an dem traget die Erde
Eine unnütze Last.—"

Aristoteles.

Moralische Verderbtheit verfälscht das Urtheil der Vernunft, und verdreht dem Menschen den wahren Gesichtspunct der praktischen Principien: woraus erhellet, daß niemand weise seyn kann, der nicht moralisch gut ist.

Derselbe.

Wenn die zweifelhafte Frage aufgelöst, und nur dasjenige übrig gelassen worden ist, was durch sich selbst klar ist, so hat der Forscher seine Pflicht erfüllt.

Derselbe.

Unter denjenigen Principien, aus welchen eine Reihe von Schlüssen gekettet wird, sind immer Dinge

die obersten und ersten, die selbst keiner neuen Schlußverknüpfung fähig sind. Sie werden also nur durch Induction (επαγωγην) gefunden. Wissenschaft findet dort Statt, wo sich der Glaube an die Wirklichkeit einer Sache mit der Einsicht ihrer Gründe verbindet. Aber das Princip der Gegenstände der Wissenschaft kann weder ein Gegenstand der Wissenschaft, noch der Kunst, noch der Klugheit seyn: denn der Weise soll nicht alles beweisen wollen.

Aristoteles.

Dadurch, daß wir Gutes oder Böses wählen, werden wir selbst gut oder böse, nicht aber wenn wir wahre oder falsche Meinungen hegen.

Derselbe.

Der Einsichtsvolle beurtheilt alles Einzelne gehörig, und in allen Dingen leuchtet ihm das Wahre ein: denn das ist das Kennzeichen des Mannes von gesundem Verstand, daß er in allen Dingen das Wahre sieht, indem er selbst, d. h. seine Vernunft, Regel und Maß aller Dinge ist.

Derselbe.

Die Weisheit bringt nicht, wie die Arzneykunst, Gesundheit, sondern, wie die Gesundheit, Kraft, Leben und Glückseligkeit hervor.

Derselbe.

Ich lern', was lernbar ist, und was sich finden
läßt,
Das such' ich, und um das, was man erbethen kann,
Ruf' ich die Götter an. —

Sophokles.

Geist und Erfahrung ist der sicherste Prophet;
Wenn einer die Unsterblichen zu Freunden hat,
Spricht ihm den besten Seherspruch sein eigen Herz.

Euripides.

Weder der Jüngling soll das Philosophiren aufschieben, noch wer alt geworden, in demselben ermüden, denn keiner ist zu jung oder zu alt dazu, sich Gesundheit der Seele zu verschaffen.

Epikur beym Diogenes Laertius.

Die Weisheit ist die Mutter aller wahrhaft guten Künste, das wohlthätigste, schönste und herrlichste Geschenk, das die unsterblichen Götter dem Leben der Menschen ertheilt haben: denn sie hat uns, wie alle übrigen Dinge, so auch, was das schwereste ist, gelehrt, uns selbst zu erkennen, welche Lehre, wegen ihres Gehalts und tiefen Sinnes, nicht irgend einem Menschen, sondern dem delphischen Gotte zugeschrieben wurde. Denn wer sich selbst kennt, wird zuerst finden, daß etwas Göttliches in ihm ist, und wird den Geist, der in ihm ist, wie irgend ein Bildniß den Göttern geweiht glauben, und immer etwas einer

solchen Bestimmung Würdiges sowohl thun als denken; und da er sich selbst durchschauen und erforschen wird, wird er einsehen, wie reich beschenkt von der Natur er in's Leben gekommen sey, und wie viele Mittel er besitze, die Weisheit zu erlangen und zu erhalten.

Cicero.

Entweder müssen wir läugnen, daß durch Vernunft überhaupt etwas ausgerichtet werden könne — da doch im Gegentheil ohne der Vernunft nichts recht geschehen kann — oder wir müssen — da die Philosophie eigentlich nur eine Sammlung der Aussprüche der Vernunft ist — von ihr, wenn wir gut und glücklich seyn wollen, alle Hülfsmittel entlehnen, gut und glücklich zu leben.

Derselbe.

Es ist nichts so Ungereimtes zu ersinnen, was nicht die aufrichtige Lehre eines Philosophen werden könnte.

Derselbe.

Es gibt viele Dinge, von denen wir wissen, daß sie existiren, aber die Art, wie? wissen wir nicht. In uns wohnt ein Geist, der handelt und uns antreibt; wir wissen aber weder, was er ist, noch wie er wirkt — was uns über unsere Unwissenheit in so vielen andern Dingen beruhigen soll.

Seneca.

Was wahr ist, muß man nicht den Gesetzen den

Dialektik, den Schlingen jener spitzfindigen Kunst unterwerfen — mit der Wahrheit muß man einfach verfahren.

Seneca.

Die Ackersleute sehen die Ähren, die sich legen und zur Erde neigen, am liebsten, die aber wegen ihrer Leichtigkeit gerade in die Höhe stehen, halten sie für leer und täuschend. So besitzen auch unter den Jünglingen, die sich der Philosophie widmen, diejenigen die größte Frechheit, die noch leer sind und keine Schwere haben; ihr ganzes Betragen, ihr Gang, ihre Mienen sind voll Übermuth und Verachtung, die keines Menschen schonet. Sobald sie aber anfangen, die Früchte der philosophischen Lehren einzuernten und davon erfüllt zu werden, legen sie allen Hochmuth und Dünkel ab; und wie aus den Gefäßen, in welche man Wasser schüttet, die Luft herausgepreßt wird, so weicht auch der Stolz bey denen, die mit wahren Gütern erfüllet werden, und der Eigendünkel läßt nach. Sie hören nun auf, mit Bart und Mantel groß zu thun, sie verwenden allen Fleiß nur auf ihre Seele, sie behandeln sich selbst hart und ohne alle Nachsicht, gegen andere aber bezeigen sie sich viel milder. Sie maßen sich nun nicht mehr, wie vorher, den Nahmen und den Ruhm eines Philosophen ausschließend an, sondern wenn ein edelgesinnter Jüngling von einem an-

dern mit diesem Nahmen belegt wird, so antwortet er lächelnd und mit verschämt erröthendem Angesicht:

„Wahrlich ich bin kein Gott und keinem Unsterblichen ähnlich."

So lassen sich auf einen jungen Mann, der das wahre Wachsthum in der Philosophie an sich selbst erfahren hat, diese Worte der Sappho anwenden: „Gebrochen ist die Zunge, ein sanftes Feuer durchströmt den ganzen Leib." — Sein Auge ist heiter und ruhig; man möchte wünschen, ihn reden zu hören.

Bey den Mysterien pflegen anfangs die, welche eingeweiht seyn wollen, sich mit großem Getümmel und Geschrey zu versammeln, und einander zu drängen; hernach aber, wenn der Gottesdienst angeht, merken sie voll Andacht und stiller Ehrfurcht auf die Heiligthümer, die ihnen gezeigt werden. So wird man auch bey dem Anfange, und so zu reden, vor der Pforte der Philosophie viel Getümmel, Frechheit, Geschwätzigkeit gewahr, da einige sich auf eine ungesittete, gewaltsame Art zum Ruhme hindrängen wollen: wer aber einmahl hineingedrungen ist, und nach Eröffnung des innern Heiligthums das glänzende Licht erblickt hat, der nimmt nun ein ganz anderes Betragen an; er staunet stillschweigend, und folget der Vernunft als einem Gott mit Demuth und Sittsamkeit. Auf solche scheint auch jener Scherz des Mene-

demus sehr gut zu passen: „Unter denen," sagte er, „die nach Athen schiffen, um die Schule zu besuchen, werden die meisten zuerst Weise (Sophisten), hernach Liebhaber der Weisheit (Philosophen), und mit Verlauf der Zeit Leute wie die andern." Denn je weiter sie in der Weisheit kommen, desto mehr legen sie Stolz und Eigendünkel ab.

Plutarch.

Als Pythagoras den Anaximenes in einer Zeit, wo die Perser sich zum Kriege gegen sein Vaterland rüsteten, zum Studium der Philosophie aufforderte, antwortete dieser: „Wie könnte ich mich mit den Geheimnissen der Gestirne befassen, da ich Tod und Knechtschaft vor meinen Augen schweben sehe?"

Diog. Laert.

Anaxagoras überließ sein ganzes väterliches Vermögen seinen Verwandten, und beschäftigte sich bloß mit der Betrachtung der Natur, ohne sich um Staatssachen zu bekümmern. Als ihn einst jemand fragte: „Bekümmerst du dich denn gar nicht um dein Vaterland?" antwortete er: „Sprich gut, mein Vaterland liegt mir sehr am Herzen" — wobey er gegen Himmel wies.

Ebend.

Gott hat jeden für seinen Theil mit Weisheit ausgerüstet; und wenn unsere Vorältern uns an der Zeit

vorgehen, so gehen sie uns darum nicht auch an Weisheit vor, welche, da sie unter alle gleich vertheilt ist, von den Frühern nicht hinweggenommen werden kann. Er vertheilet sie wie das Licht und die Klarheit der Sonne, denn so wie die Sonne das Licht der Augen ist, so ist Weisheit das Licht des Herzens. Daher auch, weil Weise werden, d. i. die Wahrheit suchen, Allen angeboren ist, jene sich selbst aller Weisheit begeben, welche, ohne zu prüfen, die Urtheile und Einrichtungen ihrer Vorfahren gut heißen, und wie unvernünftige Thiere sich von Andern leiten lassen. Folgen wir also dem Beyspiel unserer Vorfahren, und wie jene, was sie geirret haben, ihren Nachkommen hinterließen, so wollen wir, die wir Wahres gefunden haben, unseren Nachkommen Besseres überlassen.

Lactantius.

Richtiger ist, was die Meisten empfinden, als was nur Ein Mann empfindet. Keiner kann sich selbst vollständig beurtheilen.

Derselbe.

Weise ist der, dem alle Dinge in der Weise erscheinen, wie sie sind *).

Bernhard.

---

*) Eigentlich ein unübersetzbares Wortspiel: Sapiens est, cui quaeque res sapiant, prout sunt.

Altdeutsche Sprüche

aus

Lehmann's erneuertem politischen Blumengarten.

Mancher thut wie ein Seidenwurm: der verwickelt und verderbt sich mit seinem subtilen künstlichen Gespinnst, und kommt wieder heraus, wie eine Fledermaus.

Es ist besser, daß einer thue, was er Gutes weiß, als daß er lerne, was er nicht weiß.

Man disputirt mehr von Kleyen, Hülsen und Schalen, als von Frucht und Kern.

Wer über Wahrheit und Recht sich anmaßt zu disputiren, oder dieselbe mit Disputiren zu verfechten, und Gott hat ihn zum Fechter nicht gemacht, der gibt durch sein Disputiren Ursache, daß die Wahrheit für Unwahrheit, das Recht für Unrecht gehalten wird.

Alte disputiren von Gottes Wort und sterben kleinmüthig und im Zweifel; die Kinder glauben an Gott, und sterben selig.

Der ein Ding aus Büchern weiß, ist wie einer, der aus Landkarten reisen lernt; da ist alles gerade abgemessen; der es aus der Erfahrung gelernt, der weiß, daß auf dem Wege Wald, Wasser, rauhe Winde, viele und mancherley Hindernisse aufstoßen, daß man weder Regeln noch Absatz und Exceptionen weiß zu Nutze zu machen.

Wenn ein Reisender vom Anfang den Weg verfehlt, je weiter er von dannen kommt, je mehr er von der rechten Straße kommt.

Gott soll einen vor dem behüten, der nur in Einem Buch studiert hat.

Zu gelegener Zeit seine Meinung ändern, ist große Weisheit.

Eines Mannes Narrentheidung wird oft eines ganzen Volkes Meinung.

Verborgener Schatz und verborgene Weisheit ist niemand nutz.

Wenn die Latern inwendig voll Mucken, Mäusen, Spinnen und Humsen ist, da kann kein gut Licht inwendig scheinen.

Wenn die Wahrheit da ist und man darin was weiters sucht, so grübelt man nach der Lüge.

Von der Wahrheit wird nirgends mehr Gespräch gehört, als auf hohen Schulen; da zankt sich die Jugend, was Wahrheit sey und bey wem sie zu finden, und ob sie die erforschen können; also auch um Recht und Gerechtigkeit — aber im weltlichen Wesen denkt niemand mehr daran.

Es ist keine Weisheit, die Wahrheit sagen, sondern Weisheit ist's, daß einer die Wahrheit hören, daß er sie auch leiden und verdauen kann.

Es ist keiner so weise, so erfahren und gelehrt, er

bedarf einen, der ihm räth, einen, der ihn warnet, und einen, der ihn verbessert.

Man findet junge tapfere Leute, die auf der Weisheit Werkstatt weder lehrjungen- noch gesellenweise gearbeitet, und niemahlen einem Meister nachgewandert, sondern nur daheim bey der Mutter Milch und des Vaters Salzfaß in aller Weisheit Meister werden können, bescheidentlich fünf für ungerad zählen, dreyßig mit Gott, und jeder Art einen Stiel finden.

Ein weiser räthiger Mann ist wie einer, der Glück hat im Glückshafengreifen, der greift fast alle Griff einen schwarzen Zettel, ein anderer greift zehnmahl und greift nie einen.

Gelehrte Hasen bleiben im Schulgarn stecken.

Wer zu viel zweifelt, der verzweifelt, läßt Herz und Muth, Händ' und Füße fallen.

Im Ungewissen findet man das Gewisse.

Die Natur hält eines natürlichen Dinges innerliche Kraft verborgen, und läßt die Menschen darnach grübeln, bis sie dieselbe durch großen Fleiß erforschen und an Tag bringen.

Einem bekümmerten Gemüthe glaube nicht.

Neue Gedanken, neuer Wandel.

Aus Agricola's deutschen Sprichwörtern.

Frankfurt 1552.

Ein Tag lehrt den andern, heute erfährt ein jeder, daß er morgen daran zu studieren und zu speculiren hat. Täglich wird man weiser.

Du weißt so viel, so viel du thust. Du glaubst so viel, so viel du durch die Liebe thätig ausrichtest.

Die Gelehrten, die Verkehrten.

Gelehrte Leute sind auch etwa große Narren. Die hochtrabenden Gelehrten, Verkehrten, die von aufgeblasener Kunst geschwollen, achten, sie schweben in den Wolken; halten schlecht einfältig fromm grobe Leut etwa kaum für Tiefer und Menschen. Hier unterscheid die Gelehrten, und deut es nicht übel, wie gemeiniglich geschieht, auf die Unschuldigen. Ein gottgelehrter Mann, der von seinem Schatz Altes und Neues herfürbringt, leuchtet wie die Sonne am Firmament, und ist mehr Ehren werth, denn man ihm kann anthun. Es sind aber deren, wie des Goldes und Edelgestein und alles was köstlich ist, sehr wenig, theuer und dünn gesäet. Aber das Pludermus der weltgelehrten Götter, so von ihrer Kunst aufgeblasen, sich

allein für weiſe, gelehrt, und Führer der Blinden halten, iſt die Welt voll — vor denen ſieh dich für! Wohl reden und übel thun und gedenken iſt gar oft bey einander. O es iſt ein gräulich Ding um einen allweiſen Mann, der in ſeiner Kunſt und des Fleiſches Witz erſoffen iſt!

Siehe dich ſelbſt an.

Sich ſelbſt kennen iſt die größte Kunſt. Viele kennen viel und ſich ſelbſt nicht. Der iſt hochgelehrt, der ſich ſelbſt kennen lernt. Der Menſch iſt von Himmel und Erde, von Geiſt und Fleiſch zuſammengeſetzt, ja von den vier Elementen ein gar ſeltſames Gemächt, alſo daß er darob Microcosmus, die kleine Welt, genannt wird. Wer nun ſich ſelber kennt, der kennet, was Geiſt und Fleiſch, Gott und Menſch, Himmel und Erde, und alle Creaturen ſind; denn er hat von jedem ein Stück in und an ihm. Darum iſt die Erkenntniß ſeiner ſelbſt das ewige Leben und die höchſte Seligkeit; denn darin wird begriffen die Erkenntniß aller Dinge, ſo zum Leben vonnöthen. Darin findeſt du Gott, ſein Geſetz, Chriſtum und Evangelium, ſo du es nahend anſiehſt, in die Tafel deines Herzens mit ſeinem Finger geſchrieben. Da findeſt du auch, was Teufel, Tod, Hölle und ihr Geſetz, durch der

Schlange Tücke in dich getragen, ja in den verwüsteten Tempel deines Herzens verleibt. Nun ist es aber die Erkenntniß seiner selbst, welche beschließt, was Gott und Teufel oder Mensch, gut und bös, Gericht und Gerechtigkeit, Tod und Leben, Licht und Finsterniß, Hölle und Himmel, Sünde und Tugend sey. Das ist aber das ewige Leben, sagt Johannes. 17.

Die Kunst ist ein geistiger Reichthum; und wahrlich nicht weniger, ja mehr denn der zeitliche Reichthum, eine gefährliche Besitzung. Wenn man sie nicht frey, ledig in Gott besitzt, so werden eitel Teufel und Drachen daraus, so aus dem Abgrund in die Höhe steigen; also daß Paulus sich schier der Kunst schämet; und obwohl in Künsten über alle seine Zeitgenossen erzogen, achtet er dennoch alle seine Kunst für nichts, nur daß seine Einfalt, von Gott gelehrt, Gottes Kunst theilhaftig werde, und sagt frey: die Kunst blaset auf.

Viel Kunst, viel Müh.

Es ist kein gefährlicherer Schatz zu besitzen, denn Kunst. Künstler sind die ersten im Narrenschiff. Die allzeit lehren, thun sich nimmer bekehren. Wer viel fragt, der geht viel irre. Die fleischlich Gelehrten und Verkehrten lehren und lernen immerzu, und kom-

men nimmer zur Erkenntniß der Wahrheit. Da haben sie so viel zu fragen, zu disputiren mit einem ewigen Fürwitz und Hintersichsehen all ihre Tage, und wenn sie ihre Hände einmahl an den Pflug sollen legen, und aufsagen, was sie lang haben gelehrt und gelernet, so haben sie vor ihren Künsten nicht der Weil, sondern bringen eine neue Disputation davor auf die Bahn.

Nun geht es mit einem Christen, wie mit einem andern Lehrjünger. Der Meister sagt ihm nicht vor, und eh' er's angreift, alle Griff und Heimlichkeiten des Handwerks, sondern führet ihn im Werk von einem zum andern, und zeiget ihm durch Übung die Handgriffe, daß er von einem zum andern kommt und eine Kunst die andere bringt, ein Handgriff den andern, also, daß je ein Tag des andern Lehrmeister und Jünger ist. Also pflegt in seiner Art auch Gott zu thun: wenn wir ernstlich und wohl ansetzen, und im Wenigen treu erfunden werden, das Kleine wohl anlegen, unter die Hand nehmen, damit handeln und wuchern, so wirft er immer mehr zu, und gewinnt ein Pfund zehn, also daß der Mensch, so im Werk stehet und was er lernet, täglich angreift und übt, von einer Tugend Licht und Verstand in die andere steigt.

Aus
Zinkgräfs deutschen Apophtegmen.

Magister Balduinus sagte von einem Rathsherrn: ich wollte, daß N. entweder gar nichts oder was mehr studiert hätte; denn weil er etwas studiert hat, meinet er, jedermann müsse nach seinen Worten hören; hätte er gar nichts studiert, so ließ er vielleicht sich nicht so groß dünken, und gingen die Sachen was richtiger.

Sebastian Frank sagte: er sey des Irrens und Fehlgreifens an allen Menschen so gewohnt, daß er keinen Menschen auf Erden darum hasse, sondern sich selbst, sein Elend und Condition in ihnen erkenne und beweine.

Luther sagte, die Schlange (d. i. der Teufel) sey ein großer Disputirer; wo sie mit dem Kopf hineinkomme, da krieche sie mit dem ganzen Leibe hernach.

Aus
M. Montaigne's Werken.

Jede Wahrheit und jeder Sittenspruch soll für uns nicht sowohl eine hübsch gegründete Maxime, als vielmehr ein Peitschenhieb seyn, der auf die träge Dummheit unseres Urtheils fällt.

Die Alten haben in der Erziehung den Weg abkürzen wollen, und weil doch einmahl die Wissenschaften selbst dann, wenn man sie zu sich nähme, wie gebratene Lerchen vom Bratspieß, uns doch nichts weiter lehren können, als Klugheit, Tapferkeit, Entschlossenheit, so haben sie gleich ohne alle Umschweife ihren Kindern geradezu die eigentlichen Wirkungen zeigen, und sie unterrichten wollen, nicht durch Hörensagen, sondern durch Handlungen selbst; und bildeten sie sonach nicht bloß durch die Gabe des Worts, sondern vorzüglich durch Beyspiel und Handlungen, damit es in ihrer Seele nicht wohne, wie eine Wissenschaft, sondern wie eine von ihr unzertrennliche Natur und Gewohnheit; nicht wie etwas Erlerntes, sondern wie ein angeborner Besitz.

Es gibt eine A B C-Schüler-Unwissenheit, die vor dem Wissen hergeht, und eine andere gelehrte Unwissenheit, welche nach der Wissenschaft folgt; diese Unwissenheit wird von der Wissenschaft erzeugt und geboren, gerade so wie die erste von ihr getödtet und vernichtet wird.

Ist es nicht besser, ein Urtheil auszusetzen, als sich in so manche Irrthümer verflechten zu lassen, welche die menschliche Phantasie hervorgebracht hat? — „Was soll ich wählen? —" „Was du willst, nur wählen mußt du. —" Wenn das keine unsinnige Antwort ist, so kenne ich keine.

Ich fühle mich stolzer über den Sieg, den ich über mich selbst erhalte, wenn ich mich in der Hitze des Streites unter die Stärke der Gründe meines Gegners beuge, als ich mir etwas darauf zu Guten thue, wenn ich durch seine Schwäche etwas über ihn gewinne.

Wer hat wohl durch die Logik Verstand bekommen? wo bleiben ihre schönen Versprechungen? Nec ad melius vivendum, nec ad commodius dis-

serendum (Cicero). Ich liebe, und ehre die Gelehrsamkeit eben so sehr, wie irgend ein Gelehrter; und richtig angewandt ist sie der edelste und wichtigste Schatz, den ein Mensch erwerben kann. Aber findet die Gelehrsamkeit schlaffe Seelen, so überlastet sie solche und erstickt sie, wie eine rohe unverdauliche Speise. Findet sie dergleichen von dünnem Gewebe, so reiniget sie solche und verfeinert sie, daß zuletzt fast gar kein Gehalt daran bleibt. Die Gelehrsamkeit ist nur für starke Schultern, deren gibt es aber wenige, und die Schwachen, sagt Sokrates, erniedrigen die Würde der Philosophie, wenn sie sich damit abgeben.

Wir sind dazu geboren, daß wir die Wahrheit suchen sollen; sie zu besitzen, das ist das Befugniß einer höhern Macht. Sie ist nicht, wie Demokrit sagte, auf dem Boden eines tiefen Abgrundes verborgen, sondern vielmehr in einer unendlichen Höhe über uns, in der göttlichen Erkenntniß.

Die Menschen verkennen die natürliche Krankheit unseres Geistes. Er thut nichts als spüren und suchen, kommt ohne Unterlaß von der Fährte, bauet, und verwickelt sich in seinem eigenen Werke, wie unsere

Seidenwürmer, und erstickt sich darin. Er meint in der Ferne Wunder was für eine eingebildete Klarheit und Wahrheit zu entdecken, und während er darnach rennt, stoßen ihm solche Schwierigkeiten, Dunkelheiten und neue Fragen auf, daß er sich dadurch verwirrt und berauscht. Es geht ihm wie den Hunden des Äsopus, welche einen todten Körper im Meer entdeckten, und weil sie nicht daran kommen konnten, es unternahmen, das Wasser auszusaufen, um sich einen Weg auszutrocknen, worüber sie zerplatzten.

Wer sich erinnert, wie oft er sich in seinem eigenen Urtheil verrechnet hat, ist der nicht ein Thor, wenn er nicht beständig gegen dasselbe mißtrauisch ist?

Stellen aus Baco.

Geringe Kenntnisse von der natürlichen Philosophie machen zum Atheismus geneigt, gründliche Wissenschaft hingegen führt zur Religion zurück.

Der christliche Glaube ragt, wie in allem, so auch darin hervor, daß er im Gebrauch der Vernunft und

des Disputirens (das eine Tochter der Vernunft ist) zwischen den Gesetzen der Heiden und Mahomeds, die zu beyden Seiten fehlen und abweichen, die goldene Mittelstraße hält. Die Religion der Heiden hat nähmlich gar nichts Festes im Glauben und Bekenntniß, in der Religion Mahomeds ist hingegen alles Disputiren verbothen; so daß die eine wie ein vager, buntscheckiger Irrthum, und die andere wie ein arglistiger und schlauer Betrug aussieht, da indeß der heilige christliche Glaube den Gebrauch der Vernunft und die Disputation, aber nach gehörigen Schranken sowohl erlaubt als verwirft.

Der menschliche Verstand macht sich selbst Mühe, und braucht nicht sorgsam und bequem genug die Hülfsmittel, die in seiner Hand sind. Die Kräfte des Verstandes aus der Dialektik zu bessern, ist keine Hoffnung: denn wenn die ersten Begriffe der Dinge zu leicht und zu verkehrt erfaßt oder undeutlich abgezogen sind, so können sie durch Reden, Paraphrasiren und Disputiren nicht verbessert werden; die Arzney ist kleiner als die Krankheit.

Einige suchen in der Wissenschaft ein Ruhebett, auf dem ihr brausender Geist schlummern; andere einen Thurm, von dem sie hochmüthig herabschauen,

andere eine Burg, worin sie streiten; andere eine Werkstatt und Bude, worin sie handwerken, verkaufen, verdienen. Wenige suchen in ihr die reiche Schatzkammer, das große Rüsthaus Gottes zu seiner Ehre und der Menschen Wohlfahrt.

Am meisten schadet der wahren Wissenschaft vorzeitige, kecke Systemsucht. Sobald des Jünglings Glieder und Lineamente ausgebildet sind, wächst er nicht mehr. So lange die Wissenschaft in Aphorismen und Beobachtungen ausgestreuet ist, kann sie wachsen; von der Methode umzäunt und umschlossen kann sie etwa erläutert, gefeilt, zum Gebrauch bequem gemacht werden; an Gehalt aber nimmt sie nicht mehr zu. Ist sie in Classen und Zünfte gebracht, so lebe wohl allgemeine weitere Aussicht! Diese gibt es nur auf Thürmen und Höhen, nicht auf ebenem Boden, in Werkstätten oder Gefängnißhöhlen.

Der Mensch, wenn er sein Werk übersieht, findet alles Eitelkeit und leere Plage des Geistes. Du Gott, der sein Werk übersah, und ruhend sich dessen freute; du, der das sichtbare Licht zum Erstlinge der Schöpfung machte, und das geistige Licht, das Meisterstück deiner Werke, dem Menschen in's Angesicht hauchte, laß uns, wenn wir an deinem Werke arbeiten, auch deiner Ruhe theilhaft werden, und unsere Wis-

Bey den meisten Menschen gründet sich der Unglaube in einer Sache auf blinden Glauben in einer andern.

Philosophie ist immer Scheidekunst, man mag die Sache wenden, wie man will. Der Bauer gebraucht alle Sätze der abstractesten Philosophie, nur eingewickelt, versteckt, gebunden, wie der Physiker sagt; der Philosoph gibt uns die reinen Sätze.

Das schnelle Aburtheilen ist größten Theils dem Faulheitstrieb des Menschen zuzuschreiben. Es ist hier wie bey den Mineralien: einige lassen sich äußerlich leicht erkennen, bey andern ist chemische Zerlegung nöthig. Aber das mühsame chemische System findet in Praxi wenig Anhänger.

Phantasie und Witz sind das leichte Corps, das die Gegenden recognosciren muß, die der nicht so mobile Verstand bedächtlich beziehen will. Ein kleiner Fehltritt schadet jenen nicht; aber freylich wehe ihnen, wenn sie sich zu weit entfernen, oder gar ohne Verstand und Urtheilskraft für sich allein agiren. Sie werden als-

dann gemeiniglich von jedem geschlagen, der sich diese geringe Mühe nehmen will.

Wie oft hat nicht die Phantasie mit ihrem wilden, rauschenden Fluge Ideen aufgejagt, die sich vor dem Falkenauge der Vernunft versteckt hielten, und die diese nachher mit Begierde ergriff! Es ist mit dem Erfinden eine ganz eigene Sache. Die Wünschelruthen, die man dazu vorgeschlagen hat, schlagen nur dem auf Gold, der es ohne sie wohl auch gefunden hätte. So ist Bacon's Organon freylich ein vortreffliches heuristisches Hebzeug; aber es will gehoben seyn. Ich habe Leute gekannt von schwerer Gelehrsamkeit, in deren Kopf die wichtigsten Sätze zu Tausenden, selbst in guter Ordnung, beysammen lagen: aber ich weiß nicht, wie es zuging, ob die Begriffe lauter Männchen oder lauter Weibchen waren — es kam nichts heraus. In einem Winkel ihres Kopfes lag Schwefel, im andern Kohlenstaub, im dritten Salpeter genug: aber das Pulver hatten sie nicht erfunden. — Was ist das? — Hingegen gab es wiederum Menschen, in deren Kopf sich alles sucht und findet und paart, und läge es auch anfangs eine ganze Kopfbreite aus einander. Es ist, als wären die Stamina großer Gedanken in einem reineren Menstruum seiner aufgelöst und leichter aufge-

men nimmer zur Erkenntniß der Wahrheit. Da haben sie so viel zu fragen, zu disputiren mit einem ewigen Fürwitz und Hintersichsehen all ihre Tage, und wenn sie ihre Hände einmahl an den Pflug sollen legen, und auffagen, was sie lang haben gelehrt und gelernet, so haben sie vor ihren Künsten nicht der Weil, sondern bringen eine neue Disputation davor auf die Bahn.

Nun geht es mit einem Christen, wie mit einem andern Lehrjünger. Der Meister sagt ihm nicht vor, und eh' er's angreift, alle Griff und Heimlichkeiten des Handwerks, sondern führet ihn im Werk von einem zum andern, und zeiget ihm durch Übung die Handgriffe, daß er von einem zum andern kommt und eine Kunst die andere bringt, ein Handgriff den andern, also, daß je ein Tag des andern Lehrmeister und Jünger ist. Also pflegt in seiner Art auch Gott zu thun: wenn wir ernstlich und wohl ansetzen, und im Wenigen treu erfunden werden, das Kleine wohl anlegen, unter die Hand nehmen, damit handeln und wuchern, so wirft er immer mehr zu, und gewinnt ein Pfund zehn, also daß der Mensch, so im Werk stehet und was er lernet, täglich angreift und übt, von einer Tugend Licht und Verstand in die andere steigt.

Aus
Zinkgräfs deutschen Apophtegmen.

Magister Balduinus sagte von einem Rathsherrn: ich wollte, daß N. entweder gar nichts oder was mehr studiert hätte; denn weil er etwas studiert hat, meinet er, jedermann müsse nach seinen Worten hören; hätte er gar nichts studiert, so ließ er vielleicht sich nicht so groß dünken, und gingen die Sachen was richtiger.

Sebastian Frank sagte: er sey des Irrens und Fehlgreifens an allen Menschen so gewohnt, daß er keinen Menschen auf Erden darum hasse, sondern sich selbst, sein Elend und Condition in ihnen erkenne und beweine.

Luther sagte, die Schlange (d. i. der Teufel) sey ein großer Disputirer; wo sie mit dem Kopf hineinkomme, da krieche sie mit dem ganzen Leibe hernach.

Aus
M. Montaigne's Werken.

Jede Wahrheit und jeder Sittenspruch soll für uns nicht sowohl eine hübsch gegründete Maxime, als vielmehr ein Peitschenhieb seyn, der auf die träge Dummheit unseres Urtheils fällt.

Die Alten haben in der Erziehung den Weg abkürzen wollen, und weil doch einmahl die Wissenschaften selbst dann, wenn man sie zu sich nähme, wie gebratene Lerchen vom Bratspieß, uns doch nichts weiter lehren können, als Klugheit, Tapferkeit, Entschlossenheit, so haben sie gleich ohne alle Umschweife ihren Kindern geradezu die eigentlichen Wirkungen zeigen, und sie unterrichten wollen, nicht durch Hörensagen, sondern durch Handlungen selbst; und bildeten sie sonach nicht bloß durch die Gabe des Worts, sondern vorzüglich durch Beyspiel und Handlungen, damit es in ihrer Seele nicht wohne, wie eine Wissenschaft, sondern wie eine von ihr unzertrennliche Natur und Gewohnheit; nicht wie etwas Erlerntes, sondern wie ein angeborner Besitz.

Es gibt eine ABC-Schüler-Unwissenheit, die vor dem Wissen hergeht, und eine andere gelehrte Unwissenheit, welche nach der Wissenschaft folgt; diese Unwissenheit wird von der Wissenschaft erzeugt und geboren, gerade so wie die erste von ihr getödtet und vernichtet wird.

Ist es nicht besser, ein Urtheil auszusetzen, als sich in so manche Irrthümer verflechten zu lassen, welche die menschliche Phantasie hervorgebracht hat? — „Was soll ich wählen?—" „Was du willst, nur wählen mußt du. —" Wenn das keine unsinnige Antwort ist, so kenne ich keine.

Ich fühle mich stolzer über den Sieg, den ich über mich selbst erhalte, wenn ich mich in der Hitze des Streites unter die Stärke der Gründe meines Gegners beuge, als ich mir etwas darauf zu Guten thue, wenn ich durch seine Schwäche etwas über ihn gewinne.

Wer hat wohl durch die Logik Verstand bekommen? wo bleiben ihre schönen Versprechungen? Nec ad melius vivendum, nec ad commodius dis-

serendum (Cicero). Ich liebe, und ehre die Gelehrsamkeit eben so sehr, wie irgend ein Gelehrter; und richtig angewandt ist sie der edelste und wichtigste Schatz, den ein Mensch erwerben kann. Aber findet die Gelehrsamkeit schlaffe Seelen, so überlastet sie solche und erstickt sie, wie eine rohe unverdauliche Speise. Findet sie dergleichen von dünnem Gewebe, so reiniget sie solche und verfeinert sie, daß zuletzt fast gar kein Gehalt daran bleibt. Die Gelehrsamkeit ist nur für starke Schultern, deren gibt es aber wenige, und die Schwachen, sagt Sokrates, erniedrigen die Würde der Philosophie, wenn sie sich damit abgeben.

Wir sind dazu geboren, daß wir die Wahrheit suchen sollen; sie zu besitzen, das ist das Befugniß einer höhern Macht. Sie ist nicht, wie Demokrit sagte, auf dem Boden eines tiefen Abgrundes verborgen, sondern vielmehr in einer unendlichen Höhe über uns, in der göttlichen Erkenntniß.

Die Menschen verkennen die natürliche Krankheit unseres Geistes. Er thut nichts als spüren und suchen, kommt ohne Unterlaß von der Fährte, bauet, und verwickelt sich in seinem eigenen Werke, wie unsere

Seidenwürmer, und erstickt sich darin. Er meint in der Ferne Wunder was für eine eingebildete Klarheit und Wahrheit zu entdecken, und während er darnach rennt, stoßen ihm solche Schwierigkeiten, Dunkelheiten und neue Fragen auf, daß er sich dadurch verwirrt und berauscht. Es geht ihm wie den Hunden des Äsopus, welche einen todten Körper im Meer entdeckten, und weil sie nicht daran kommen konnten, es unternahmen, das Wasser auszusaufen, um sich einen Weg auszutrocknen, worüber sie zerplatzten.

Wer sich erinnert, wie oft er sich in seinem eigenen Urtheil verrechnet hat, ist der nicht ein Thor, wenn er nicht beständig gegen dasselbe mißtrauisch ist?

Stellen aus Baco.

Geringe Kenntnisse von der natürlichen Philosophie machen zum Atheismus geneigt, gründliche Wissenschaft hingegen führt zur Religion zurück.

Der christliche Glaube ragt, wie in allem, so auch darin hervor, daß er im Gebrauch der Vernunft und

des Disputirens (das eine Tochter der Vernunft ist) zwischen den Gesetzen der Heiden und Mahomeds, die zu beyden Seiten fehlen und abweichen, die goldene Mittelstraße hält. Die Religion der Heiden hat nähmlich gar nichts Festes im Glauben und Bekenntniß, in der Religion Mahomeds ist hingegen alles Disputiren verbothen; so daß die eine wie ein vager, buntscheckiger Irrthum, und die andere wie ein ergistiger und schlauer Betrug aussieht, da indeß der heilige christliche Glaube den Gebrauch der Vernunft und die Disputation, aber nach gehörigen Schranken sowohl erlaubt als verwirft.

Der menschliche Verstand macht sich selbst Mühe, und braucht nicht sorgsam und bequem genug die Hülfsmittel, die in seiner Hand sind. Die Kräfte des Verstandes aus der Dialektik zu bessern, ist keine Hoffnung: denn wenn die ersten Begriffe der Dinge zu leicht und zu verkehrt erfaßt oder undeutlich abgezogen sind, so können sie durch Reden, Paraphrasiren und Disputiren nicht verbessert werden; die Arzney ist kleiner als die Krankheit.

Einige suchen in der Wissenschaft ein Ruhebett, auf dem ihr brausender Geist schlummern; andere einen Thurm, von dem sie hochmüthig herabschauen,

andere eine Burg, worin sie streiten; andere eine Werkstatt und Bude, worin sie handwerken, verkaufen, verdienen. Wenige suchen in ihr die reiche Schatzkammer, das große Rüsthaus Gottes zu seiner Ehre und der Menschen Wohlfahrt.

Am meisten schadet der wahren Wissenschaft vorzeitige, kecke Systemsucht. Sobald des Jünglings Glieder und Lineamente ausgebildet sind, wächst er nicht mehr. So lange die Wissenschaft in Aphorismen und Beobachtungen ausgestreuet ist, kann sie wachsen; von der Methode umzäunt und umschlossen kann sie etwa erläutert, gefeilt, zum Gebrauch bequem gemacht werden; an Gehalt aber nimmt sie nicht mehr zu. Ist sie in Classen und Zünfte gebracht, so lebe wohl allgemeine weitere Aussicht! Diese gibt es nur auf Thürmen und Höhen, nicht auf ebenem Boden, in Werkstätten oder Gefängnißhöhlen.

Der Mensch, wenn er sein Werk übersieht, findet alles Eitelkeit und leere Plage des Geistes. Du Gott, der sein Werk übersah, und ruhend sich dessen freute; du, der das sichtbare Licht zum Erstlinge der Schöpfung machte, und das geistige Licht, das Meisterstück deiner Werke, dem Menschen in's Angesicht hauchte, laß uns, wenn wir an deinem Werke arbeiten, auch deiner Ruhe theilhaft werden, und unsere Wis-

ſenſchaft wenigſtens ein Almoſen der Liebe für die Dürftigen unſeres Geſchlechtes ſeyn!

* * *

Wehe dem, deſſen Kopf ſo voll Lehrſätze und Meinungen ſteckt, daß nicht noch ein Fleckchen für den Zweifel übrig gelaſſen iſt.

Schaftesbury an Bayle.

Aus Lichtenberg's vermiſchten Schriften.

Wir ſitzen alle im Collegium der Natur, haben die Principien, die nöthig ſind ſie zu verſtehen und zu faſſen, horchen aber immer mehr auf die Plauderey unſerer Mitſchüler als auf den Vortrag der Lehrerinn, oder wenn ja einer neben uns etwas nachſchreibt, ſo ſpicken wir von ihm, ſtehlen, was er ſelbſt vielleicht undeutlich hörte, und vermehren es mit unſern eigenen orthographiſchen oder Meinungsfehlern.

Diejenigen unter den Gelehrten, denen es an geſundem Menſchenverſtande fehlt, lernen gemeiniglich mehr als ſie brauchen; aber die Vernünftigen unter ihnen können nie genug lernen.

Man muß zuweilen wieder die Wörter untersuchen: denn die Welt kann wegrücken, und die Wörter bleiben stehen. Also immer Sachen, keine Wörter!

Bey Narren helfen die Stockschläge oft mehr, als alle andere Mittel: durch sie wird die Seele erweckt, sich wieder an diejenige Welt anzuschließen, aus der die Prügel kommen.

Die Menschen sind geneigt zu glauben, daß sie jedes Buch, worin nichts von krummen Linien und algebraischen Formeln vorkommt, lesen könnten, sobald sie die Sprache verstünden, worin es geschrieben ist. Das ist aber grundfalsch. Es könnte jemand von dem, was zur Lesung des Shakespeare gehöret, so wenig mitbringen, so wenig Begierde haben, in sich selbst zu erwachen, daß er am Ende wohl nichts verstünde, als seine Zoten, seine Flüche, und einige seiner ausschweifendsten Metaphern. So wird es aber bis an jenen Tag allen großen Geistern ergehen, die mit tiefer Einsicht über den Menschen schreiben. Solche Werke sind Spiegel: wenn ein Affe hineinsieht, kann kein Apostel herausſehen.

Bey den meisten Menschen gründet sich der Unglaube in einer Sache auf blinden Glauben in einer andern.

Philosophie ist immer Scheidekunst, man mag die Sache wenden, wie man will. Der Bauer gebraucht alle Sätze der abstractesten Philosophie, nur eingewickelt, versteckt, gebunden, wie der Physiker sagt; der Philosoph gibt uns die reinen Sätze.

Das schnelle Aburtheilen ist größten Theils dem Faulheitstrieb des Menschen zuzuschreiben. Es ist hier wie bey den Mineralien: einige lassen sich äußerlich leicht erkennen, bey andern ist chemische Zerlegung nöthig. Aber das mühsame chemische System findet in Praxi wenig Anhänger.

Phantasie und Witz sind das leichte Corps, das die Gegenden recognosciren muß, die der nicht so mobile Verstand bedächtlich beziehen will. Ein kleiner Fehltritt schadet jenen nicht; aber freylich wehe ihnen, wenn sie sich zu weit entfernen, oder gar ohne Verstand und Urtheilskraft für sich allein agiren. Sie werden als-

dann gemeiniglich von jedem geschlagen, der sich diese geringe Mühe nehmen will.

Wie oft hat nicht die Phantasie mit ihrem wilden, rauschenden Fluge Ideen aufgejagt, die sich vor dem Falkenauge der Vernunft versteckt hielten, und die diese nachher mit Begierde ergriff! Es ist mit dem Erfinden eine ganz eigene Sache. Die Wünschelruthen, die man dazu vorgeschlagen hat, schlagen nur dem auf Gold, der es ohne sie wohl auch gefunden hätte. So ist Bacon's Organon freylich ein vortreffliches heuristisches Hebzeug; aber es will gehoben seyn. Ich habe Leute gekannt von schwerer Gelehrsamkeit, in deren Kopf die wichtigsten Sätze zu Tausenden, selbst in guter Ordnung, beysammen lagen: aber ich weiß nicht, wie es zuging, ob die Begriffe lauter Männchen oder lauter Weibchen waren — es kam nichts heraus. In einem Winkel ihres Kopfes lag Schwefel, im andern Kohlenstaub, im dritten Salpeter genug: aber das Pulver hatten sie nicht erfunden. — Was ist das? — Hingegen gab es wiederum Menschen, in deren Kopf sich alles sucht und findet und paart, und läge es auch anfangs eine ganze Kopfbreite aus einander. Es ist, als wären die Stamina großer Gedanken in einem reineren Menstruum feiner aufgelöst und leichter aufge-

hängt, um sich sogleich nach Gesetzen der natürlichen Verwandtschaft anzuziehen, und zu den schönsten Formen zu sammeln.

Wenn unsere jetzt im Schwung gehende registerartige Gelehrsamkeit nicht bald zu ihrem Winterstillstand kommt, so ist allerdings viel zu befürchten. Der Mensch lebt allein, um sein und seiner Mitmenschen Wohl so sehr zu befördern, als es seine Kräfte und seine Lage erlauben. Hierin kürzer zu seinem Endzwecke zu gelangen, nutzt er die Versuche seiner Vorfahren; er studiert. Ohne jene Absicht studieren, bloß um sagen zu können, was andere gethan haben, das heißt, die letzte der Wissenschaften treiben. Solche Leute sind so wenig eigentliche Gelehrte, als Register-Bücher es sind. Nicht bloß wissen, sondern auch für die Nachwelt thun, was die Vorwelt für uns gethan hat, heißt ein Mensch seyn. Soll ich, um nicht noch einmahl zu erfinden, was schon einmahl erfunden ist, mein Leben über der Gelehrten Geschichten zubringen? Sagt man doch Dinge vorsätzlich zweymahl, und man nimmt es einem nicht übel, wenn nur die Einkleidung neu ist. Hast du selbst gedacht, so wird deine Erfindung einer schon erfundenen Sache gewiß alle Mahl das Zeichen des Eigenthümlichen an sich tragen.

Aus dem Wandsbecker Bothen.

Das Genie, das eigentlich eine Gabe der Natur ist, erhält eine verschiedene Richtung, nachdem der ganze individuelle Zustand, in dem der Mensch sich befindet und befunden hat, verschieden ist. Da thun Wiege und Amme, Fibel und Wohnung, Sprache, Religion und Gelehrsamkeit u. s. w. das ihrige es zu erdrücken oder in Gang zu helfen. Ein ganz besonderes Verdienst im Erdrücken hat die Philosophie, wie sie auf Schulen gang und gebe ist. Die Herren Philosophen, die von Allgemeinheiten gehört haben, die tief in der Natur verborgen liegen sollen, und durch Hebammenkünste zur Welt gebracht werden müssen, abstrahiren der Natur das Fell über die Ohren, und geben ihre nackten Gespenster für jene Allgemeinheiten aus; und ihre Zuhörer, die an diese Gespenster gewöhnt werden, verlieren nach und nach die Gabe, Eindrücke von einer Welt zu empfangen, in der sie sind. Alle Haken ihrer Seele, die an die Eindrücke der wirklichen Natur anpacken sollen, werden abgeschliffen, und alle Bilder fallen ihnen nur perspectivisch und dioptisch in Aug' und Herz.

Frage aufrichtig dein eigenes Herz, ob es nicht etwas anderes ist, was dich zum Wollen bewegt, als

das bloße Wissen? Ob die Räder des Wissens und des Wollens in dir immer mit einander, und ob du nicht sogar bisweilen, wenn du das Rad des Besserwissens in der Ferne umgehen hörest, ob du dann nicht bisweilen mit Fleiß abwärts und aus dem Wege gehest, damit du seinen Laut nicht vernehmest?

Künste und Wissenschaften sind höchstens, wofür sie auch in alten Zeiten nur gegolten haben, ein Weg und nicht das Ziel; und wer sie für das Ziel nimmt, der verkauft seine Erstgeburt um ein Linsengericht; der sattelt in der Wüste ab, um das Pferd zu bewundern und bewundern zu lassen, mit dem er weiter und in's gelobte Land reiten sollte, wo der große Almosenpfleger wohnet.

Mich dünkt, wer was Rechtes weiß, muß — muß — Säh' ich nur einmahl einen, ich wollt' ihn wohl kennen; mahlen wollt' ich ihn auch wohl, mit dem hellen, heiteren, ruhigen Auge, mit dem stillen, großen Bewußtseyn. . . Breit muß sich ein solcher nicht machen können, am allerwenigsten andere verachten und fegen. O, Eigendünkel und Stolz ist eine feindselige Leidenschaft! Gras und Blumen können in der Nachbarschaft nicht gedeihen.

Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anschauungen längst schon lebendig wirkten, ehe die Philosophie sie demonstrirte; und wie kraftlos öfters die demonstrirtesten Wahrheiten für das Gefühl und den Willen bleiben: so erkennt man, wie wichtig es für das praktische Leben ist, die Erkenntnisse der Wissenschaft wieder in lebendige Anschauungen umzuwandeln.

Schiller.

Aus Herder.

Das Reich der geistigen Anlagen und ihrer Ausbildung ist die eigentliche Stadt Gottes auf der Erde, in welcher alle Menschen Bürger sind, nur nach sehr verschiedenen Classen und Stufen. Glücklich ist, wer zur Ausbreitung dieses Reiches der wahren inneren Menschenschöpfung beytragen kann; er beneidet keinem Erfinder seine Wissenschaft und keinem König seine Krone.

Jede vermehrte sittliche Aufklärung erleichtert den bürgerlichen Regierungen die Sorge für die öffentliche Glückseligkeit.

Mäßigkeit des sinnlichen Genusses ist ohne Zweifel eine kräftigere Methode zur Philosophie der Humanität, als tausend gelernte künstliche Abstractionen.

Wer sich um Weisheit müht, und nicht anwendet die Weisheit,
Gleicht dem Manne, der pflügt, aber zu säen vergißt.

Das Vermögen zu fehlen konnte oder wollte die Gottheit uns nicht nehmen; — sie legte es aber in die Natur des menschlichen Fehlers, daß er früher oder später sich als solchen zeigen, und dem rechnenden Geschöpfe offenbar werden mußte. Wir haben daher die Gottheit zu preisen, daß sie uns bey unserer fehlbaren, schwachen Natur Vernunft gab, einen ewigen Lichtstrahl aus ihrer Sonne, dessen Wesen es ist, die Nacht zu vertreiben, und die Gestalten der Dinge, wie sie sind, zu zeigen.

Zunftabschließungen im Felde der Wissenschaften sind zu unserer Zeit eben so lächerlich als verächtlich; am meisten sind sie's in der Philosophie: denn der Geist der Philosophie läßt sich durch ein Diplom eben so wenig erwerben als sichern. Woher denn hat die Meta-

physik ihre Worte? Aus der Sprache. Diese ist aber ein Gemeingut; jeder kann für ihre Bestimmtheit rechten. Wessen sind die Seelenkräfte, die der Philosoph zergliedert, betrachtet, anwendet? Der Menschheit. Wer Mensch ist, trägt sie in sich; er darf zu Menschen über ihren Gebrauch und Mißbrauch reden.

* * *

Es ist wohl angenehm, sich mit sich selbst
Beschäftigen; wenn es nur so nützlich wäre!
Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen: denn er mißt nach eig'nem Maß
Sich bald zu klein, und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jeden, was er sey.

Göthe.

Aus Jean Paul Friedr. Richter.

Leider ist für einen jungen Menschen das erste System, das wenigstens etwas auf so viele dunkle Fragen seiner Brust antwortet, immer despotisch — er müßte ein zweytes bey sich führen, um das erste abzuwehren.

In der Philosophie ist das bloße Talent ausschließend dogmatisch, sogar mathematisch, daher intolerant (denn die wahre Philosophie wohnt nur im Menschen, der die Menschheit wiederspiegelt), und er numerirt die Lehrgebäude und sagt, er wohne in N°. 1 oder 99, oder so — indeß sich der große Philosoph im Wunder der Welt, im Labyrinthe voll unzähliger Zimmer, halb über, halb unter der Erde, aufhält. Von Natur hasset der bloß talentvolle Philosoph, sobald er seine Philosophie hat, alles Philosophiren: denn nur der Freye liebt Freye.

Jeder Mann von Genie ist ein Philosoph, aber nicht umgekehrt. Ein Philosoph ohne Geschichte ist einseitiger, als ein Politiker. Wer irgend ein System mehr annahm als erfand; wer nicht vorher dunkle Ahnungen desselben hatte; wer nicht vorher wenigstens darnach lechzte — kurz, wer nicht seine Seele als einen vollen, warmen, mit Keimen ausgefüllten Boden, der nur auf seinen Samen wartete, empfand: der kann wohl ein Lehrer, aber kein Schüler der zum Brotstudium erniedrigten Philosophie seyn; und kurz, es ist einerley, welchen Ort man zur philosophischen Sternwarte besteige, einen Thron oder einen Pegasus, oder eine Alpe, oder ein Cäsarslager, oder eine Leichenbahre; und sie sind fast alle höher, als ein Katheder im Disputatorio.

Schlimm würdest du es haben, wenn du die ausgekernten hohlen Wörter der jetzigen Philosophie als Samen zu Thaten brauchen wolltest: es würde nichts Lebendiges aufgehen. Und gegen die vollblütigen Triebe, gegen die eindringenden Versuchungen würdest du an ihnen ungefähr eine Mauer haben, wie die im Shakespeare ist — nähmlich ein wenig Mörtel und ein Stein, von Peter Schnauz gehalten.

Philosophie ist kein Brotstudium, sondern geistiges Brot selber und Bedürfniß — aber man kann weder sie noch Liebe lehren; beyde zu früh, entmannen Leib und Seele.

Nicht das Geschrey, sagt ein chinesischer Autor, sondern der Auffing einer wilden Ente, treibt die Heerde zur Folge und zum Nachfliegen.

Gewisse Schönheiten wie gewisse Wahrheiten — wie Sterbliche halten beyde noch für zweyerley — zu erblicken, muß man das Herz eben so ausgeweitet haben, als den Kopf.

Jede Wissenschaft, jeder Stand, jedes Alter, jedes Jahrhundert machen einseitig und verrücken das Al-

tarblatt des Universums zu einem Vexierbild: also lerne, versuche und erlebe so gut du kannst, Alles, wenigstens Allerley! — Beschütze gegen die Despotie jedes Systems deine höhere poetische Freyheit durch das Studium aller Systeme und unähnlicher Wissenschaften. Lerne philosophisches Maß an den Alten, und am brittischen Koloß Bacon, der, wie der rhodische mit seiner Leuchte den Schiffen, die unter seinem Leib durchstreichen, lang nachleuchtet. Lerne sokratische Freyheit und Form an Plato, Wieland, Lessing und Bayle. Lerne Stoff aus Hamsterhuys, Jakobi, Leibnitz und Bacon. Und gehe besonders nie unter Philosophen, ohne eine Kronwache von Physikern, Geschichtschreibern und Dichtern um dich zu haben. Vorzüglich handle! o in Thaten liegen mehr hohe Wahrheiten, als in Büchern! Thaten nähren den ganzen Menschen von innen, Bücher und Meinungen sind nur ein warmer, nahrhafter Umschlag um den Magen. Statt daß die jetzigen matten, liebelosen Philosophen, gleichsam zerbröckelnde, von der Sonne calcinirte Lichtmagnete, nichts mehr lieben, als — ein Auditorium, und gleich den Kindern im Scharlachfieber, nur heiße Stirnen aber kalte Hände (zum Handeln) haben, wird dann bey dir der Baum der Erkenntniß, mit dem Baume des Lebens ablactirt, herrlich treiben und tragen. — Und dann wird dir ein Gott den Glauben zeigen, dessen

Wurzeln mit dir geboren wurden, und den die Winde des Lebens nicht umreißen, und unter dessen Zweigen du Schatten und Düfte und Früchte findest!

Aus Fr. H. Jakobi.

Wir wollen den Leuten eine Vernunft machen, wodurch sie vernünftig, eine Tugend, wodurch sie tugendhaft werden; und sie werden vernünftig und tugendhaft, wie man durch Alchymie reich wird. Die Pferde sind hinter den Wagen gespannt, und wir sind eingestiegen, hören die blasenden Hörner, das Klatschen der Peitschen, ein Juchhe und Vivat der umgebenden Menge, und glauben, im vollen Flug zu seyn.

Wer in gewisse Erklärungen sich einmahl verliebt hat, der nimmt jede Folge blindlings an, die nach einem Schlusse, den er nicht entkräften kann, daraus gezogen wird, und wäre es, daß er auf dem Kopfe ginge.

Es wäre die größte Thorheit zu glauben, man könne das Philosophiren auch wohl übertreiben. Das Philosophiren übertreiben, hieße die Besinnung übertreiben.

Alle Begriffe der Menschen beziehen sich zuletzt auf eigene Erfahrungen, d. i., wenn ich streng philosophisch reden darf, auf eigene Handlungen. Wir gehen von der sinnlichen Empfindung über zu der Handlung, von Handlungen zu Grundsätzen, von der Anschauung zur Erkenntniß, so daß beyde letztere vereinigt allein den Genuß der Wahrheit und Weisheit geben. Also was die Erfahrungen und die Handlungen der Menschen am mehresten einschränkt, das verkümmert auch am mehresten ihre Einsicht; und wir sehen Geist, Charakter, Denkungsart im Ganzen überall sich nach der äußerlichen Lage der Gesellschaft bilden, mit ihren Gegenständen sich erheben oder sinken. Hier liegt das große Geheimniß eingewickelt, worüber schon so viel sophistisirt wurde, von der Gewalt der Meinungen auf der einen Seite, und von ihrem Unvermögen auf der andern.

Nicht nur ist vor allen wissenschaftlichen Theorien und philosophischen Systemen, sondern es bleibt auch vorwaltend über ihnen allen der inwendige Seher und Richter, die weissagende Vernunft, der schöpferische, der in sich gewisse Geist. Kein logisches Kunstwerk vermag diesen Geist zu vertreten, und seine wirkliche unmittelbare Gegenwart in dem von ihm zeugenden Gefühle entbehrlich zu machen. Es ist vielfältig und

schon von alten Zeiten her angemerkt worden, daß Theorien und Philosophien des Wahren, Guten und Schönen, Ethiken, Ästhetiken und Metaphysiken, erst dann in wachsender Menge hervortraten, wenn die lebendige Erfassung des Wahren, des Guten und Schönen geschwächt, der Geschmack unsicher geworden, die Kunst gesunken, Tugenden und Sitten durch verkehrte Zumischung verderbt sind. Wie verschwunden aus der lebendigen Wirklichkeit ist der mächtige, der gewisse Geist, und man fragt nun die Todten. Leichen werden eröffnet, um zu finden, woher ihnen das Leben kam. Eitle Versuche! Wo das Herz nicht mehr schlägt und treibt, wo die Gefühle schweigen, da bemüht sich umsonst der Verstand mit allen seinen Künsten, den mit Wunderkraft begabten Seher wieder aus der Gruft hervorzurufen. Nicht einmahl ein Schatten, nur ein Blendwerk erscheint, gaukelt, und offenbaret Trug.

Ehrwürdig ist die Wissenschaft da, wo sie seyn kann und wirklich ist; ehrwürdig die zur Fertigkeit gediehene, ihrer selbst mächtig gewordene, erfahrene Kunst: ehrwürdiger doch und herrlicher die ihren Theorien vorleuchtende Ahnung; ehrwürdiger und herrlicher der sie prüfende, ihren Werth bestimmende Geist, dem sie wohl dienen, ihn selbst aber nicht erzeugen kann.

Verachtet man darum Sprache und Schrift, Buchstaben und Wort, weil man sagt: Diener sind sie? —

Verachtet man darum die Natur, weil man spricht: über ihr ist ein Gott, ihr Urheber, und sie wäre ohne dieses Über-Ihr nur ein Gespenst? —

Der religiöse bloße Idealist, und der religiöse bloße Materialist theilen sich nur in die beyden Schalen der Muschel, welche die Perle des Christenthums enthält.

Aus

Wizenmann's Resultaten

der Jakobischen und Mendelssohn'schen Philosophie.

Lieber wollte ich die Philosophie aus der Geschichte, als die Geschichte aus der Philosophie bestätigen. Geschichte ist die Quelle, aus der alles geschöpft werden muß; und die Erkenntniß dessen, was da war und da ist, ist die einzig wahre Philosophie. Eine einzige neue Thatsache stürzt die glänzendsten Systeme; und mit Hülfe dieser einzigen werden auf ihren Trümmern neue Systeme errichtet. Thatsachen herrschen über die Philosophie, wie das Schicksal über die Welt, und es ist gleich lächerlich, sich in dieses oder in jene nicht finden wollen.

„Der Verstand des Menschen hat sein Licht nicht in ihm selbst, sondern der Verstand entwickelt sich durch den Willen, der ein Funken aus dem ewigen, reinen Lichte, und eine Kraft der Allmacht ist. Wer mit diesem Lichte geht, aus diesem Vermögen handelt, der wird aus einer Klarheit in die andere geläutert, der erfährt seinen Ursprung und seine Bestimmung: denn wo die menschliche Natur sich also hebt, da muß die schaffende Liebe in der That fühlbar, es muß am Ende unmöglich werden, daß der Mensch an dem ihn durchdringenden Daseyn seines Gottes zweifle" *).

Oder ist es etwa allgemeinhin nicht wahr, daß der Unglaube, die Zweifelsucht, und die fürchterliche Kälte unserer und anderer Zeiten nicht aus dem Verstande, sondern aus dem Willen oder der Gesinnung entsprungen sind? Ist es nicht wahr, daß der verkehrte Wille bey weitem öfter den Zweifler hervorgebracht hat, als der äußerlich mißleitende Verstand? Springt die Quelle des Irrthums nicht in unserem Herzen? und ist es nicht das traurige Loos der Menschheit, die Wahrheit durch Ungerechtigkeit aufzuhalten und durch Lüste in Irrthum sich zu verderben? Die Blindheit des Heidenthums ist keine andere, als die Blindheit der Christenheit, und die Blindheit der Christenheit keine an-

*) Worte von Jakobi.

dere, als die Blindheit des Heidenthumes: Herzens- und Sitten-Verderbniß, und darauf erfolgter Wahn und Dünkel der Vernunft.

Soll man nun das Verderbniß wo anders aufsuchen, als bey der Quelle? Kann das Übel anders geheilt werden, als durch Hebung der Ursache?

„Kehre an die Stelle zurück," ruft Jakobi dem Zweifler zu, „wo du wohl weißt, daß dein Wille unrein wurde; wo du aus Ungehorsam, nicht aus Gewissen, das Gesetz, unter welchem du standest, übertratest, den Glauben verließest, der in dir war, Wort und Treue brachest; geh' von neuem dem Lichte nach, von welchem du damahls dich wegwendetest — oder einem andern, welches an derselben Stelle dir erscheinen wird: nur sey treu von nun an, und halte Glauben, wie der Glaube, den du annimmst, sich auch nennen möge; nur entsage dem Dünkel deiner Willkühr: denn der läßt dich ohne Geboth seyn, wie das Vieh, ohne Licht und Recht. — Aus dieser Treue soll das Licht deiner Überzeugung kommen; aus dieser Treue die Erkenntniß des Göttlichen und Gottes.

Das Leben des Gemüthes.

Du wirfst vom Ufer einen schwachen Stein,
Es sey nun auf des Bogens kühnen Schwingen,
Sey's senkrecht, in des Wassers Schooß hinein —
Die Fläche kräuselt sich in hundert Ringen.

So theilet auch der freye Menschengeist
Verwandten Geistern mit die tiefe Blüthe,
Und alles Große, so die Folge preist,
Erzeugte sich im brütenden Gemüthe.

Ihm schwebte vor der Schönheit hohes Bild;
In stiller Nacht, wann Sternengruppen zogen,
Enttauchte hold verschämt und unverhüllt
Die Göttinn Cyperns grünen Meereswogen.

Nun trachtet das Gemüth, was es geschaut,
Dem Stoffe, der sich biethet, aufzudrücken;
Und was es liebend bildet, dichtet, baut,
Der hohen Göttinn Tempel soll es schmücken.

Nach außen selten, stets in sich gekehrt,
Der Sehnsucht zu verwirklichen ergeben,
Verbreitet es, von Wenigen geehrt,
Weit über Gruft und Zeit sein heilig Streben.

Mayrhofer.

Raphael.

Ein Gespräch *).

Friedrich. Nun, o Lieber, sage, was du von Belvedere denkest?

Willibald. Ich bin verwirrt von all den Herrlichkeiten, welche wir diesen Nachmittag gesehen.

Fr. Das glaub' ich dir, es geschah auch nur, um dir eine Übersicht der Kunstschätze zu verschaffen, und in dir die Überzeugung zu begründen, daß unsere Fürsten auch darauf dachten.

W. Beydes gelang dir nach Wunsche, und somit wäre ich wieder eines Vorurtheils gegen unser Vaterland los, welches, wie gewöhnlich, die Unwissenheit zur Mutter hatte.

---

*) Aus der Schrift: „Das Leben Raphaels.", Von einem Gleichzeitigen. München 1817.

Fr. Aus den Gemählden, die uns zu Gesichte kamen, welches hat dich am meisten entzückt?

W. Die zwey Madonnenbilder von Raphael von Urbino.

Fr. Du hast Recht, Lieber, daran Freude zu haben; sie sind vortrefflich, wiewohl wir so manches Stück besitzen, das diesen gleich kömmt, ja sie übertrifft. Indessen hast du in mir durch den Nahmen Raphael den Reitz erregt, über diesen unsterblichen Künstler Mehreres mit dir zu plaudern.

W. Thue das Friedrich, und lagern wir uns auf jener Bank. Wir überblicken da den Garten mit seinen grünenden Bäumen, die Stadt mit ihren in Abendgold getauchten Thürmen, und Stücke des mit Reben gewirkten und von blauen Bergen begränzten Landes — so — und nun rede viel über Raphael.

Fr. Möchte ich gut reden! auf daß mich die Natur, die webend und schaffend, herrlich vor uns sich ausbreitet, nicht zu sehr beschäme. Sein kurzes, aber schöpferisches Leben kennst du im Allgemeinen, aber einzelne Parthien desselben gedenke ich herauszuheben, welche dir, entweder fremd, oder, wie es geschieht, unbeachtet geblieben sind. Denn, glaube mir junger Freund, fruchtbringend ist die Beschauung und Prüfung des Lebens eines Mannes, der unvergängliche Werke hervorbrachte, sey es nun als Mahler oder Tonsetzer, als

Baumeister oder Dichter, als Philosoph oder Gesetzgeber. Wer viel gethan hat, an dem ist viel zu lernen. Auch unser Raphael, welchen die Natur mit den üppigsten Anlagen für die Kunst ausschmückte, war lange — lange Zeit Lehrling, ja bis zu seinem Tode setzte er seine Lehrjahre fort, innigst überzeugt, daß das bloße Genie nicht auslange, wo es sich darum handelt, etwas zu Stande zu bringen, was ferne Zeiten noch für schön, harmonisch und durchaus gelungen erkennen sollen.

W. Seinen ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, Johann Sanctio, wofern ich nicht irre?

Fr. Den er auch bald übertraf, und welcher ihn zu dem gefeyerten Peter von Perugia in die Schule gab. Peters Werke nun studierte er fleißig, und die Himmelfahrt Mariens bewies, mit welchem Erfolge. Der Schüler überflügelte den Meister, dieser aber rein von kleinlicher Eifersucht, dankte Johann, daß er seine Schule durch den ausgezeichneten Sohn geehrt habe, und liebte Raphaelen wie zuvor.

W. Ein Benehmen, das eben so selten, als edel zu nennen ist.

Fr. Tausende an Raphaels Stelle, der in seinem sechszehnten Jahre einen Ruf erlangt hatte, wie andere nicht im sechzigsten, wären nun, bewundert und ausposaunt, stehen geblieben. Denn betäu-

bend ist der Einfluß des frühe gewordenen Lorbeers auf das menschliche Gehirn, und gewöhnlich hemmend für die schönere männliche Entwickelung unserer Anlagen.

W. Und wahrlich nur ein seltener Mensch widersteht diesem Einflusse aus Demuth, oder in der feurigen Ahnung, daß es noch höhere Preise gebe.

Fr. Von Perugia zog Raphael nach Siena, um die dortige Bibliothek mit seinem Pinsel zu schmücken. Pinturicchio empfahl ihn, aber bald zog er, durch Leonardo's und Buonarotti's Ruf gelockt, nach dem prächtigen Florenz, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Hier gefiel er sich ungemein, theils weil er vorzüglichere Muster zur Nachbildung vorfand, theils weil seinem offenen Sinne die Schönheit der Stadt und freundschaftliche Umgebungen wohl thaten. Der Tod seines Vaters ruft ihn nach Urbino, und später finden wir ihn zu Perugia; in beyden Städten hinterließ er unsterbliche Denkmahle. Doch beständig trieb ihn sein Herz nach Florenz. Wie sehr er durch anhaltendes Studium daselbst zunahm, beurkundete er durch das Gemählde für die Capelle Baglioni zu Perugia. Leonardo's, Fra Bartolomeo's und anderer Vorzüge erschienen in ihm concentrirt, und Rom eiferte ihn zu besitzen. Seine Schule der Philosophen gewann ihm, die

Gunst Julius II. *), welcher Befehl gab, alle älteren und neueren Mahlereyen wegzunehmen, auf daß Raphael sämmtliche Säle allein ausmahle. Julius Tod, und des Mediceers Leo Erhebung auf den päpstlichen Stuhl störten ihn in seinen Schöpfungen nicht, von denen jede die andere an Vollkommenheit übertraf. Unter ihnen befindet sich sein Burgbrand. Die Decke des Saales, wo er dieses Gemählde verfertigte, war von Meister Peter übermahlt, daher setzte sich Raphael gegen die Zerstörung derselben.

W. Ein zarter Zug seines dankbaren Gemüthes, nur recht viele ähnliche Züge von unserem Raphael.

Fr. Sie fehlen nicht in seinem Charakter; er war beständig umringt von seinen Schülern, die an ihm einen Freund, ja Vater besaßen.

W. Ein so guter Mensch mußte wohl zahlreiche Freunde haben.

Fr. Allerdings und zwar sehr geistreiche Männer.

---

*) Auf dem herrlichen Gemählde Raphaels, sagt Stolberg in seiner Vorrede zum Platon, welches unter dem Nahmen: die Schule von Athen, so berühmt ist, werden uns Platon und Aristoteles als neben einander stehend vorgestellt. Platon schaut mit weiser Trunkenheit gen Himmel, Aristoteles sieht mit durchdringendem Blicke auf den Boden, als läge die ganze Natur und mit ihr der Mensch in allen seinen irdischen, also auch geselligen Verhältnissen, ihm zu Füßen.

Ich brauche dir nur Ariost, Aretin, Peter Bembo, Paul Giovio und Andreas Fulvio zu nennen. Ein Umgang, der auf seine Erzeugnisse den wesentlichsten Einfluß übte.

W. Lieber Freund, ich habe mich so oft geärgert über Tonkünstler, die, während sie andere entzücken, nichts zu empfinden scheinen, oder wenn sie ihr Instrument weglegen, unbedeutende, ja bisweilen rohe und abstoßende Menschen sind.

Fr. Ist Rohheit oder Einseitigkeit schon widerlich an solchen, die Gedanken ausführen, wie vielmehr an jenem, der sie denkt. Sind doch die Musen Schwestern, die sich lieben, und wer eine beleidigt, setzt sich der Gefahr aus, von allen im entscheidenden Augenblicke verlassen zu seyn. Raphael, von dieser Ansicht durchdrungen, beschäftigte sich mit dem Studium der Poesie und Geschichte, und ließ keinen Zweig des Wissens unbeachtet, der mit seiner Kunst zusammenhing.

W. Gewiß war er auch so glücklich ein weibliches Wesen zu finden, das sich liebend und geliebt an ihn schloß.

Fr. Davon Mehreres im Verfolge, Willibald; laß uns den Gang seiner weiteren Bildung betrachten. Schon in Florenz hatte er sich von der Unzulänglichkeit und Trockenheit der Manier Peters von Perugia überzeugt, und einen vollkommneren Styl angeeignet. In Rom aber, wo er zum Theil vor sei-

nen Augen Michel Angelo's großartige Arbeiten entstehen sah, wurde es ihm klar, daß er neuerdings Schüler werden müßte, um dem Ideale näher zu kommen, welches ihm als Künstler vorschwebte.

W. Angelo und er wurden also Rivalen.

Fr. Doch so, daß Raphael oftmahls äußerte, er danke dem Himmel, der ihm vergönnt habe, Angelo's Zeitgenosse zu seyn, weil er ihn einen besseren Styl, als der Perugianer gelehrt hätte.

W. Sein Schüler! sonderbar, und doch in den zwey Bildern im Belvedere eine Grazie und Zartheit, welche Angelo's Charakter nicht ist.

Fr. Um gehörig zu beurtheilen, in welchem Maße Raphael jenen nachahmte, müßten wir alle Gemählde, welche in dieser Periode entstanden, vor uns haben. Übrigens vergiß nicht, daß Raphael ein origineller Kopf war, und als solcher niemahls zum „imitatorum pecus" herabsinken konnte. Was er empfing oder aufnahm, verarbeitete er nach seiner Weise, und besiegelte es mit seiner himmlischen Individualität.

Michel Angelo's Bekanntschaft veranlaßte bey ihm das Studium des Nackten, theils nach Anatomien, theils nach Antiken; wie er denn auch in dieser Absicht Zeichner in allen Gegenden, selbst bis nach Griechenland unterhielt, und selbst emsig nach griechischen Mustern zeichnete.

W. Aber mein Gott, was unternimmt er nicht alles? ich sollte denken, er hätte sich auf das Feld, das ihm das Christenthum und die Romantik anbothen, beschränken können; herrlich und weit genug ist es, um noch manche Raphaels zu befriedigen. Auch vertragen sich, nach meinem Ermessen, jene sinnlichen Gestalten schlecht mit unseren Begriffen von Zucht und Würde, und am wenigsten mit seinen Madonnen.

Fr. Ich bemerke dir dagegen, daß er Baumeister war. Florenz und Rom bezeugen es, wie er denn auch ein Modell der Peterskirche verfertigte. Ferner war er Bildhauer. Diese doppelte Eigenschaft leitete ihn nothwendiger Weise zum Studium der Alten, welche die größten Werke der Architektur und Sculptur erzeugten. Als Mahler konnte er sie noch weniger missen. Vermagst du dir vorzustellen, daß der durchaus edle Leib, daß die hinreißende Draperie an der sitzenden Madonna, die wir heute sahen, entstehen konnten, ohne vertraute Bekanntschaft mit der Natur und den Schöpfungen der Alten. Vergegenwärtige dir einmahl die Verzeichnungen und Verirrungen der deutschen Schule. Unsere Landsleute zeichneten und mahlten fleißig darauf los, mit einer Anstrengung und Gemüthlichkeit, welche Bewunderung verdienen, aber den Canon des Schönen und Wahrhaften, mit einem Worte des Classischen, hatten ihnen der Sturz des Rö-

merreichs, die Völkerwanderung, der Feudalism und der Mönchsgeist versteckt. Endlich hellte Constantinopel Italien, und Italien das übrige Europa auf. Würden diese Männer nun, da die Quellen hellenischer Kunst geöffnet sind, aufstehen, wahrlich sie schüfen in einem andern Geiste.

W. Nun werden mir deine sauern Mienen bey manchen Gemählden in der Kunstausstellung begreiflich. Du glaubst demnach nicht, daß die altväterische Manier fußen werde?

Fr. So wenig als die gothische Poesie oder die chinesische Baukunst, die manchmahl Tagesordnung zu werden scheint. Es sind Verirrungen und weiter nichts — die Zeit wird mich rechtfertigen.

W. Woher erklärst du sie aber?

Fr. Aus dem Schmerze der Deutschen über die schmähliche Lage ihres Vaterlandes und seine politische Ohnmacht, und dann aus ihrer Sehnsucht nach einer Zeit, wo sie ehrlicher und kraftvoller dastanden. Ihre Vorfahren wurden ihnen beneidenswerth, und alles an ihnen, selbst das Abgeschmackte und Irrige, achtbar und nachahmungswürdig. Das Wiederaufleben unseres Volkes wird diese Richtung verändern.

W. Nun, o Lieber, weiter von Raphael.

Fr. In seinem dritten Style nun gewahren wir die höchste Vollendung der Zeichnung, des Colorits,

der Einheit und des Ausdruckes. In diese Periode fällt die heilige Cäcilia zu Bologna, welche vielen für sein gelungenstes Gemählde gilt. Den Triumph seiner Kunst aber feyerte er mit seiner Verklärung. Leo hatte ihm die Oberaufsicht über alle Werke gegeben, die er im Vatican verfertigen ließ. Wäre alles Übrige von Raphaels Hand verloren gegangen, dieser Pallast allein würde seine Unsterblichkeit sichern.

W. In welchem Zeitraume erschuf er die unsterblichen Dinge?

Fr. In dreyzehn Jahren, binnen welchen er beynebst zahlreiche und köstliche Arbeiten für Privaten vollendete.

W. Unbegreiflich!

Fr. Und nun von seiner unseligen Leidenschaft und seinem Ende. Jedem von uns, guter Willibald, ist ein Sinn, nicht nur für das, was gut, sondern auch was schön ist, angeboren, nur muß er gehörig entwickelt, geregelt, und auf würdige Gegenstände würdig angewendet werden. Der thierische Mensch will das, was ihm als schön vorschwebt bloß genießen, gleichgültig gegen die Vervollkommnung oder Zerstörung des Gegenstandes, der ihm anzieht. Derjenige, welcher sich von der Thierheit durch eine Wissenschaft, Kunst, oder andere edlere Beschäftigung mehr losriß, aber doch seine Vernunft nicht zur Herrschaft der

Triebe erheben konnte, ist natürlich feiner im Genusse, der nichts desto weniger Hauptzweck für ihn bleibt; um denselben flicht er alle Blüthen seiner Phantasie und Kunst, ungefähr wie es die Alten mit den Thieren hielten, die sie opfern wollten. Solche aber, in denen die vernünftige Natur vorwaltet, fühlen tief, doch rein, die Schönheit, demnach trachten sie nicht so sehr zu besitzen und zu genießen, als zu veredeln. Denke an Sokrates, denke an Petrarka. Dieses Gefühl, ausgesprochen durch ein von niederer Lust unentweihtes Leben, wahrlich es ist eins der achtbarsten an Menschen, aber nur durch Kampf und Selbstbezwingung gelangt er dazu. Ja auch unser Raphael äußerte oft, „er werde von einem Entzücken hingerissen, nicht zum Geschlecht, sondern zur Schönheit desselben, und von den herrlichen Antlitzen weiblicher Wesen nähre sich seine Kunst." Doch widerstand er nicht dem Zauber der Sinnlichkeit, welcher ihn bestrickte, und seinen Tod im 37. Jahre begründete.

W. Friedrich! beklagen wir seinen frühen für die Kunst unersetzlichen Verlust, und dessen Veranlassung; übrigens laß uns billig seyn, und bedenken, daß er in einer verderbten Zeit lebte, daß er ein Mahler war, welcher die Bahn brach, und daß er sich immer so freundlich, wohlwollend und liebenswürdig benommen.

Fr. Diese Rücksichten mildern wohl seine Verirrungen, ohne sie aufzuheben. Wessen Schläfe Venus Urania schon bey der Geburt küßte, von dem dürfen wir mit mehr Recht, als von andern erwarten, daß er sich ihrem reinen Dienste weihe. Laß uns über uns wachen, und im Busen die Flamme einer höheren Liebe unbefleckt erhalten.

W. Gott gebe sein Gedeihen. Sieh', leichte Nebel lagern sich über Garten und Stadt, und der Stern des Abends schwimmt auf dem dunkleren Grunde des Himmels, laß uns gehen.

Fr. Wenige Worte noch. Seine Leiche wurde in einem Saale feyerlich ausgestellt und zu seinem Haupte die Verklärung aufgerichtet. Leo beweinte mehr als die übrigen des Künstlers Tod, und auf sein Geheiß verfertigte Peter Bembo die Grabschrift:

Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens et moriente mori.

Und nun komm'!

M.

Gedanken

über verschiedene Gegenstände.

Im Fortschreiten des menschlichen Geistes nach jener Bildung und Vollkommenheit, die er ahnet, ereignet es sich oft, daß er Wahrheiten entdeckt, die ihm schaden, indem sie Irrthümer vernichten, die er früher mit den wichtigsten Sätzen in eine unnothwendige Verbindung brachte. So wäre es zur Zeit, da Sokrates lebte, unmöglich gewesen, die Fabeln von den Schicksalen der Götter aufzuheben, ohne den Glauben an eine höhere Weltordnung zu erschüttern: so glaubte man später, die runde Gestalt der Erde oder ihr Umlauf um die Sonne streite gegen die Lehren des Christenthums — so widersteht in unserer Zeit manch edles, frommes Gemüth den neueren Entdeckungen der Physik, weil es Freyheit und Tugend dadurch gefährdet glaubt.

Es gibt eine doppelte Unruhe; die eine, die, wie Prometheus Geyer, ewig nur am frisch blutenden Herzen hackt; die andere, die, wie Jupiters Adler, den Liebling der Götter aufwärts trägt.

Nichts ist gemeiner in unserer Zeit als Großes wirken wollen, weil Großes wirken rühmlich ist, und dann nichts wirken, weil Wenig wirken schwer ist.

Der Mensch in moralischer Hinsicht gleicht einem Gewächs, das eines Geländers bedarf, um sich anzuranken und aufzurichten. Bey allem Lebenstriebe kriecht er sonst auf dem Boden herum, ewig suchend, im Suchen sich verwirrend, verknüpfend, — und unfruchtbar.

Es trachten von Natur die Empfindungen unseres Herzens nach dem Tageslicht des Erkennens und Begreifens.

Nur die Leerheit des Herzens erzeugt den Heißhunger des Wissens.

So sollten wir zu seyn wünschen, und nach Möglichkeit zu seyn trachten, wie wir seyn würden, wenn wir alles wüßten. Kleine Seelen aber flüchten sich vor den Machtsprüchen eines aufgeklärten Gewissens in die Höhlen des Irrthums, oder absichtlicher Täuschung, und fürchten nichts mehr, als daß das Licht der Wahrheit sie aus ihren Schlupfwinkeln hinaustreiben werde.

Wenn wir am Rande eines schroffen, glatten Abhanges stehen, ergreift uns beym bloßen Anblick Furcht

und Schwindel: wo aber nur ein Strauch oder Felsenvorsprung die Aussicht in die Tiefe unterbricht, und dem Auge einen scheinbaren Haltungspunct darbiethet, — fühlen wir uns gleich erleichtert und sicherer gemacht, als ob das Dinge wären, von denen wir im Fallen Hülfe erwarten könnten. — So nähern wir uns leichter den Abgründen des Wahn- und Unglaubens, wenn Ausgeburten der Phantasie und des Aberglaubens nur hier und da die grauenvolle Tiefe decken.

Wie eine Saite, die du berührest, nicht nur den verlangten Ton gibt, voll und rein, sondern leise fortklingend, die verwandten Töne dazu, und so in immer leiseren und vollständigeren Accorden fortbebt, und das ganze Reich der Harmonien dem geübten Ohre aufthut, — so sey der Mensch an seinem Platz fest und stark, was Noth und Pflicht gebeut, aber sein inneres Leben entfalte dem Kreis verwandter Seelen, der Menschheit edelste Kräfte, das Göttliche, das Ewige in uns.

A. v. Spaun.

Daß der Liebe, als Leidenschaft, Widerstand geleistet werden soll.

Die Frage: „Ist die Macht der Liebe unwiderstehlich, oder kann der Reitz einer Person so stark auf uns wirken, daß wir dadurch unvermeidlich in einen elenden Zustand gerathen müssen, aus welchem uns nichts als der ausschließliche Besitz dieser Person zu ziehen im Stande ist? habe ich in meinem Leben unzählige Mahl bejahen hören, von Alt und Jung, und oft mit aufgeschlagenen Augen und über das Herz gefalteten Händen, den Zeichen der innersten Überzeugung, und der sich auf Discretion ergebenden Natur. Ich könnte sie auch bejahen, nichts ist wohlfeiler und leichter — ich werde sie auch bejahen, aus Gefälligkeit oder wenn künftige Erfahrungen das Cabinet bereichern, aus dem ich jetzt herausphilosophire; — woran ich aber deßwegen sehr zweifle, weil ein Paar Beyspiele, die, gehörig in's Licht gesetzt, für mich streiten, hinlänglich sind, den ganzen Satz auf ewig zu läugnen. — Ich habe, sage ich, den Satz unzählige Mahl bejahen hören, und bejaht gelesen, in Prose

und in Versen. Aber wie viel Menschen waren darunter, die die Frage ernstlich untersucht hätten? Ich glaube, ich habe die Frage hinlänglich untersucht, — und behaupte nach dieser Untersuchung mit völliger Überzeugung, die unwiderstehliche Gewalt der Liebe, uns durch einen Gegenstand entweder höchst glücklich oder höchst unglücklich zu machen, ist poetische Faseley junger Leute, bey denen der Kopf noch im Wachsen begriffen ist, die im Rath der Menschen und der Wahrheit noch keine Stimme haben, und meistens so beschaffen sind, daß sie keine bekommen können.

Die guten Mädchen haben die Ausdrücke: „Himmel auf der Welt, Seligkeit," — womit manche Dichter die glückliche Liebe belegten, als ewige, unwandelbare Wahrheiten angesehen, und mädchenhafte Jünglinge haben es ihnen nachgeglaubt, da es doch nur weichliches Geschwätz junger Schwärmer ist, die weder wußten, was Himmel, noch was Welt war. Die Benennungen sind nur in so fern wahr, in so fern es wahr ist, daß Mädchen Göttinnen sind.

Die Griechen, nicht nur das weiseste und tapferste, sondern auch das sinnlich reitzbarste Volk, hielten wahrlich die Mädchen nicht für Göttinnen, oder den Umgang mit ihnen für Paradies, oder ihre Liebe für unwiderstehlich. — Doch was führe ich die Griechen an? Gibt es nicht heut zu Tage ein sehr vernünftiges

Volk, das von der lächerlichen, und dabey müßiggängerischen Schwärmerey der Liebe frey ist, ein Volk, dem wir allein den Fortgang in nützlichen Wissenschaften, Besserung des Menschen, und alle große Thaten zu danken haben, — ich meine die Gemeinde der activen, vernünftigen, starken Seelen, die man über die ganze Erde ausgebreitet findet, obgleich manches Städtchen leer ausgehen möchte; der gesunde, glückliche Landmann, den unsere albernen Dichter (wie überhaupt die Natur) besingen und bewundern, ohne ihn zu kennen, sich sein Glück wünschten, ohne doch den Weg dazu wählen zu wollen. Mir läuft die Galle allemahl über, wenn ich unsere Barden das Glück des Landmanns beneiden höre. Du willst, möchte ich immer sagen, glücklich seyn, wie er, und dabey ein Geck wie du, — das geht freylich nicht. Arbeite wie er, und wo deine Glieder zu zart sind zum Pflug, so arbeite in den Tiefen der Wissenschaft, lies Euler oder Haller statt G..., und den stärkenden Plutarch statt des entnervenden Siegwarts, so wirst du glücklich seyn, wie er. Nicht Adel der Seele, nicht Empfindsamkeit, sondern Müßiggang oder doch Arbeit, bey der der Geist müßig bleibt, — und Unbekanntschaft mit den großen Reitzen der Wissenschaft, worin schlechterdings nichts von Lieb und Wein vorkommt, — ist die Quelle jener gefährlichen Leidenschaft, die, ich

getraue es allgemein zu behaupten, sich noch niemahls einer wahrhaft männlichen starken Seele bemächtigt hat. Wenn jemand aus Liebe Einöden sucht, mit dem Mond im Ernst plaudert, so steckt gewiß das Häschen irgendwo im Kopfe, denn eine Schwachheit steht selten allein.

Ich habe sehr hohe Begriffe von der Größe und Würde des Menschen. Einem Triebe folgen, ohne den die Welt nicht bestehen könnte, die Person lieben, die mich zum einzigen Gesellschafter ausersehen hat, zumahl da sie durch tausend andere Dinge eng an unser Herz gekettet ist, und unter den mannigfaltigsten Beziehungen auf uns wirkt, das halte ich sicher für keine Schwachheit, sondern für klare, reine Schuldigkeit, und ich glaube auch, es stehe nicht bey uns, ein solches Geschöpf nicht zu lieben. — Allein ein Mädchen sollte im Stand seyn, mit ihren Reitzen einem Manne seine Ruhe zu rauben, daß kein anderes Vergnügen mehr Geschmack für ihn hätte, und es stehe nicht in seiner Gewalt, sich diesem Zug zu widersetzen, dem Mann, der Armuth, Hunger, Verachtung seines Verdienstes ertragen, ja seiner Ehre wegen in den Tod gehen kann? — Das glaube ich ewig nicht. Dem Gecken wohl, dem weichlichen Schwachen, der nie in irgend etwas Widerstand versucht hat, oder dem Wollüstling, der höhere Vergnügen des Geistes

nicht kennt, als daß ihn ein hübsches Mädchen liebt — aber gewiß keiner eigentlichen Seele. Wenn eine solche je so etwas gesagt hat, so war es ein Compliment gegen die Damen, und zwar ein sehr unartiges, weil es ein Pasquil auf alle vernünftigen Männer ist.

Wenn man aber einer Vorstellung, die sich auf einen solchen Trieb gründet, muthwillig nachhängt, nicht allein nicht widerstehen will, sondern sich gar eine Ehre daraus macht, nicht zu widerstehen, und sich für einen Eingeweihten in die Mysterien der alles beglückenden Natur hält, sobald man sich solche Liebesschlösser in die Luft bauen kann, — ja mein Gott, was ist da nicht unwiderstehlich in der Welt! Wäre doch wohl gar die kranke Frau im Gellert gestorben, wenn der Schneider nicht gekommen wäre. Da ist es freylich kein Wunder, wenn Glück und Ruhe dahin gehen, als hätten sie nie bey einem gewohnt, und es ist noch gut, wenn nur Glück und Ruhe flieh'n. Eine solche Liebe führt ihre Leute oft in Ketten, in's Tollhaus. Die Liebe, die ich dem vernünftigen Manne für anständig halte, verhält sich zu der, gegen welche ich schreibe, so wie die gerechte Zähre des rechtschaffenen Mannes bey dem Tod einer Mutter, gegen das ungezogene Geheul und Haarausreißen des schwachen Pöbels.

Doch ich weiß wohl, wenn ich auch bis an den

jüngsten Tag predigte, so würde doch die Anzahl derer, die jenen Folgen der Liebe standhaft widerstehen, immer die kleinere Zahl seyn. — Aber sind nicht die Leute, die ihr Unglück mit Muth und Gelassenheit ertragen, ebenfalls sehr wenige? Aus dem, was der Mensch jetzt in Europa ist, müssen wir nicht schließen, was er seyn könnte! —

Lichtenberg.

Ueber die Leiden des jungen Werthers.

Weiß nicht, obs 'n Geschicht oder 'n Gedicht ist; aber ganz natürlich geht's her, und weiß einem die Thränen recht aus 'm Kopf heraus zu hohlen. Ja die Lieb' ist 'n eigen Ding; läßt sich's nicht mit ihr spielen wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört, und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt. Der arme Werther! Er hat sonst so feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach Paris oder Peking gethan hätte! So aber wollt' er nicht weg vom Feuer und Bratspieß, und wendet sich so lange d'ran herum, bis er caput ist. Und das ist eben das Unglück, daß einer bey so viel Geschick und Gaben so schwach seyn

kann, und darum ſollen ſie unter die Linde an der Kirchhofmauer neben ſeinem Grabhügel eine Grasbank machen, daß man ſich darauf hinſetze, und den Kopf in die Hand lege, und über die menſchliche Schwachheit weine. — Aber wenn du ausgeweint haſt, ſanfter, guter Jüngling! wenn du ausgeweinet haſt, ſo hebe den Kopf fröhlich auf, und ſtemme die Hand in die Seite! denn es gilt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und ſtört. Sie ſoll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernſt und Streben errungen werden, und deßwegen nicht ſehr bekannt und beliebt ſeyn; aber wer ſie hat, den ſoll ſie auch dafür reichlich lohnen, bey Sonnenſchein und Froſt und Regen, und wenn Freund Hain mit der Hippe kommt.

Claudius im Wandsbecker-Bothen.

Das Irrlicht.

Was glänzt dort so herrlich auf grünender Flur,
Was schimmert so freundlich herüber?
Es hüpfet und gaukelt; schau Brüderchen nur,
Komm', eile, komm' laß uns hinüber!

Es gaukelt, es hüpfet ein irrend Licht
Auf sumpfigtem Boden, o trau' ihm nicht!

O schau, wie's dort tanzet am lustigen Ort,
Auf den grünlich blühenden Auen,
Und siehst du, es winkt mir, o laß mich fort,
Ich muß mir das Sternlein beschauen!

Das Sternlein? — es ist ein irrend Licht,
Es ist kein Sternlein, o glaub' es nicht!

Es reißt sich der Knabe von Bruders Hand,
Nicht läßt er sich warnen und halten,
Durch Moor und Gestrippe, zum sumpfigen Land;
Treiben ihn die finstern Gewalten.

O Brüderchen, Brüderchen komm' zurück,
„Ganz nah' schon bin ich meinem Glück!"

Der Nachtwind pfeifet so frostig und hohl,
Aus dem herbstlichen Laube hernieder.
Schon wein' ich, und harr' ich drey Stunden wohl,
Und 's Brüderchen kehret nicht wieder!

Nicht wieder! — nicht wieder! Das Herz mir bricht,
Es war kein Sternlein, o sagt' ich's nicht!

Jos. Kreil.

Gehalt des Lebens.

Edel zürnend hast du jüngst gerichtet
Über unser weichliches Geschlecht,
Das um alle Kraft und Lust sich dichtet,
Und das Herz durch eitles Sehnen schwächt:
Wer's vermag zu wirken, und zu tragen,
Dem erscheint das Menschenleben groß,
Träumer nur, im schmählichen Verzagen,
Wären gern der ernsten Mühe los.

Rasch den Kranz, auch blutig ihn erringen,
Es erhebt des Jünglings Brust so sehr:
Aber still ausdauernd sich bezwingen,
Das ist größer, doch es ist auch schwer,
Und die Träumer greifen nach den Sternen,
Ihnen wird das Leben stets zu klein,
Wo der Beßre fühlt, er hat zu lernen,
Um des reichen Lebens werth zu seyn.

Ja, bey'm guten Gott, ein reiches Leben!
Wie das Herz des Säuglings an der Brust,

So das Herz des Jünglings schwellen, heben
Seine Ströme tausendfacher Lust.
Du, du stehst ja hoch in seiner Mitte,
Tief im Busen freud'ge Kraft und Ruh',
Stehst, und wendest fürder deine Schritte,
Männlich kühn noch schön'rer Hoffnung zu.

Darum zürnst du, wenn sie weichlich klagen,
Die Gehalt des Lebens nicht versteh'n,
Eitle Wünsche schmerzlich in sich tragen,
Und so viel des Herrlichen verschmäh'n.
Dulde, handle, Schönes zu verdienen!
Rufst du treu den Sehnsuchtskranken an,
Jedem Beß'ren ist sein Glück erschienen,
Fasse Muth, und weine nicht um Wahn!

Edler Freund, nur zürne du nicht strenge,
Wenn die beß're Seele sehnend klagt,
Der in dunkler freudenloser Enge
Keine Sonne, Blumen weckend tagt.
Zürne nicht dem Auge, wenn es leise
Von vergebner Sehnsucht überquillt,
In des Lebens bunt verworrnem Kreise
Bleibt manch edler Wunsch auch unerfüllt.

Und im schönen Leben kommen Stunden,
Wo die Last der Erde schwerer wiegt,

Wo des Lebens Luſt, die wir empfunden,
Doch der Seele nimmermehr genügt;
Wann der Liebe Fülle aus dem Herzen
In das Auge ſelig überfließt,
Mahnt es dich dazwiſchen doch mit Schmerzen,
Daß hier nicht des Schönen Heimath iſt.

Dennoch iſt's ein herrlich Land hienieden,
Ein Gefilde wohl für edle Saat:
Weh dem Armen, der ſich ausgeſchieden
Aus der Bahn der Müh' und Luſt, und That!
Brüderlich auf der gemeinen Erde,
Soll der Menſch ſich an den Menſchen reih'n,
Daß das Herz ihm mild und kräftig werde,
Daß er handelnd lerne Menſch zu ſeyn.

Sieh', ich ſtehe friedlich unter Blumen,
Sanft vom lieben Frühlingshauch umweht,
Und die eitle Klage muß verſtummen,
Mein Gefühl wird kindliches Gebeth;
Ernſter ſchau ich auf die Blumen nieder,
Frage mich: was haſt du denn gethan? —
Und Er ſchenkt dir ſeinen Frühling wieder,
Lege dir Blumen hold um deine Bahn!

Ottenwalt.

Der Schiffer.

Im Winde, im Sturme befahr' ich den Fluß,
Die Kleider durchweichet der Regen im Guß;
Ich lenke — ich peitsche mit mächtigem Schlag
Die Wellen, erhoffend mir heiteren Tag.

Die Fluthen sie jagen das schwankende Schiff,
Es drohet der Strudel, es drohet der Riff,
Gesteine entkollern den felsigen Höh'n,
Und Fichten sie sausen wie Geistergestöh'n.

So mußte es kommen — ich hab' es gewollt,
Ich hasse ein Leben, behäglich entrollt,
Und schlängen die Fluthen den dröhnenden Kahn,
Ich priese doch immer die eigene Bahn.

Es tose des Wassers ohnmächtiger Zorn,
Dem Herzen entquillet ein seliger Born,
Die Nerven erfrischend — o himmlische Lust!
Dem Sturme gebiethen mit männlicher Brust.

Mayrhofer.

getraue es allgemein zu behaupten, sich noch niemahls einer wahrhaft männlichen starken Seele bemächtigt hat. Wenn jemand aus Liebe Einöden sucht, mit dem Mond im Ernst plaudert, so steckt gewiß das Häschen irgendwo im Kopfe, denn eine Schwachheit steht selten allein.

Ich habe sehr hohe Begriffe von der Größe und Würde des Menschen. Einem Triebe folgen, ohne den die Welt nicht bestehen könnte, die Person lieben, die mich zum einzigen Gesellschafter ausersehen hat, zumahl da sie durch tausend andere Dinge eng an unser Herz gekettet ist, und unter den mannigfaltigsten Beziehungen auf uns wirkt, das halte ich sicher für keine Schwachheit, sondern für klare, reine Schuldigkeit, und ich glaube auch, es stehe nicht bey uns, ein solches Geschöpf nicht zu lieben. — Allein ein Mädchen sollte im Stand seyn, mit ihren Reitzen einem Manne seine Ruhe zu rauben, daß kein anderes Vergnügen mehr Geschmack für ihn hätte, und es stehe nicht in seiner Gewalt, sich diesem Zug zu widersetzen, dem Mann, der Armuth, Hunger, Verachtung seines Verdienstes ertragen, ja seiner Ehre wegen in den Tod gehen kann? — Das glaube ich ewig nicht. Dem Gecken wohl, dem weichlichen Schwachen, der nie in irgend etwas Widerstand versucht hat, oder dem Wollüstling, der höhere Vergnügen des Geistes

nicht kennt, als daß ihn ein hübsches Mädchen liebt — aber gewiß keiner eigentlichen Seele. Wenn eine solche je so etwas gesagt hat, so war es ein Compliment gegen die Damen, und zwar ein sehr unartiges, weil es ein Pasquil auf alle vernünftigen Männer ist.

Wenn man aber einer Vorstellung, die sich auf einen solchen Trieb gründet, muthwillig nachhängt, nicht allein nicht widerstehen will, sondern sich gar eine Ehre daraus macht, nicht zu widerstehen, und sich für einen Eingeweihten in die Mysterien der alles beglückenden Natur hält, sobald man sich solche Liebesschlösser in die Luft bauen kann, — ja mein Gott, was ist da nicht unwiderstehlich in der Welt! Wäre doch wohl gar die kranke Frau im Gellert gestorben, wenn der Schneider nicht gekommen wäre. Da ist es freylich kein Wunder, wenn Glück und Ruhe dahin gehen, als hätten sie nie bey einem gewohnt, und es ist noch gut, wenn nur Glück und Ruhe flieh'n. Eine solche Liebe führt ihre Leute oft in Ketten, in's Tollhaus. Die Liebe, die ich dem vernünftigen Manne für anständig halte, verhält sich zu der, gegen welche ich schreibe, so wie die gerechte Zähre des rechtschaffenen Mannes bey dem Tod einer Mutter, gegen das ungezogene Geheul und Haarausreißen des schwachen Pöbels.

Doch ich weiß wohl, wenn ich auch bis an den

jüngsten Tag predigte, so würde doch die Anzahl derer, die jenen Folgen der Liebe standhaft widerstehen, immer die kleinere Zahl seyn. — Aber sind nicht die Leute, die ihr Unglück mit Muth und Gelassenheit ertragen, ebenfalls sehr wenige? Aus dem, was der Mensch jetzt in Europa ist, müssen wir nicht schließen, was er seyn könnte! —

Lichtenberg.

Ueber die Leiden des jungen Werthers.

Weiß nicht, obs 'n Geschicht oder 'n Gedicht ist; aber ganz natürlich geht's her, und weiß einem die Thränen recht aus 'm Kopf heraus zu hohlen. Ja die Lieb' ist 'n eigen Ding; läßt sich's nicht mit ihr spielen wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört, und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt. Der arme Werther! Er hat sonst so feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach Paris oder Peking gethan hätte! So aber wollt' er nicht weg vom Feuer und Bratspieß, und wendet sich so lange d'ran herum, bis er caput ist. Und das ist eben das Unglück, daß einer bey so viel Geschick und Gaben so schwach seyn

kann, und darum sollen sie unter die Linde an der Kirchhofmauer neben seinem Grabhügel eine Grasbank machen, daß man sich darauf hinsetze, und den Kopf in die Hand lege, und über die menschliche Schwachheit weine. — Aber wenn du ausgeweint hast, sanfter, guter Jüngling! wenn du ausgeweinet hast, so hebe den Kopf fröhlich auf, und stemme die Hand in die Seite! denn es gilt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört. Sie soll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben errungen werden, und deßwegen nicht sehr bekannt und beliebt seyn; aber wer sie hat, den soll sie auch dafür reichlich lohnen, bey Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Hain mit der Hippe kommt.

Claudius im Wandsbecker-Bothen.

Das Irrlicht.

Was glänzt dort so herrlich auf grünender Flur,
Was schimmert so freundlich herüber?
Es hüpfet und gaukelt; schau Brüderchen nur,
Komm', eile, komm' laß uns hinüber!

Es gaukelt, es hüpfet ein irrend Licht
Auf sumpfigtem Boden, o trau' ihm nicht!

O schau, wie's dort tanzet am lustigen Ort,
Auf den grünlich blühenden Auen,
Und siehst du, es winkt mir, o laß mich fort,
Ich muß mir das Sternlein beschauen!

Das Sternlein? — es ist ein irrend Licht,
Es ist kein Sternlein, o glaub' es nicht!

Es reißt sich der Knabe von Bruders Hand,
Nicht läßt er sich warnen und halten,
Durch Moor und Gestrippe, zum sumpfigen Land;
Treiben ihn die finstern Gewalten.

O Brüderchen, Brüderchen komm' zurück,
„Ganz nah' schon bin ich meinem Glück!"

Der Nachtwind pfeifet so frostig und hohl,
Aus dem herbstlichen Laube hernieder.
Schon wein' ich, und harr' ich drey Stunden wohl,
Und 's Brüderchen kehret nicht wieder!

Nicht wieder! — nicht wieder! Das Herz mir bricht,
Es war kein Sternlein, o sagt' ich's nicht!

Jos. Kreil.

Gehalt des Lebens.

Edel zürnend hast du jüngst gerichtet
Über unser weichliches Geschlecht,
Das um alle Kraft und Lust sich dichtet,
Und das Herz durch eitles Sehnen schwächt:
Wer's vermag zu wirken, und zu tragen,
Dem erscheint das Menschenleben groß,
Träumer nur, im schmählichen Verzagen,
Wären gern der ernsten Mühe los.

Rasch den Kranz, auch blutig ihn erringen,
Es erhebt des Jünglings Brust so sehr:
Aber still ausdauernd sich bezwingen,
Das ist größer, doch es ist auch schwer,
Und die Träumer greifen nach den Sternen,
Ihnen wird das Leben stets zu klein,
Wo der Beßre fühlt, er hat zu lernen,
Um des reichen Lebens werth zu seyn.

Ja, bey'm guten Gott, ein reiches Leben!
Wie das Herz des Säuglings an der Brust,

So das Herz des Jünglings schwellen, heben
Seine Ströme tausendfacher Lust.
Du, du stehst ja hoch in seiner Mitte,
Tief im Busen freud'ge Kraft und Ruh',
Stehst, und wendest fürder deine Schritte,
Männlich kühn noch schön'rer Hoffnung zu.

Darum zürnst du, wenn sie weichlich klagen,
Die Gehalt des Lebens nicht versteh'n,
Eitle Wünsche schmerzlich in sich tragen,
Und so viel des Herrlichen verschmäh'n.
Dulde, handle, Schönes zu verdienen!
Rufst du treu den Sehnsuchtskranken an,
Jedem Beß'ren ist sein Glück erschienen,
Fasse Muth, und weine nicht um Wahn!

Edler Freund, nur zürne du nicht strenge,
Wenn die beß're Seele sehnend klagt,
Der in dunkler freudenloser Enge
Keine Sonne, Blumen weckend tagt.
Zürne nicht dem Auge, wenn es leise
Von vergebner Sehnsucht überquillt,
In des Lebens bunt verworrnem Kreise
Bleibt manch edler Wunsch auch unerfüllt.

Und im schönen Leben kommen Stunden,
Wo die Last der Erde schwerer wiegt,

Wo des Lebens Luſt, die wir empfunden,
Doch der Seele nimmermehr genügt;
Wann der Liebe Fülle aus dem Herzen
In das Auge ſelig überfließt,
Mahnt es dich dazwiſchen doch mit Schmerzen,
Daß hier nicht des Schönen Heimath iſt.

Dennoch iſt's ein herrlich Land hienieden,
Ein Gefilde wohl für edle Saat:
Weh dem Armen, der ſich ausgeſchieden
Aus der Bahn der Müh' und Luſt, und That!
Brüderlich auf der gemeinen Erde,
Soll der Menſch ſich an den Menſchen reih'n,
Daß das Herz ihm mild und kräftig werde,
Daß er handelnd lerne Menſch zu ſeyn.

Sieh', ich ſtehe friedlich unter Blumen,
Sanft vom lieben Frühlingshauch umweht,
Und die eitle Klage muß verſtummen,
Mein Gefühl wird kindliches Gebeth;
Ernſter ſchau ich auf die Blumen nieder,
Frage mich: was haſt du denn gethan? —
Und Er ſchenkt dir ſeinen Frühling wieder,
Legt dir Blumen hold um deine Bahn!

Ottenwalt.

Der Schiffer.

Im Winde, im Sturme befahr' ich den Fluß,
Die Kleider durchweichet der Regen im Guß;
Ich lenke — ich peitsche mit mächtigem Schlag
Die Wellen, erhoffend mir heiteren Tag.

Die Fluthen sie jagen das schwankende Schiff,
Es drohet der Strudel, es drohet der Riff,
Gesteine entkollern den felsigen Höh'n,
Und Fichten sie sausen wie Geistergestöh'n.

So mußte es kommen — ich hab' es gewollt,
Ich hasse ein Leben, behäglich entrollt,
Und schlängen die Fluthen den dröhnenden Kahn,
Ich priese doch immer die eigene Bahn.

Es tose des Wassers ohnmächtiger Zorn,
Dem Herzen entquillet ein seliger Born,
Die Nerven erfrischend — o himmlische Lust!
Dem Sturme gebiethen mit männlicher Brust.

Mayrhofer.

Der Felix-Tag.

An meinen Bruder.

Schon vor längerer Zeit hatten O.... und ich uns vorgenommen, den schönen May, die kurzen Ferien, und unsere so günstigen Verhältnisse, welche uns für jetzt noch eine kleine Reise mitsammen gestatten, zu benützen, um einen Ausflug nach Gmunden, und von da in die umliegende Gegend, und wenigstens zu einem der nahe gelegenen Seen zu machen; aber das anhaltende üble Wetter hatte uns bereits vermocht allen diesen Planen zu entsagen, als am 19. May — es war an einem Sonntage Nachmittag — die Sonne plötzlich durch die trüben Wolken brach, und schöne Tage hoffen ließ. Allein am 24. mußten wir nothwendig wieder zurück seyn; wenn wir nun einmahl reisen wollten, war auf jeden Fall die Zeit kurz, und der Entschluß mußte schnell gefaßt werden. — Wir bathen den Himmel um schönes Wetter, und traten auf gut Glück unsere Reise an.

Wir kamen gegen 9 Uhr Abends in Wels an, wo wir über Nacht blieben. Den anderen Morgen waren

wir früh auf, und vor 6 Uhr schon auf dem Wege nach Lambach. Beym Weggehen warf ich noch einen Blick auf den an der Wand hängenden Kalender, ich sah gleich nach dem Dinstag, den 21. May, den einzigen Tag, den wir ganz zu unserer Disposition hatten, von dem also das Gelingen oder Mißlingen unserer Reise beynahe allein abhing; ob nicht irgend eine günstige Vorbedeutung uns glücklichen Erfolg hoffen ließe — und siehe, es war der Felix-Tag! Wir nahmen die Vorbedeutung an, und schritten muthig fort. Wir sangen Treulieb und andere Lieder, und über uns schallte es vom blauen Himmel aus hundert Kehlen, die Berge rückten näher. Die grünen Wälder wehrten die drückende Hitze des Tages, und wir kamen gegen 8 Uhr in Lambach an.

Um sobald als möglich in Gmunden einzutreffen, mietheten wir in Lambach einen Wagen, um bis zum Traunfall zu fahren.

Wir kamen gegen 10 Uhr zum Fall, den man um diese Zeit, und an einem solchen Tage sehen muß, um ihn ganz zu genießen. Wir stiegen gleich hinab an die Felsen, auf die er seine schäumenden Wassermassen stürzt. Das Wasser war viel größer bey geöffneten Schleißen als vorigen Herbst, bey gesperrten. Der ganze tiefe Felsenhintergrund, den die Sonne nur durch schmale Ritzen magisch beleuchtete, both eine

Reihe von Wasserfällen dar, von denen die von der Sonne bestrahlten, funkelnd, oder wie glänzende Silberfäden über das dunkle Gestein glitten. Das Donnern und Brausen der großen abstürzenden Wassermasse, der wir uns so viel möglich zu nähern suchten, nahm nicht bloß in der Einbildung, sondern in der That immer zu, da das Wasser stündlich anwuchs. Als wir so standen und staunten, hörten wir auf einmahl gerade vor uns einen Knall, wie ein Pistolenschuß, den die Gewalt einer weiter hinaus geschleuderten Wassermasse verursachte, die sich an der Felsenplatte zerschlug, auf der wir standen . . . wir traten etwas zurück, und hörten noch oft unter dem Brausen des Falles in kleinerer oder größerer Entfernung einen ähnlichen Knall.

Ich legte mich dann ruhig auf einen Felsen nieder, vom milden Sonnenschein erwärmt, von der zerstäubten, in feinen Regen aufgelösten Fluth gekühlt, von ihren Donnern umrauscht, und gedachte der nahen und ferneren Zukunft, und an alles Schöne, Gute und Erhabene, das wir in solchen Momenten, wie unserem Urquell näher gebracht, mit wärmerer, vollerer Innigkeit umfassen. — Ich fühlte mich so glücklich, und doch weich gestimmt!

„Das Herz ist das Danaidengefäß der Freude:" sagt Jean Paul. Ach das ist ein trauriges Bild! gerade

die stille, tiefe, sehnsüchtige Schwermuth, die uns in den schönsten, glücklichsten Stunden, als eine unzertrennliche Gefährtinn alles Erdenglücks befällt, ist das Samenkorn eines höheren Lebens und höherer Freuden, die in einer besseren Welt erst reifen werden; wehe dem, der es zu ersticken trachtet, um ungestörter sich dem Taumel irdischer Lust hinzugeben, ihm schwellen dann keine süßen Erwartungen eines neuen Auflebens und Aufblühens, das Herz, wenn es bricht!

Ich muß mir einige Gewalt anthun, um mich wieder an den Fall, und sofort in die Kutsche zu versetzen, die wir von neuem bis Gmunden gemiethet, — doch es sey!

Der Himmel umwölkt sich allmählich — endlich rücken die Hügel aus einander — der See liegt ausgebreitet vor uns in der Tiefe.

Ein kleiner Kahn nahm uns auf, es fing an zu regnen als wir vom Lande stießen — aber tief im Hintergrunde des Sees war Sonnenschein, und durch den Schleyer des Regens glänzten die blanken Schneewände und hellgrünen Matten des fernen Gebirges tröstend entgegen.

So viel hing vom morgigen Tag ab, wir konnten uns der Unruhe über den zweifelhaften Erfolg unserer Reise nicht entschlagen.

Als wir aber in E.... so freundlich aufgenommen

wurden, und als spät Abends der Traunstein uns gegenüber wolkenlos sich im glatten See spiegelte, und über ihn der Abendstern so helle leuchtete, da gaben wir uns der sicheren Hoffnung hin.

Wir erwachten beynahe beyde zugleich, froh überrascht durch den schönsten Morgen, der mit einem Mahle alle unsere Wünsche so herrlich zu erfüllen schien. Um 6 Uhr waren wir auf dem See, den wir rasch und schnell durchschnitten, die hellgrüne Landzunge vorüber, die so weit in den See hinaustritt, und ihre im schönsten Frühlingskleide prangenden Bäume, mit ihren Blüthen und hohen Wölbungen, treu und zart auf dem still wogenden Grund mahlt — Traunkirchen vorüber, von wo harmonisches Geläute herschallt — und sieh' dort, dem grünen Hügel quer über, ein rothes Fähnlein, ein Zug, der ihm bethend nachzieht! doch so ferne, daß ihre Stimmen nicht zu uns reichen; — nun dem Sonnenstein vorbey, mit seiner waldbegränzten Spitze, — dann wo der See sich öffnet, der Außeerberg mit seinem langen, schneebedeckten Rücken hoch über alle anderen hereinschaut, bis Ebensee, das mit seinen weit herum aufgeschichteten Holzlagen und dunklen Rauchwolken, nicht den freundlichsten Eindruck macht.

Wir gingen sogleich ins Wirthshaus, aber bloß, um uns nach dem Weg zu dem Offensee zu erkundi-

gen, und für unsere Rückkehr ein kleines Mittagmahl zu bestellen. Es war noch nicht 10 Uhr, — zum Offensee hieß es, brauchten wir sehr stark drey Stunden — wir ließen uns dadurch nicht abschrecken, und folgten dem Wirthe, der uns den Weg wies.

Ich fragte ihn nun noch, wie weit zu den Lampathseen wäre? er antwortete: zwey Stunden, und versicherte uns, daß diese beyden Seen, die eine Viertel Stunde von einander liegen, sehenswerther seyen, als der Offensee. Wir beschlossen sogleich seinem Rathe zu folgen, um so mehr da auch der Weg hinein sehr schön, und nicht zu verfehlen seyn sollte.

Äußerst froh und munter gelaunt, traten wir nun unseren Weg an. Es war uns ganz sonderbar zu Muthe. So auf einmahl in eine Gegenwart versetzt, die so lange der Gegenstand unserer sehnlichsten Wünsche war, wie sie nun bald auch der Gegenstand der schönsten Erinnerungen werden sollte. — Mich ergriff es freudig, ich pries den Zauber der Gegenwart, und schalt die, welche nicht kräftig genug sind, sie zu ertragen und ganz zu genießen. Hoffnung und Erinnerung erhalten beyde ihren Werth erst von dem wahren Werth der Gegenwart, auf die sie sich beziehen. Aber es gibt eine Gegenwart, die nicht bloß im matten Wiederschein der Erinnerung, sondern die ihrer Kraft und Wirkung nach, ewig wieder Gegenwart

wird, wenn wir sie in Stunden erhöhter Empfänglichkeit aus unserem Innern hervorrufen. Wir fühlten es, daß wir mitten in einer solchen waren, und waren beyde so trefflich gestimmt, daß wir der großen schauerlichen Eindrücke des Gebirges, das in immer neuen Gestalten um uns aufstieg, und der kleineren lieblichen, nächsten Umgebung gleich empfänglich waren.

Gleich beym Eintritt ins Thal stürzt sich die Lampath über eine ansehnliche Höhe. Wie bunte reichgestickte Teppiche, zogen sich die Wiesen längs der Straße fort, die den Bach aufwärts, uns bis an den ersten See führte; — und von da über die Hügel. Die Menge und Schönheit der Blumen, die sie bedeckten, ist nicht zu beschreiben. Hellblaue Vergißmeinnicht, verschiedene gelbe, dunkelrothe, violette, weiße Blumen, das alles mit dem frischen Grün des üppigsten Graswuchses vermischt, das gewährte einen Anblick, der den Bewohnern flacher Gegenden immer fremd bleibt. Die tief blaue Gentiana glühte allenthalben längs der Straße, und unbekannte Blumen zogen alle Augenblicke unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Unten riß der Bach seine perlenblaue Fluth mit Ungestümm über die Felsen, prangend erhoben sich zu beyden Seiten grüne, blumenreiche Hügel, dann die Wälder vom hier und da einfallenden Sonnenlicht, und von den helleren Buchen erheitert, — und über den Wäl-

dern die schroffen Felsenwände, deren schneebedeckte Scheitel in tieferem Himmelsblau glänzten — so schritten wir fort, bald durch eine neue Blume, bald durch eine neue Aussicht, oder einen höheren Absturz des Waldstroms entzückt; eine reine, frische Quelle stillte unseren Durst, und so kamen wir unter beständigen Gesprächen bis an das Ende eines langen Waldes, wo uns nun ein herrlicher Anblick überraschte. Ein großer, beynahe ganz mit Schnee bedeckter Berg schaute mit einem Mahle blendend weiß über die Tannen herein, die, wo sie lichter standen, zugleich unten einen hellen, grünen Rasenplatz durchscheinen ließen. Wir traten hinaus auf eine große freundliche Fläche, von Wäldern und Felsen eingeschlossen; rechts auf einer kleinen Anhöhe ein wohlgebautes Bauernhaus, links floß der Bach still und ruhig — wie über Blumen. Alles so stille, freundlich, schauerlich! Wir traten ins Haus, fragten, wie weit wir noch zum See hätten? und erfrischten uns mit einer Schale Milch.

Ein freundliches altes Weib unterhielt uns mit ihren Gesprächen — sie erzählte, daß in diese Gegend nie ein Feind gekommen sey; nur drey Vornehme seyen einmahl zu Pferde auf einer Anhöhe erschienen, und hätten das Thal und den Lauf der Lampath aufgezeichnet. Zum See hatten wir noch eine Viertelstunde. Wir machten uns alsobald wieder auf den Weg, ver-

ließen ungern das freundliche Thal, und sahen uns noch lange darnach um, als wir in den Wald eintraten.

Was aber das für Wälder sind! Lauter große, starke Stämme, gerade aufsteigend von schön grünen, mit weißen Blüthen, lilafarben Glöckchen, und andern duftenden Blumen bedeckten Grund; hier und da große, moosigte Felsstücke, in abenteuerlichen Gruppirungen — auch mit Blumen verziert — vor uns ging, unter immer wechselnden Schatten und Licht, ein Knabe, grün gekleidet, mit vielem Geräthe bepackt, Federn, und ein Papier mit türkischen Reitern auf dem lichten Hut. Als wir ihn eingeholt, machten wir ihm ein kleines Geschenk, wofür er freundlich verwundert dankte. Er erzählte, daß er beym zweyten Lampathsee zu Hause sey, und erboth sich, uns dahin zu führen.

Nun wurde der Wald abermahls licht, und der vordere Lampathsee lag helle vor uns: Rechts ein langer, hoher Berg, ganz mit Buchen bedeckt, zwischen deren zartem Grün sich dunkle Tannenspitzen hervordrängten — links der Wald, aus dem wir gekommen waren, über ihm eine sich stufenweis erhebende Bergreihe, uns gegenüber ein schöner, lichter Hügel mit einem Jägerhaus und blühenden Obstbäumen: darüber Wald, und hoch hinaus der große Schneeberg, die Schafalpe genannt.

Wir gingen längs dem See hinauf, bis wir Leute

trafen, von denen einer sich erboth, uns hinüberzuführen. Der Knabe stieg mit ein, legte vergnügt seine Last ab, und sonnte sich im Vordertheil des Schiffes; wir saßen im Hintertheile desselben, vor uns ruderte der Schiffer: und so glitten wir still über den See hin, bald rechts, bald links, bald vor- und rückwärtsschauend, einander immer wieder aufmerksam machend, und neue Schönheiten zeigend.

Wir stiegen aus, der Fährmann und der Junge geleiteten uns über einen felsigten Weg, der uns durch einen dunklen Wald in einer Viertelstunde an den zweyten See führte. Er ist kleiner, dunkler als der vordere, und zur Hälfte von lichtgrauem, völlig verwittertem Gestein eingeschlossen, das mit seinen Zacken, Höhlen, Gemsen und Schneestrecken bis an den See reicht; von den herrlichsten Baumgruppen eingefaßt, die sich heranzudrängen scheinen, um ihren Frühlingsschmuck im Wellenspiegel zu beschauen.

Der Kahn glitt leicht über die dunkle Fluth, stand oft ruhig schwebend, von ihr getragen und geschaukelt, über den Abgründen, die sie ausfüllt: die tiefste Stille herrschte, und Empfindungen drängten sich vor in meinem Innersten, so klar, ruhig, heilig, wie wenn es Nacht wird, die Sterne sich vordrängen, schimmern, und das Herz mit der Ahnung des Unendlichen füllen.

Wir fuhren bis an's Ende des Sees, und da, wo

die Wellen das steinigte Ufer bespühlen, und alles, was den seichten Grund bedeckt, verklärt durchscheinen lassen. — Da spielten im warmen Strahl der Mittagssonne unzählige Fische, die wimmelnd sich an's Ufer drängten, pfeilschnell aus einander fuhren, wo der Kahn darüber streifte, und eben so geschwind in kleiner Entfernung wieder bey einander waren.

Schweigend fuhren wir den See wieder zurück. Nur das Geschrey eines Geyers, der mit hellbraunem, glänzendem Gefieder über den dunklen Waldgrund flog, unterbrach die tiefe Stille.

Wir fuhren an's andere Ufer, und lagerten uns am sanften blumigen Abhang neben der Hütte, wo der Junge für unseren Fährmann das spärliche Mittagsmahl bereitete: kehrten dann mit ihm an den ersten See zurück, über den wir eben so schweigend fuhren. Ich legte mich im Vordertheil des Schiffes nieder, hart unter mir brachen sich die Wogen des Sees, den ein Wind vom Gebirge her etwas stärker bewegte, mit gleichförmigem Rauschen: ich sah über die Bergrücken in's tiefere Himmelsblau.

Ach, daß so Vieles keine Sprache, keinen Nahmen hat! so Vieles, das in uns vorgeht, nicht deutlich erkannt, gefaßt werden kann, uns nur wie leise, unvollständige Accorde anklingt! ach wie schwer, wie selten arbeitet sich der Geist empor durch alles was

ihn bindet und umgibt, empor zu einem feineren, höheren Gefühle des Lebens, und wie leicht sinkt er zurück, ohnmächtig und verwirrt!

Wir verließen den gesprächigen Fährmann sehr vergnügt über das kleine Geschenk, das wir ihm gaben, schauten noch mit einem langen Blick über die Gegend hin — und traten rasch den Rückweg an, munterer und neugestärkt, daß es wieder Bewegung und Anstrengung gab. Wir sprachen vom Glück und von der Zufriedenheit des Menschen; daß auf Erden, in der Natur, und in uns so viel Herrliches sey, das, wenn wir es besser zu benützen verstünden, uns das gegenwärtige Leben viel schöner, und das zukünftige viel klarer machen würde: wie die vielen Mühen und Sorgen, und alle täuschenden Interessen, unsere eigenen Schwachheiten und Ungerechtigkeiten, in deren düsteren Wust wir immer tiefer einsinken, uns alles verengen, verzerren und verbittern, bis wir dahin kommen, daß wir die Erde lästern, da wir doch nur, indem wir unseren Geist durch das Gute, Schöne und Wahre ausbilden, das auf ihr erkennbar ist, zu einem höheren Leben heranreifen können. — Nochmahls begrüßten wir die schöne, blumenreiche Fläche, das freundliche Haus auf der Anhöhe, den Bach, der jetzt ruhig, dann schäumend und rauschend neben uns fortfloß; und eilten dann den Weg zurück, der sich in

dieſer, obwohl ſchnelleren, Wiederhohlung dem Gemüthe noch tiefer eindrückte. Wir legten den Weg, zu dem wir vorher beynahe zwey Stunden gebraucht hatten, in einer Stunde zurück. Der Nachmittag war ſo ſchön und heiter, als der Morgen. Bey jedem Häuschen ſtanden blühende Fruchtbäume, herum ein ſchön geſtickter Blumenteppich, und ſchöne frohe Kinder, meiſtens nett gekleidet, mit Blumen in den Händen, auf den Hüten, oft ein kleiner Bube von ſechs bis ſieben Jahren, vor ein leichtes Fuhrwerk geſpannt, in dem ein kleines Schweſterlein ſaß, oder das jüngſte Brüderchen in Windeln lag — andere, die ſich fröhlich herumdrängten, und dem ſchweren Zuge weiter halfen.

Wir kamen gegen halb 3 Uhr nach Ebenſee, wo wir unſer Mittagmahl einnahmen. Alles was wir geſehen und erlebt hatten, brachte uns ganz außer aller Zeit. Wir konnten kaum begreifen, daß es noch nicht Abend war: ich glaube, weil die Bilder des Tages, und die frühere körperliche Ermattung, die weiche Stimmung des Abends früher als ſonſt in uns erweckt hatten. Wir fuhren den See zurück, — neben uns lag ſtiller als am Morgen, Traunkirchen, wo wir zufahren ließen, um die Anhöhe zu erſteigen, die ſich dort den Berg hinanzieht, um den Tag und die Landſchaft ſo viel möglich ganz zu genießen. Wir ſchlugen

den steilesten Weg ein, der vor uns war; bald waren wir aus den Häusern, da zeigte sich eine Stufenreihe den Berg hinan — Blumen bedeckten den kleinen Fußsteig, und Vergißmeinnicht blühten hellblau zwischen den Stufen hervor.

Links ein gäher Absturz, daß man über die Gipfel der Tannen in's freundliche Thal hinabschaute, das der See bespühlt, und die Felsenwand des Sonnensteins einschließt. — Rechts die weitere Aussicht über den See, gegen Gmunden hin, vor uns der Weg gerade aufwärts, zwischen zwey Reihen von Ulmen und Lerchen, an deren Ende, in einem schönen Perspective, sich eine glänzend weiße Capelle zeigte. Wir waren zufällig auf den Calvarienberg gekommen, der wegen seiner herrlichen Lage, wie wir erst später erfuhren, weit berühmt ist.

Verlange nicht, daß ich dir diese Landschaft beschreibe; sie war so schön, fast schöner als irgend eine, die wir diesen Tag gesehen hatten. Man übersieht auf diesem Punct den ganzen See, weil er gerade hier seine Krümmung macht, rechts von Bergen eingeengt, um deren schroffe Klippen er mit tief grünen Wogen spielt, und über die alle der eisige Rücken des Traßeerbergs winterlich hereinschaut, links freundlich und offen, — dem wohlbekannten Traunstein gegenüber, über Gmunden hin das ganze linke Ufer mit dem See-

chloß Ort, Altmünster und Ebenzweyer; und um uns alles so reich, blühend, duftend, singend!

Wir blieben eine Weile, jeder still, in sich verschlossen — sahen tief unten das Schifflein schwanken auf dunkler Fluth, das uns so bald wieder wegführen sollte, von all dem Herrlichen, das vor uns lag: und wie die Erinnerung Gegenwart werden kann, so wurde mir die Gegenwart Erinnerung. — Eine Fledermaus schwirrte vorüber, und stieß, von der hellen Sonne geblendet, an meinen Kopf; und träumerisch stieg ich über Blumen die Stufen hinunter.

Eine halbe Stunde ober E.... stiegen wir wieder aus, um den Weg von da zu Fuß zu machen, um den schönen Wald wieder zu sehen, der mit seinen schwarzen Tannen bis ganz an den Rand des Sees hinaustritt, und der vor so vielen Jahren schon unser Lieblingsplatz war. — Der Weg ging wie durch einen Garten; — endlich kam ein Hügel, auf welchem rund herum die Gentiana blühte; schweigend stand der Wald vor uns, an dessen Eingang hohe Buchen, mit ihrem jungen zarten Laube, von der Abendsonne durchschienen, gleichsam ein transparentes Thor bildeten — düstere Nacht umfing uns, nur hier und da blickte der See durch. —

So ging es fort bis wir in E... ankamen. Bald nach dem Abendessen begaben wir uns auf unser Zim-

mer, jeder in tiefen Gedanken — und ach, wie ganz anders gestimmt, als Morgens, beym Anfang der freudigen Wanderschaft! — Die Kraft, der frische Muth, die festliche Freude, das alles war dahin, abgespannt, weich und sehnsüchtig, wurde ich es mehr als je inne, daß das Herz des Menschen nur eines gewissen Maßes von Freude fähig ist, — und wie unsere Hoffnungen den wirklichen Genuß immer so weit übersliegen, — wie oft alles so ganz anders kommt, als wir es erwartet hatten; — wie unser Gemüth durch alles, was uns umgibt, oft so augenblicklich verändert, erklärt oder getrübt wird, dem See gleich, der bald grünlich spielend, bald himmelblau, bald schwarz im Wiederschein der Bergschlucht, regentrüb, oder morgenröthlich glänzend, — das Auge über seine wahre Beschaffenheit ewig ungewiß läßt.

Ich kämpfte lange, und vergebens, gegen diese Stimmung, die ich jedoch selbst in der trübsten Abspannung nur für eine Schwäche des Gemüthes hielt, die bald vorübergehen würde, am frischen Morgen und bey frischer Kraft; — bis endlich der Schlaf meine müden Glieder umfing, und dem sehnsüchtigen Geiste die Ruhe und Stärkung gab, deren er bedurfte.

Indem ich jetzt munter, und bey reifer Überlegung darüber nachdenke, finde ich, daß es vorzüglich zweyerley Gemüthsverfassungen gibt, die uns zur wahren

Schätzung und zum Genuß des Lebens untüchtig machen: die eine, wenn wir, gewohnt, alles zu bezweifeln und zu ergründen, das ursprünglich feste Selbstvertrauen, und die wahre Empfänglichkeit für alle Eindrücke so verloren haben, daß wir uns mitten in der schönsten Gegenwart immer fragen: worin denn ihr Zauber eigentlich liege? wozu und woher, wie, und warum? u. s. w. — und so alle Freuden zersetzen und entkräften; oder durch eine gewisse sündige Besonnenheit verderben, die nichts Schönes lassen kann, ohne etwas Schlechtes hinzu zu denken.

Die andere, wenn wir den Menschengeist selbst unter den Gesetzen des ewigen Kreislaufes, denen die Natur unterworfen ist, befangen glauben, — wenn uns der Tod bloß das Ende unseres Erdenlebens, nicht auch der Anfang eines neuen schöneren ist. — Unser Leben ist dann nichts als der Weg zur Richtstätte, wo die ewige Vernichtung das Schwert führt; wer könnte da sich noch der Blumen freuen, die unter seinen Füßen blühen?

Alle Kinder freuen sich, alle einfachen, unschuldigen Menschen freuen sich; darum sollen alle Menschen sich erfreuen, und die Vernünftigsten am meisten.

Wir wollen daher nicht um andere größere Freuden bitten, sondern um ein Gemüth, das alles Schöne und Gute, was schon auf der Erde Quelle so vie-

ler Freuden ist, besser zu erkennen und zu genießen versteht: — und das hängt größten Theils von uns selbst ab, wenn wir immer das am meisten fliehen, was uns das Leben verhüllt oder befleckt, — Unwissenheit und Sünde!

Anton v. Spaun.

Die Seen im Gebirge.

1.

Ausfahrt.

„Lieber, sieh' den hellen Morgen draußen!
Auf, hinunter, wo am Seegestade
Schon der Fährmann unser mit dem Kahne
Wartet! alle Zeichen sind uns günstig."

Und wir schritten munter durch den Garten,
An die feuchten Kirschenblüthenzweige
Streifend, unter'm Morgengruß der Vögel;
Rasch hinunter dann den Wiesenabhang,
Wo an Kräutern und an Blumen blitzend
Noch der Thau hing, waren am Gestade,
Als der Schiffer seinen Nachen löste.

Sieh', da lag der See, ein glatter Spiegel
Vor uns da, ein leichter Nebel streifte
Seine Felsenufer zart umschleyernd,
Noch darüber, und ein frisches Wehen
Hauchte lieblich schauernd uns entgegen.

Und wir stiegen ein, und glitten eilig
Unterm gleichen Ruderschlag hinüber,
Wo die Fluth im Morgenwinde weithin
Sich in Falten legte, wo sie eben,
Nur zu leichtem Wellenspiel gekräuselt,
Funken warf, und wo in dunkler Klarheit
Sich die Blumenufer und die Wälder
Und die schneebehang'nen Felsengipfel
Ruhig mahlten, und wir sangen freudig:
Lieb' und Glaube sind des Lebens Höchstes.

Glaubensworte tönten ja vom Verland
Mit der Glocke Klängen uns herüber,
Und der Bether Zug auf grünen Hügeln
Mahnt erbaulich an die frömmern Zeiten;
Die vor uns derselbe Klang begrüßte.

Und die Liebe trugen wir im Busen:
Manch ein holdes Bild verschwebte lieblich
Von der Klippenwände düstrem Grunde

In den Morgennebel, bis der Kahn sich
Friedlich gleitend an's Gestade legte.

2.

Wanderung.

„Zu den Seen wollet ihr hinein?
Seht ihr dort die Wand aus Felsgestein?
Hört ihr's rauschen unter'm hohen Steg?
Da hinein! da weis't sich euch der Weg."

Und es öffnet sich der Berge Thor,
Unten rauscht es perlenhell hervor,
Sieh', der Waldbach, der durch Felsen schäumt,
Ist mit Blumen friedlich eingesäumt.

Wie von Morgenstrahlen angeglüht,
Über'm Moos die Gentiane blüht!
Sey gegrüßt auf deiner Blumenspur,
Liebliche, gewaltige Natur!

Herrlich, herrlich ist's auf deiner Bahn
Von den Blumen bis zum Fels hinan,
Der aus Wäldern, wo kein Strahl noch tagt,
Schneebekrönt in's Blau des Himmels ragt.

Freyheit, Kraft- und Friede wohnt bey dir:
Darum ſchlägt das Herz auch ſtärker hier
An der Hochgewäſſer friſchen Fluth,
Hier im Thal, das zwiſchen Felſen ruht.

Aus der Tiefe rauſcht es dort hervor,
Freyer ſteigt das Schneegebirg empor;
Raſch denn in des Waldes Nacht hinein!
Jenſeits muß der Seen Heimath ſeyn.

3.

Die Seen.

Lichter zittert's
Durch die Zweige:
Hinan, hinan!
Tiefes Blau dort,
Fließend Silber
Zwiſchen der Laubumſchattung,
Er iſt's der Erſte!
Sohn des Gebirges
Sey uns gegrüßt!
Schön biſt du,
Schweigend-einſamer
In deiner Ruhe!

Sieh', er trägt uns, der Starke,
Friedlich wiegend
Über seine Tiefen,
Daß wir den Bruder auch grüßen,
Den zweyten Sohn des Gebirges.
Wir kehren wieder,
Du Schöner, zu dir:
Aber hinan jetzt die Höhe,
Freudig hinan,
Daß wir bald ihn grüßen, den zweyten,
Im Schooß der Riesenfelswand,
Seiner Wiege.

Wie es braust
Durch die Wipfel der Fichten!
Wie es hallt
Durch die Waldesöde
Von dem Fußtritt der Wanderer!
Sieh' das Felsen-Brüderpaar
Wie es dasteht,
Herrlich ragend
Aus dem zertrümmerten Gestein!
Jeder Moos auf dem Scheitel,
Und mit Blumen umschlungen die beyden:
Bruder meiner Seele!
So, wenn das Haupt uns grau wird,

Mögen wir einſt daſtehn,
Treu und feſt auf Gottes freyer Erde,
Frühlingsblumen um's graue Haupt!

Wieder glänzt es
Durch die Waldnacht; —
Er iſt's, der Zweyte,
Den wir geſucht.
Siehſt du die Rieſen-Felswand
Mit der ſilberleuchtenden Zinne
Hoch in des Mittags Blau?
Das iſt ſeine Wiege;
Ihr im rauhen Schooße
Ruht er.

Und er trägt uns wieder
Der furchtbar Ruhende
Auf ſeiner Fluthen ſchaurig dunklem Spiegel:
Lautlos ruht er,
Und der Kahn ruht
Überm Abgrund ſchwebend.
Horch! es ſäuſelt
Tief herauf,
Durch die Buchenwaldung der Ufer
Brauſt der Mittagswind,
Wolken wandeln herauf,

Leiser braust es,
Und säuselt leiser, —
Und schweigt.

Dunkle Fluth,
Sehnend schau ich
Mit geheimen Grauen
In deinen Spiegel überm Abgrund,
Wie in den Zauberspiegel des Lebens.
Fluth umhaucht mich,
Strahl der Sonne trifft mich,
Laue Lüfte weben kreisend
Um den Schauenden,
Und im Mittag dämmert's
Sieh', Gestalten steigen
Freundlich herauf,
Nachklang verschwundener Tage
Klingt um mich,
Ich kenne die Bilder, die Klänge!
Mein Auge senkt sich,
Die Arme neigen sich sehnend
Zu fassen die lieblichen,
Zu halten auf ewig! — —
Da weht es her
Von dem trüben Gewölke,
Die Spiegelfluth zerrinnt in schwarze Wellen:

4.

Heimfahrt.

War es denn im Traume, daß ich Morgens
Über unbekannten Seen schwebte?
Nein, die Blumen, die um unsern Nachen
Kreisend treiben, die ich aus der Hand erst
Sinnend ließ, ich brach sie ja dort oben,
Wo nicht fern davon der Waldstrom rauschte.

Lächelst du, o Lieber! laß mich schweben
Zwischen Traum und Wachen, daß ich's trage,
So viel Herrliches nun mein zu nennen,
Das im Nachgefühl die ganze Seele
Mir berauscht; es ist so wunderlieblich,
So zu ruh'n in aller Sinnen Fülle,
Über'm See, der sanfte Kühlung aushaucht,
Angestrahlt vom mildern Schein der Sonne
Hinzugleiten, und die Hand nur spielend
In die liebe Fluth hinabzureichen,
Die so traulich um das Ruder flistert.

Sieh', die Kirche wieder auf dem steilen
Vorland, wo am Morgen das Geläut' uns
Festlich grüßte, sieh' da oben wieder

Die Capelle winken auf dem grünen
Sonnenhellen Hügel! Einmahl, Lieber,
Einmahl möcht' ich heut' noch, eh' ich scheide,
Mir die Frühlings-Erde und den lichten
Abendhimmel in dem Wiederscheine
Dieser Fluth in's trunkne Auge fassen:
Laß uns wandeln nach dem schönen Hügel!

Und wir wandelten vom stillen Ufer
Einsam aufwärts, helle Blumen nickten
Freundlich an dem Steige, überblühten
Uns die Stufen, die wir aufwärts schritten,
Und die schlanken Lerchenzweige wehten
Sanft bewegt uns kühlend über'm Haupte,
Bis wir hoch auf freyem Hügel ruhten.

Ruhe war's bis in der Seele Tiefen,
Und ein Schweigen wie auf jenen Seen;
Doch nicht schaurig, ach, so hold und heimlich,
Daß es tief in fromms Träumen wiegte.
Lispelnd bog das Gras sich grün und golden
Hin und wieder vor dem Auge, leuchtend
Wölbte sich der Abendhimmel drüber,
Zogen seine Wolken hoch im Winde,
Der die Halmen beugte, leise schauernd
Uns im Haar und um die Wangen spielte.

Und die Buchenkronen aus der Tiefe
Sah'n herauf, es zogen sich die grünen
Schattenhügel fern in's Thal hinunter,
Das mit seinen Saaten, seinen Blüthen,
Seinen Wäldern glänzend vor uns dalag,
An den See hin, der die Felsenufer
In des Himmels tiefre Bläue mahlte,
Nur den Kähnen zog ein zitternd langer
Schimmer nach, die friedlich auf dem Spiegel
Nach den heimathlichen Ufern schwebten.

Und wir schauten lang und immer länger,
Und die Abendruh' der schönen Erde,
Und des stillen Himmels hoher Friede
Füllt die Seele mit dem Nahmenlosen —,
Ist es Ruh', ist's Sehnsucht oder Ahnung? —
Doch unendlich süßer ist's als alles,
Was da Nahmen hat im armen Leben.

Spät erst eilten wir an's Ufer wieder,
Schifften unsrer gastlich trauten Wohnung
Eilig zu, und wandelten den Heimweg
Sinnend hin am freundlichen Gestade.

5.

Tages-Ende.

Kann mich nicht zur Ruhe legen,
Will an's Fenſter lieber geh'n,
Und zum Himmel nochmahl ſeh'n,
Wo die Sterne ſich bewegen.

Sieh'! verhüllt die Sterne!
Auch kein ſchwacher Schimmer iſt zu ſeh'n.
Wie des Sees Wogen geh'n,
Hör' ich durch des Windes Weh'n
Aus der tiefen Ferne,
Und des Thurmes Fahne hör' ich dreh'n;
Ach ſo gerne
Hört' ich eines Sternes Licht geſeh'n.

Einſam wach' ich hier
In der düſtern Mauern Öde,
Düſter wird es auch in mir: —
Und kein Laut, der traulich zu mir rede.
Einſam wach' ich hier,
Horchend meines Herzens lautem Schlage,
Von dem ganzen reichen Tage,
Nur ein armes Sehnen tief in mir!

War ich doch so ruhevoll
In der heitern Morgenstille,
Schöpfte Jugendkraft die Fülle,
Wo der Waldstrom aus den Bergen quoll;
Ward der Muth mir doch so groß
Auf den Seen in der Felsen Schooß,
Wollte mit des Lebens Stürmen ringen,
Mich empor in's ewig Heitre schwingen:
Und der Lauf des Tages endet kaum,
Und verschwunden alles wie ein Traum!

Als ich heimwärts mit dem Freunde ging,
Durch der Uferhaine Laubgeflister,
Und der Abendnebel düster
Vor der Sonne Scheideblick sich hing,
Mußt' ich schon das Herz so leise tragen,
Daß es nicht in Wehmuth überschwoll,
Um die Blume, die ich lassen soll,
Hätt' ich zärtlich mögen klagen;
Denn es rief ja tief in mir:
So viel Schönes scheidet nun von dir!

Und am tiefern Abend, als ich stand,
Wo in Dämmrung des Geliebten Hand
Leise noch die Saiten rührte,
Als der holde Klang, so süß bekannt,

Auf die morgenhelle Fluth mich führte,
Und auf einmahl kaum verklungen schwand:
O da rief es schmerzlich wieder
Mit dem letzten leisen Ton in mir:
Wie der kurze Nachklang dieser Lieder
Scheidet Alles, Alles ja von dir!

Ja, so scheidet Alles einst von mir!
Ist ja doch so Vieles schon geschieden,
Und ich seh' es nimmer, nimmer hier;
Das heißt leben ja hienieden.
Wie die Wolken, wie die Sterne zieh'n
Über'm wandelbaren Erdenrunde,
Wandelt auch des Lebens flücht'ge Stunde,
Was vergangen, ist auf ewig hin!

Fahret wohl denn, meiner Jugendtage
Morgenträume, die ich still geheg't.
Fahret wohl! Dieß Herz, das warm noch schlägt,
Es beruhigt sich zum schwächern Schlage,
Den kein kindisch Hoffen mehr erregt.
Fahre wohl, du meiner Liebe
Sanfte Blume mit dem Frühlingsglanz!
Kaum gewunden in den dunklen Kranz
Meines Lebens, wirst du wieder trübe:
Wenn dein Bild nur ewig in mir bliebe!

Aber wie das Herz verglüht,
Ist es auch verblichen und verblüht!

Wollt' ich dieses Auge doch bezwingen
Und den holden Kranz zerstoben seh'n;
Wollte fest verbrüdert aufrecht steh'n,
Thatenfreudig durch das Leben dringen,
Ruhig groß zum hohen Ziele geh'n! — —
Freunde! Brüder! ja an eurer Hand,
Festverschlungen, wie im heil'gen Kreise,
Sah' ich auf zum höchsten Lebenspreise,
Und der Nahme Vaterland
Tönte mir wie Heldenliederweise —
Doch der heil'ge Kreis, er löst sich auf,
Einsam, ferne, fortgerissen
Muß ich einst auch euren Anblick missen,
Fortgedrängt im öden Tageslauf, —
Glüht es auch noch jugendlich herauf
Aus der Brust, in dumpfer Stille,
Wachen alte kühne Träume auf: —
Thaten geh'n im Leben wenig auf.
Rein und stark ist wohl der Wille,
Tief im Herzen lebt des Schönen Fülle: —
Doch von außen naht der Schein
Mit betrieglich schöner Hülle,
Nimmt das Unverwahrte lockend ein;

Wähnest wohl noch groß zu seyn
Eingewiegt im kreisenden Gewühle,
Stolz auf müßig herrliche Gefühle,
Und dein Leben, Armer, ist so klein!

Und so gehen Tage hin nach Tagen,
Und wie lang auch deine Stunde säumt,
Plötzlich einmahl wird die ernste schlagen;
Sieh', dann ist er ausgeträumt,
Der verworr'ne, bunte Traum von Leben,
All dein Wünschen, Sehnen, Streben,
Deines Herzens ruheloses Schweben
Mit dem ernsten Schlag auf immer aus,
Und du steigst in's enge, düstre Haus. —

Also das des Träumers letztes Loos?
Und des Schönen Fülle tief im Herzen,
Und der ew'gen Sehnsucht süße Schmerzen,
Und der Wille rein und groß? —
Und verloren all die ernsten Mühen,
Die der Beß're sich um Tugend gab,
Und der Keim des Edlen, statt zu blühen,
Sinkt zum Moder in das Grab? —
Nein, das ist ein schauderhafter Traum,
Aus dem lichtlos öden Raum,
Wo die schweren Nachtgewölke liegen,

In der Seele nächtlich aufgestiegen,
Wahrheit ist der schauderhafte nicht.
Leben, wie ich heut es herrlich fühlte,
Das in Gottes reinem Morgenlicht
Dort in frischen Strömen um mich spielte,
Freudeschauernd mir die Brust durchwühlte,
Das ist Leben! jenes Traumgesicht
Eines dunklen Augenblickes nicht.

Leben ist ja doch des Vaters Gabe,
Dessen Hand uns durch die Dämm'rung führt
Von der Wiege bis zum Grabe,
Ob sie unser Auge gleich verliert;
Ward mir doch in manchen Weihestunden
Seine Liebe herrlich offenbar,
Hab' ich sie doch wunderbar
Hier im kleinen Leben oft gefunden;
Was ich da in mir empfunden,
Es ist ewig, unvergänglich wahr!

Ja, es ist dem Ewigen verwandt
Dieses Leben mit den kurzen Freuden,
Mit der Sehnsucht ahnungsvollen Leiden; —
Erde, du mein mütterliches Land,
Ja, du bist aus Gottes Vaterhand!
Ew'ge Wahrheit durft' ich hier erringen,

Schönheit, die ich selig staunend fand,
Durfte sanft den Busen mir durchdringen,
Und die Liebe, die ich hier empfand,
Trug das Herz auf der Begeist'rung Schwingen
In der ew'gen Liebe Heimathland:
Was im Leben hier vergangen,
Ja, das Schöne ist dahin,
Wie der Frühlingsblume flüchtig Prangen,
Doch der Liebe heiliges Verlangen,
Es wird ewig mir im Busen glüh'n.

Und die Tugend, ja sie kann besteh'n
In dem kleinen, wandelbaren Leben,
Kann sich über Schmerz und Lust erheben,
Ruhig groß durch alle Stürme geh'n:
Hohe Menschen sind den Weg gegangen,
Sie auch hat das Menschliche bewegt,
Und ein Herz, wie mir im Busen schlägt,
Hat in Stunden, wo sie schmerzlich rangen,
Glühend sich in ihrer Brust geregt.
Sie auch sind von ihrem Glück geschieden,
Haben ihrer schönen Tage Frieden
Hingeopfert mit des Glaubens Muth
Für der Tugend einzig höchstes Gut.

Kann ich diese Größe doch erahnen,
Ist die Kraft in mir auch kindlich schwach,

Dennoch reißt es mich auf jene Bahnen
Mächtig hin, die starker Wille brach,
Ernst und dringend hör' ich's in mir mahnen:
Strebe du den Edlen muthig nach!
Sie auch standen oft allein
Mit der Sehnsucht, mit des Unmuths Thränen;
Fanden auch das Leben oft so klein,
Doch ihr Glaube war nicht eitles Wähnen,
Ihres Strebens Ziel nicht Schein:
Fasse Muth! dein thatlos armes Sehnen,
Ahnung kann es und Beruf auch seyn!

Führe du mich denn an deiner Hand,
Vater über den verhüllten Sternen,
In des Lebens unbekannte Fernen
Durch der ernsten Prüfung dunkles Land!
Laß mich Demuth hier und Hoffnung lernen,
Wo ich Schönes auch und Gutes fand;
Schwach ist meine Kraft zu handeln,
Aber läßt nur deine Hand mich nicht,
O so werd' ich, heil'ge Zuversicht
Tief im Herzen, kindlich vor dir wandeln,
Bis der höhern Morgenröthe Licht
Aus der Erde schöner Dämm'rung bricht.

Ottenwalt.

Aus Jean Pauls Kampanerthal.

— — Der Dreyklang der Tugend, der Wahrheit und der Schönheit, der aus einer Sphärenmusik genommen ist, ruft uns aus dieser dumpfen Erde heraus, und rufet uns die Nähe einer melodischen zu. Wozu und woher wurden diese außerweltlichen Anlagen und Wünsche in uns gelegt, die bloß wie verschluckte Diamanten unsere erdige Hülle langsam zerschneiden? Warum wurde auf den schmutzigen Erdenkloß ein Geschöpf mit unnützen Lichtflügeln geklebt, wenn es in die Geburtsscholle zurückfaulen sollte, ohne sich je mit den ätherischen Flügeln loszuwinden?

Die Unförmlichkeit zwischen unserem Wunsche und unserem Verhältniß, zwischen dem Herzen und der Erde, bleibt ein Räthsel, wenn wir dauern, und wäre eine Blasphemie, wenn wir schwänden. Ach, wie könnte die schöne Seele glücklich seyn? Fremdlinge, die auf Bergen geboren sind, zehret in niedrigen Gegenden ein unheilbares Heimweh aus: — wir gehören für einen höhern Ort, und darum zernagt uns ein ewiges Sehnen, und jede Musik ist unser Schweitzerkuh-

reigen: — Am Morgen des Lebens sehen wir die Freuden, die den bangen Wunsch der Brust erhören, von uns entfernt aus späten Jahren herüberschimmern: haben wir diese erreicht, so wenden wir uns auf der täuschenden Stätte um, und sehen hinter uns das Glück in der hoffenden, kräftigen Jugend blühen, und genießen nun statt der Hoffnungen, die Erinnerungen der Hoffnungen. So gleicht die Freude auch darin dem Regenbogen, der am Morgen vor uns über dem Abend schimmert, und der Abends sich über dem Osten wölbt. Unser Auge reicht so weit als das Licht; aber unser Arm ist kurz, und erreicht nur die Frucht unseres Bodens, — und daraus folgt: nicht daß wir unglücklich sind, sondern unsterblich, und daß die zweyte Welt in uns eine zweyte außer uns fordert und zeigt. Ach was könnte man über dieses zweyte Leben, dessen Anfang schon so klar im jetzigen ist, und das uns so sonderbar verdoppelt, nicht sagen! Warum ist die Tugend zu erhaben, um uns selber, und was noch mehr ist, andere sinnlich glücklich zu machen? warum nimmt mit einer höheren Reinheit des Charakters das Unvermögen zu, der Erde, wie man sich ausdrückt, Nutzen zu verschaffen? — Wie es, nach Herschel, Sonnen gibt, denen Erden fehlen: warum wird unsere Brust von dem langsamen Fieberfeuer einer unendlichen Liebe für einen unendlichen Gegenstand aus-

getrocknet, ausgehöhlt und endlich gebrochen, und nur von der Hoffnung gelindert, daß diese Brustkrankheit, wie eine physische, einmahl die Eisstücke des Todes überdecken und heben? —

Ich fuhr fort; aber alle Schlüsse waren jetzt zu Gefühlen verdichtet: ja dann, wenn alle Wälder dieser Erde Lusthaine wären, alle Thäler Kampanerthäler, alle Inseln selige, alle Felder elysische, und alle Augen heiter: ja, dann — nein, und auch dann hätte der Unendliche unserm Geist durch diese Seligkeit den Eid ihrer Dauer gethan; aber jetzt: da so viele Häuser Trauerhäuser, so viele Felder Schlachtfelder, so viele Wangen bleich sind, da wir vor so vielen welken, rothen, zerrissenen und geschlossenen Augen vorübergehen: o könnte jetzt die Gruft, dieser rettende Hafen, bloß der letzte einschlingende Strudel seyn? — und wenn endlich nach tausend, tausend Jahren unsere Erde an der nähernden Sonnengluth ausgestorben, und jeder lebendige Laut auf ihr begraben wäre; könnte da ein unsterblicher Geist auf die stille Kugel niederschauen, und den leeren Ceremonien- und Leichenwagen ziehen seh'n, und sagen: Drunten flieht der Kirchhof des armen Menschengeschlechts in den Krater der Sonne: — auf dieser Brandstätte haben einmahl viele Schatten und Träume und Wachsgestalten geweint und geblutet; aber nun sind

sie alle längst verschmolzen und verraucht. Fliehe hin in die Sonne, die auch dich auflöst, stumme Wüste mit deinen eingesogenen Thränen und mit dem vertrockneten Blute! — Nein, der gestochene Wurm darf sich emporkrümmen zum Schöpfer, und sagen: du hast mich nicht zum Leiden schaffen dürfen! —

Und wer gibt dem Wurm das Recht zu dieser Forderung? fragte Carlson.

Der Allgütige selber, der uns das Mitleiden gibt, und der in uns allen spricht, um uns zu beruhigen, und der ja allein in uns die Hoffnungen auf ihn, und die Ansprüche an ihn erschaffen hat. — —

Die Sonne sank immer tiefer auf die Gebirge, und Riesenschatten stiegen wie Nachtraubvögel aus ihrem ewigen Schnee kalt zu uns herein. Ich nahm mit heißer Hand Carlsons seine, und sah mit nassen Augen in sein männlich schönes Angesicht, und sagte: O Carlson, auf welche blühende, große Welt werfen Sie einen unermeßlichen Leichenstein, den keine Zeit abwälzt! Sind zwey Schwierigkeiten (die Unwissenheit über unsere Verbindung mit dem Körper, und die über die Verbindung mit der zweyten Welt), die sich noch dazu auf eine nothwendige Unwissenheit des Menschen gründen, hinreichend, einen Glauben zu überwältigen, der tausend größere Schwierigkeiten allein aufhebt, ohne den unsere Existenz ohne Ziel, unsere

Schmerzen ohne Erklärung, und die göttliche Dreyeinigkeit in unserer Brust drey Plagegöttinnen und drey fürchterliche Widersprüche blieben? Vom gestaltlosen Erdwurm bis zum strahlenden Menschenangesicht, vom chaotischen Volke des ersten Tages bis zum jetzigen Weltalter, von der ersten Krümmung des unsichtbaren Herzens bis zu seinem vollen kühnen Schlag im Jüngling geht eine pflegende Gotteshand, die den innern Menschen führt und nährt, ihn gehen und sprechen lehrt, und ihn erzieht und verschönert — und warum? damit, wenn er als ein schöner Halbgott sogar mitten unter den Ruinen seines veralteten Körpertempels aufrecht und erhaben steht, die Keule des Todes den Halbgott auf ewig zerschlage? Und auf dem unendlichen Meere, worin der kleinste Tropfenfall unermeßliche Kreise wirft, auf diesem hat ein lebenslanges Steigen des Geistes, und ein lebenslanges Fallen desselben einerley Folge, nähmlich die Vernichtung? — Und da mit unserem Geiste nach den nähmlichen Grundsätzen auch die Geister aller andern Welten fallen und sterben müßten, und nichts auf der von dem Leichenschleyer und der Trauerschleppe überhüllten Unermeßlichkeit übrig bleibt, als der ewig säende und niemahls erntende, einsame Weltgeist, der eine Ewigkeit die andere betrauern sieht; so ist im ganzen geistigen All kein Ziel und Zweck, weil der in ein Uni-

versum aus succedirenden oder successiven Ephemeren, in eine unsterbliche Legion aus Sterbenden, zertheilte und zertragene Zweck der Entwicklung ja keiner für die verschwundenen Ephemeren, höchstens für die letzte wäre, die nie kommen kann. Und alle, alle diese Widersprüche und Räthsel, wodurch nicht bloß alle Wohllaute, sondern alle Saiten der Schöpfung zerrissen werden, müssen Sie annehmen, bloß weil sich zwey Schwierigkeiten, die unsere Vergänglichkeit eben so wenig auflöst, vor Sie stellen. Geliebter Carlson! in diese Harmonie der Sphären wollen Sie ihren ewig schreyenden Mißton bringen! Sehen Sie wie sanft und gerührt der Tag geht, wie erhaben die Nacht kömmt, — o dachten Sie nicht daran, daß unser Geist glänzend einmahl eben so aus der Grube voll Asche steigen werde, da Sie einmahl den milden und lichten Mond groß aus dem Krater des Vesuvs aufgehen sahen?

Die Sonne stand schon hoch auf den Gebirgen, um sich in's Meer zu stürzen, und in die neue Welt zu schwimmen. — — — Die Häupter der Berge trugen Kränze und Ketten von Rosen aus Wolken gemacht; aber so oft sich Sterne aus dem leeren, tiefen Äthermeer herausdrängten und aus den blauen Wellen glänzten, so erblichen Rosen an den Bergen, und fielen ab. Nur das Mittagshorn schaute wie ein

höherer Geist lange der tiefen, einsamen Sonne nach, und glühte entzückt. Die Nachtigallen wachten in den Rosenhecken am Wasser auf, und zogen mit den Tönen ihres kleinen Herzens tief in das große menschliche, und glühende Johanniswürmchen schweiften um sie von Rose zu Rose, und im spiegelnden Wasser schwebten nur fliegende Goldkörner über gelbe Blumen. — Aber da wir gen Himmel sahen, schimmerten schon alle seine Sterne, und die Gebirge trugen statt der Rosenketten ausgelöschte Regenbogen, und der Riese unter den Pyrenäen war statt der Rosen mit Sternen gekrönt. — O mußte dann nicht jeder entzückten Seele seyn, als falle von der gedrückten Brust die irdische Last, als gebe uns die Erde aus ihrem Mutterarm reif in die Vaterarme des unendlichen Genius, als sey das leichte Leben verweht? — Wir kamen uns wie Unsterbliche und erhabener vor, wir wähnten, das Sprechen über die Unsterblichkeit habe bey uns den Anfang der unsrigen bedeutet. — —

Nadine umfing endlich gerührt die Schwester und sagte: O wir lieben uns ewig und unsterblich, gute Schwester! — Carlson rührte zufällig die Saiten der Laute an, die er trug: Gione nahm sie mit der einen Hand, und gab ihm die andere, und sagte: Unter uns allen werden Sie allein von diesem tristen Glauben gequält, — und Sie verdienen einen so schönen!

Dieſes Wort der verhüllten Liebe ſtürzte ſein langgefülltes Herz um, und zwey heiße Tropfen wanden ſich aus den geblendeten Augen, — und er ſagte, indem er nach dem Gebirge hinüber ſchaute: Mein ganzes Herz iſt Ihrer Meinung, und mein Kopf wird ihm langſam folgen.

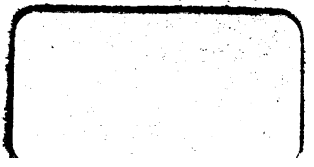
Inhalts-Verzeichniß
des zweyten Bandes.

	Seite
Über Unaufgelegtheit, von Ottenwalt.	1
Zwey Gespräche aus Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates.	21
Die zwey ersten Kriege der Griechen gegen die Perser. (Fortsetzung.)	53
An Klio, von Ottenwalt.	111
Die Einleitung zu Sallust's Jugurtha, übersetzt von A. v. Spaun.	115
Kurze Sprüche und Maximen.	120
Wittich der Starke (Fortsetzung).	127
Pant's Krönungsfest, von Jos. Kenner.	195
Kluge und scharfsinnige Sprüche der Deutschen aus Zinkgräf's deutschen Apophtegmen.	203
Mahnung, von Johann Mayrhofer.	210
Anekdoten zur Charakteristik Kaiser Rudolphs von Habsburg, von Posselt.	211
Einiges aus der Geschichte Kaiser Otto III. und seiner Zeit, von Ottenwalt.	218
Kurze Sprüche und abgerissene Stellen zur Warnung, Ermunterung und Beherzigung für Jünglinge, welche sich vorzüglich auf das Studium der Philosophie verlegen.	254
Das Leben des Gemüthes, von Joh. Mayrhofer. .	297
Raphael. Ein Gespräch.	298
Gedanken über verschiedene Gegenstände von A. v. Spaun.	310
Daß der Leidenschaft der Liebe Widerstand geleistet werden kann und soll, von Lichtenberg	313

Über die Leiden des jungen Werthers, von Claudius. . 318
Das Irrlicht, von Joseph Kreil. 320
Gehalt des Lebens, von Ottenwalt. 322
Der Schiffer, von Joh. Mayrhofer. 325
Der Felix-Tag, von A. v. Spaun. 326
Die Seen, von Ottenwalt. 343
Ein Auszug aus Jean Pauls Kampanerthal. . . . 363

Verbesserungen zum ersten Band.

Seite.	Zeile.	statt:	lies:
2	20	Nenn' mich	Nenne mich
3	5	aufnummst, o	aufnimmst, wenn, o
12	10	weihet	weih't —
—	13	Theges,	Theages
44	25	Volkes,	Volk's
45	10	Verdenkst du's	Verdienst du es
50	8	griechische	griech'sche
59	20	dem Blick, und dem	den Blick, und den
90	13	den Plan	dem Plan
94	5	Aristogriton	Aristog iton
122	19	Sitenmahl	Sintemahl
126	4	mit seinen	und seine
128	4	Herr,	Herr, sprach Hildebrand,
131	8	diesen	dieser
139	7	Dietrich	Wittich
144	19	hangen	liegen
147	2	Osantrix	Attila
157	6	mit seinen	zu seinen
161	10	veille	viele
192	*	in der	wider
197	23	Gottesahndung	Gottesahnung
200	2	erste der	er erst
204	2	Sie	Sieh
216	9	Sch.	Ottenwalt
231	17	er ihm	der Engel ihm
222	8	ihn	sie
224	15	Norden	Osten
225	23	einem	einen
236	5	sprieß und	sprießend
255	1	Phöniterinnen	Phönikerinnen
258	14	gehe —	geh' —
259	12	Frage	frag'
260	1	Kadmeiestadt	Kadmeierstadt.



Wie
In der Franz Här

Wien, 1818.
Härter'schen Buchhandlung